

ANZEIGER

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

SECHZEHNTER BAND

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1904.

M. DuMont-Schauberg, Straßburg.

Inhalt.

	Seite
Rhys Davids T. W. Buddhist India (Edmund Hardy)	1
Finck F. N. Lehrbuch des Dialekts der deutschen Zigeuner (Arthur Thesleff)	4
Gildersleeve B. L. Problems in Greek Syntax (Hans Meltzer) . .	5
Dieterich K. Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Sprache von der hellenistischen Zeit bis zum 10. Jahrh. n. Chr. (Felix Solmsen)	8
Τσερέπης Γ. Ν. Τὰ σύνθετα τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης (Albert Thumb)	11
Gilliéron J. et Edmont E. Atlas linguistique de la France (Maurice Grammont)	12
Meyer E. H. Mythologie der Germanen (E. Mogk)	21
Pipping H. Bidrag till Eddametrik (Marius Kristensen)	23
van Helten W. Die altostniederfränkischen Psalmenfragmente, die Lipsius'schen Glossen und die altsüdmittelfränkischen Psalmenfragmente (J. H. Kern)	26
Verschuur A. Klankleer van het Noord-Bevelandsch (J. Franck) .	33
Polzin A. Studien zur Geschichte des Deminutivums im Deutschen (J. Schatz)	34
Tappolet E. Über den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz (J. Zimmerli)	35
Schatz Jos. Die Tiroler Mundart (O. Brenner)	41
Hintner Val. Die Stubai-Ortsnamen mit Einschluß der Flur- und Gemarkungsnamen (J. Schatz)	43
Gerzon Jak. Die jüdischdeutsche Sprache (Richard Loewe) . . .	43
Poržezinskij V. K. K istorii form sprjaženija v baltijskich jazykach. — Vozvratnaja forma glagolov v litovskom i latyšskom jazykach (Joseph Zubatý)	50
Günther S. Ziele, Richtpunkte und Methode der modernen Völkerkunde (Friedrich Ratzel)	64
Mitteilungen:	
Zu Anzeiger 13 S. 294 (K. Brugmann)	66
Personalien	66

ANZEIGER

FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG.

SECHZEHNTER BAND.

1., 2. und 3. HEFT.

Rhys Davids T. W. Buddhist India. London T. Fisher Unwin, New-York G. P. Putnam's sons 1903. XV u. 332 S. 8° 5 M. (bildet einen Teil des Werkes The Story of the Nations).

Es war ein methodologischer Fehler, die Altindiens Kultur betreffenden Probleme einseitig im Lichte der brahmanischen Literatur zu behandeln. Ein verzeihlicher Fehler jedenfalls, solange die nichtbrahmanischen Literaturen noch nicht zugänglich gemacht waren, und ein Fehler, dem auch jetzt, nachdem solche Literaturen mehr oder weniger vollständig erschlossen worden sind, mildernde Umstände zugebilligt werden müssen. Ein Blick auf die Bücherbretter unserer Bibliotheken gibt einen Begriff von der Arbeit, die derjenige zu leisten hat, welcher jener Einseitigkeit nicht zum Opfer fallen will. Nicht in allen Fällen aber unterblieb die methodische Ausbeutung der nichtbrahmanischen Quellen aus dem angeführten Grunde. Rhys Davids hat nicht so ganz Unrecht von 'brahmins' zu reden, und erspart mir damit das Nähere über diese Klasse von Indologen. Mit ihrer Zeichnung leitet das Buch ein, das durch seinen Titel 'Buddhist India' natürlich nur ausdrücken soll, daß einmal in einem beträchtlichen Teile des arischen Indiens die Kultur ein nichtbrahmanisches Gepräge trug. Solchen 'brahmins' verabreicht der Vorkämpfer für den 'rajput-Standpunkt' eine starke Dosis antibrahmanica. Indem jedoch dieser Zweck, ein theapeutischer also, den andern, weitere Kreise für ein großes und wichtiges Stück aus Indiens Vergangenheit zu interessieren, einschließt und durchdringt, geht die Frontlinie gleich in ihrer ganzen Ausdehnung zur Offensive über. Von den 16 Kapiteln, die das Buch umschließt, ist das eine und das andere schon kein ungefährliches Manövergefecht mehr zu nennen. Kap. IX 'Sprache und Literatur. I. Allgemeine Gesichtspunkte' soll dies beleuchten.

Im 6. Jahrh. v. Chr. oder nicht viel früher erscheint eine Spezies von Disputierkünstlern auf der Bildfläche, die Wanderer (pāribbājakas) genannt. Sie wanderten in den regenfreien 8—9 Monaten im Lande umher und suchten nach Gelegenheiten zu Disputationen. Mit den griechischen Sophisten haben sie das gemein, daß unter ihnen alle Schattierungen der Intelligenz und des Charakters vertreten waren. Auch Frauen, die 'Wanderer' waren, werden erwähnt. Der Ehe enthielten sie sich, aber verbanden mit der Enthaltksamkeit keine Selbstpeinigungen. Die Zugehörigkeit der Sākyaputtiyaśamaṇas, der Nigaṇṭhas und der Ājivakas zu den 'Wanderern' verleiht der ganzen Spezies einen auch numerisch nicht

zu verachtenden Wert. Von andern Korporativbildungen, welche vielleicht hierher zu rechnen sind, kennen wir nur die Namen. Nun ist im Auge zu behalten, daß das Schwärmgebiet der 'Wanderer' sich vom Kuruland im W. nach Magadha im O., von Sāvatthi und Kusinārā im N. nach Ujjeni im S. erstreckte, daß dennoch aber die Verschiedenheit der Sprache sich nicht einmal dem Disputieren über subtile Fragen hinderlich erwies. Das klassische Sanskrit kam erst viele Jahrhunderte später auf und das Idiom der Brāhmaṇas war eine Spezialität der Brahmanen und ungeeignet für diesen Zweck. Zudem waren weitaus die meisten 'Wanderer' Nichtbrahmanen. Hier bringt Rh. D. folgende Erklärung in Vorschlag:

Die 'Wanderer' bedienten sich einer Sprache, welche die gebildete Laienwelt verstand, und deren Verhältnis zu den Lokaldialekten wir uns ähnlich dem des Londoner Englisch in Shakespeares Zeit zu den Dialekten in Somersetshire, Yorkshire und Essex zu denken haben. Das Aufkommen einer solchen Sprache war bedingt durch den politischen Zusammenschluß einer Anzahl von Kleinstaaten im Königreich Kosala (ungefähr = den heutigen United Provinces) und den erst damals (kurz vor dem Auftreten des Buddhismus) möglichen Verkehr in größerem Stile innerhalb eines ausgedehnten Gebietes. Auf diese Weise bereitete die Politik den 'Wanderern' die Wege, und sie hatten ihrerseits den Hauptanteil an der Ausbildung jener Umgangssprache. Diese Erwägung ist geeignet, die herrschende Ansicht zu erschüttern, wonach die Brahmanen die alleinigen oder wenigstens die im Vordertreffen stehenden Bannerträger der Kultur in Indien in den Jahrhunderten vor und um den Beginn unserer Zeitrechnung gewesen sind. Von der Inschriftenforschung aber wird schließlich das erlösende Wort gesprochen. Rh. D. folgt Professor Bhandarkar.

Erst im 2. Jahrh. n. Chr. kommen Landschenkungen an Brahmanen vor, doch nicht vor dem 4. Jahrh. kann von einem brahmanischen Einfluß die Rede sein. Und die Sprache! Bh. sagt von ihr im Hinblick auf die früheren Inschriften, daß sie "indicates a greater deference for the people who used it, than for Brahmanic learning". O. Frankes 'Pāli und Sanskrit' sollte uns sowohl nach der inschriftlichen (und numismatischen) als auch nach der sprachlichen Seite scharf umschriebene Ergebnisse bringen. Unabhängig von Franke hat Rh. D. ein Bild der Sprachenfolge entworfen; eine Skizze, die verdient, hier ungekürzt wiedergegeben zu werden, wenn auch von ihrer Konfrontierung mit Frankes Skizzierung seiner Ansicht von dem sogen. Gesamt-Pāli ohne sachliche Einbuße abgesehen werden kann. Denn der eine mir vorschwebende Zweck war und ist Kap. IX als Paradigma.

1. Die von den arischen Einwanderern gesprochenen Dialekte und die der dravidischen und kolarischen Bevölkerung Indiens.

2. Alt-Hoch-Indisch, das Vedische.

3. Die von den Ariern (die jetzt oft mit den Dravidiern durch Ehe und politisches Gemeinwesen verbunden sind) in ihren Ansiedlungen längs den Ausläufern des Himālaya von Kaschmir bis nach Nepal oder das Industal entlang und dann quer durch bis nach Avanti oder in den Tälern der Jumna und des Ganges gesprochenen Dialekte.

4. Zweit-Hoch-Indisch, das Brahmanische, die Literatursprache der Brāhmaṇas und Upanishads.

5. Die Landessprachen von Gandhāra bis nach Magadha zur Zeit des Aufkommens des Buddhismus, die wahrscheinlich keine zu großen

Verschiedenheiten zeigten und mehr oder weniger leicht für alle aus diesem Gebiet verständlich waren.

6. Eine Umgangssprache, die sich wahrscheinlich auf dem Lokaldialekt von Sāvātthi, der Hauptstadt von Kosala, aufbaute und unter den Beamten, Kaufleuten und den gebildeteren Ständen - allgemein im Gebrauche war, aber nicht im Bereich von Kosala allein, sondern östlich und westlich von Delhi bis nach Patna hin und nördlich und südlich von Sāvātthi bis nach Avanti hin.

7. Mittel-Hoch-Indisch, Pāli, die auf Nr. 6 aufgebaute Literatursprache, wahrscheinlich in der in Avanti gesprochenen Form.

8. Der Asoka-Dialekt, auf Nr. 6 beruhend, vornehmlich der Patna-Form, aber unter dem Einfluß des Strebens nach Annäherung an Nr. 7 und 11.

9. Die Ārdha-Magadhi, der Dialekt der Jaina-Aṅgas.

10. Der Lena-Dialekt der Höhleninschriften vom 2. Jahrh. v. Chr. an aufwärts, auf Nr. 8 beruhend, doch mehr und mehr Nr. 11 sich nähernd, bis er zuletzt darin aufgeht.

11. Normal-Hoch-Indisch, Sanskrit — nach Form und Wortschatz aus Nr. 4 herausgearbeitet, aber erheblich bereichert mit Wörtern aus Nr. 5—7, die dann den Formprinzipien von Nr. 4 entsprechend gestaltet werden. Lange nur die Literatursprache der Brahmanenschulen, ward es vom 2. Jahrh. n. Chr. an aufwärts zunächst in Inschriften und auf Münzen verwendet und vom 4. und 5. Jahrh. an zur lingua franca der indischen Literaten erhoben.

12. Die Landessprachen vom 5. nachchristlichen Jahrh. an.

13. Prakrit, die Literaturform dieser Sprachen, vornehmlich der Mahāśāhtri, welche selbst nur jüngere Formen der Schwesterdialekte von Nr. 6 sind.

Nachdem der brahmanische Einfluß in Nordindien im 4. und 5. Jahrh. n. Chr. erstarkt und befestigt war, entwickelte er sich auch zum Hauptfaktor im Süden, und als er hier festen Fuß gefaßt hatte, bot der Süden dem Norden seine Unterstützung. Kumārila und Sankara stammten aus dem Süden. Der Sieg gehörte dem Brahmanentum, aber es könnte keinen größeren Fehler gehen als diesen Sieg vorzudatieren, mit andern Worten anzunehmen, daß die Lage der Dinge am Anfang des Kampfes die gleiche war wie am Ende. Eine Macht repräsentierte das Brahmanentum zwar allzeit, und unter seinen Gliedern begegnet uns Männer, welchen die Geisteskultur Indiens Großes verdankt, zählten doch auch die 'Wanderer' angesehene Brahmanen zu den ihrigen, und hatten nicht Jainas wie Baudhdhas Brahmanen in ihren Orden? — aber ganz falsch wäre es, die indische Kultur durch die brahmanische Brille zu betrachten. Denn weder war die Wissenschaft und Intelligenz monopolisiert, noch gab es einen religiösen Brauch und Glauben. Schon vor dem Buddhismus ging die Geistesbewegung hauptsächlich von Laien aus und nachher bis zum Beginn der christlichen Zeitrechnung und darüber wurden die Brahmanen vom Volkstum überflügelt und durch die hier treibenden Ideen kalt gestellt.

Ich wollte den Eindruck dieser Apologie durch Zwischenbemerkungen nicht stören, und sie würden sich auch nur auf Fragen beziehen, welche die Hauptfrage: Soll die indische Kulturgeschichte unter der suggestio falsi der von den Brahmanen verballhornten Daten arbeiten? nicht verschieben.

Zu dieser Hauptfrage nun befinde ich mich in vollkommener Übereinstimmung mit dem Verfasser des "Buddhist India". Es kostet mich Überwindung, hier abubrechen, wo ich gern noch das eine und das andere aus dem reichen Inhalt des reich illustrierten Buches hervorziehen möchte. Daß in den Zitaten nicht alles (und mehr als ich anfangs glaubte) in Ordnung ist, wird niemand mehr bedauern als der Verfasser, der, wie er in der Vorrede sagt, es schrieb "in scraps of time rescued, with difficulty, from the calls of a busy life". Das Buch, das im Sommer 1903 erschien, war bereits im November des nämlichen Jahres vergriffen, ein unerhörter Erfolg.

Bonn.

Edmund Hardy.

Finck F. N. Lehrbuch des Dialekts der deutschen Zigeuner. Marburg Elwert 1903. XIII. 95 S. 2,80 M.

Der Verf. hat einen Versuch gemacht, die Sprache der deutschen Zigeuner in einer, ihre gesamte grammatische Gestaltung berücksichtigenden Weise zur Darstellung zu bringen. Der Verf. ist der erste, der eine derartige Arbeit über die Zigeunersprache veröffentlicht: Er hat seinen Zweck erreicht, sein Versuch ist sehr gut ausgefallen. Sein Lehrbuch wird für die künftigen Forscher auf diesem Gebiete von der größten Bedeutung sein, es wird das Studium der Zigeunersprache erleichtern, und mühevollen, oft jahrelange Vorstudien werden durch sein Lehrbuch vermieden werden. Zwar hat er von allen sprachgeschichtlichen Erklärungen abgesehen und nur eine bloße Darstellung der Tatsachen gegeben; denn der Zweck des Lehrbuches ist die praktische Erlernung der Zigeunersprache. "Eine solche anspruchsvolle praktische Anleitung zur Beherrschung ist nun aber einmal nicht zu umgehen, wenn man weitere Fortschritte auf dem in Frage kommenden Gebiete erhofft". Der jetzige Stand der Zigeunerphilologie scheint ganz entschieden in erster Linie tieferes Eingehen auf die ganze Gestaltung der einzelnen, bisher meist nur flüchtig skizzierten Mundarten zu erheischen. Die Zigeunerphilologie muß und wird über das Studium der einzelnen Wörter hinausgehen, um die Sprache in ihrer allseitigen Entfaltung zu behandeln. Der Verf. hebt hervor, wie auf dem Gebiete der deutschen Zigeunersprachforschung so wenig und zum Teil recht fehlerhafte Aufzeichnungen veröffentlicht sind (Liebig, Frenckel, Tielich), daß eine Grammatik selbst der bescheidensten Art nicht gebildet werden kann. Diese Aufzeichnungen lehren, wohin man mit Vokalabfragerei und Interlinearübersetzungen kommen kann. Finck dagegen hat mit seiner Arbeit gezeigt, daß man nur mit einer praktischen Beherrschung der Sprache ein Kenntnis der grammatischen und syntaktischen Baues der betreffenden Mundart erreicht.

Der Verf. hat hinsichtlich der Lautbezeichnung zwei Vokalzeichen hinzugefügt, nämlich *é* und *o* für die offenen *e*- und *o*-laute. Die Laute sind wohl allzu sehr phonetisch behandelt. Ich habe mehrmals die Erfahrung gemacht, daß selbst in derselben Mundart die Laute so schwanken können, daß es nicht möglich gewesen ist, sie genau festzustellen. Daß ein Schwanken der Laute auch bei Fincks Zigeunern vorkommt, sieht man z. B. am Worte *tsutšo*, das mit Negierung *bidžudšo* heißt.

Von großer Bedeutung sind die von Finck zum ersten Male vollständig angeführten Betonungsregeln.

Das Lehrbuch zerfällt in fünf Teile, nämlich: Laut-, Wort-, Satzlehre; Sprachproben, Glossar.

Wir können nur wünschen, daß der Verf. auch andere Zigeunermundarten derart behandeln möchte wie jetzt die deutsche.

Stockholm.

Arthur Thesleff.

Gildersleeve B. L. Problems in Greek Syntax. Baltimore 1903.

Der Hauptinhalt dieser aus dem 23. Bande des von dem Verfasser geleiteten "American Journal of Philology" abgedruckten drei Artikel ist folgender: Die Sprache eines so eigenartig künstlerisch angelegten Volkes wie es das hellenische war, darf nicht einseitig mit den Hilfsmitteln mechanischer Statistik angesehen werden, sondern ist nur durch psychologisch individualisierende Vertiefung in den ganzen Zusammenhang zu erfassen: schließlich muß jede syntaktische Aufgabe bis zu einem gewissen Grade zu einem stilistisch-ästhetischen Problem werden. Die syntaxis ornata reicht viel weiter als man gemeinhin denkt, und vieles, was wir auf den ersten Blick für urwüchsig halten, stellt sich dem genauer zusehenden Auge als Ergebnis konventioneller Tradition heraus. Vor allem sind die schriftstellerischen Perioden, Gattungen und Persönlichkeiten weit schärfer zu sondern als dies häufig geschieht; man muß auch hier die Stimmen wägen und nicht bloß zählen: *le style, c'est l'homme*. Von diesen Worten aus betrachtet, gewinnen scheinbare Kleinigkeiten nicht selten eine tiefere Bedeutung: so z. B., wenn wir bemerken, daß das lapidare Gepräge des lateinischen Ausdrucks zu einem guten Teil auf dem Fehlen des Artikels beruht, und daß in *invidetur mihi* neben *φθονοῦμαι* der neuerdings so viel verhandelte Rassengegensatz von Römer- und Hellenentum eine blitzartige Beleuchtung erfährt, insofern jene Konstruktion die Autorität der Regel, diese das Recht der Persönlichkeit in den Vordergrund rückt. Ähnlich ist es, wenn wir hören, daß die hypothetischen Sätze bei dem konservativen Aischylos an Zahl weit schwächer vertreten sind als bei dem skeptischen Euripides, oder daß das bei Homer noch nicht vorkommende Fut. pass. auf *θήσονται* besonders in dem alle Begriffe haarscharf ausprägenden Zeitalter der Sophistik seinen Nährboden hat. Die Stellung *ὅς ἐστιν* klingt naiv, das vielfach wiederkehrende *ὅδε* verleiht Herodots Erzählung den Ton traulicher Plauderei, die Hinzufügung des unbetonten Personalpronomens zum Verbum in *ἐγώ εἰμι*, *ἐγώ εἰμι* entstammt der gewöhnlichen Redeweise und paßt daher trefflich zu Aischines, ebenso wie der freie Gebrauch des Infinitivs, mit Artikel das Kennzeichen unfeinerer Stilisten wie Polybios, ist, ebenso tritt das Perfektum um so mehr hervor, je mehr sich der Autor dem täglichen Leben nähert, und hat *οὐ μή* einen unaristokratischen Klang, wofür auch sein Überwuchern in der *Κοινή* des N. T. angeführt werden kann. *Μὴ οὐ* mit Inf. oder Partiz. ist eine Kühnheit, die dem jonischen Blut entströmt, *εἰ* und *ὅτι* mit Konj. ohne *ἄν* ist einer der Nachklänge der homerischen Tonweise in der Tragödie, der Optativ in abhängiger Rede nach Haupttempus ein besonders gewagtes Schelmenstück (*gaminerie*) des "ungezogenen Lieblings der Musen" (*gamin*) Aristophanes. Die Setzung oder Weglassung des Artikels bei Abstrakten bewirkt keinen Unterschied des Sinnes: es handelt sich dabei bald um Rücksichten des Wohlklangs, bald um solche der Deutlichkeit (so, wenn Subjekt und Prädikat auseinander gehalten werden sollen). Der Dativ ist kindlicher als der Ge-

nitiv, wenn der Besitzer dadurch bezeichnet wird, und wärmer als der Lokativ. Die aktivische Akkusativkonstruktion birgt viel mehr Leben in sich als die im übrigen gleichbedeutende passivische Nominativfügung. Das Partizipium enthielt anfänglich alle logischen Färbungen ungeteilt in der zeitlichen und besonders die konditionale entwickelte sich erst später, wie man vorzüglich daran sieht, daß die Hinzufügung von μή bei Homer noch nicht auftritt, während sich umgekehrt der Infinitiv als dativisches Nomen ursprünglich gegen οὐ sträubt und ein οὐ διαλῶσαι ebenso abstoßend wirkte, wie dann οὐ διδῶαι; beiläufig bemerkt, ist das 'ideale' μή aus derselben Wurzel wie das imperativische abzuleiten. Das historische Präsens ist zwar ein Erbstück des Hausbedarfs (*house holdstock*), aber als *representative and, not narrative* vom höheren Stil, wie der des Epos ist, ausgeschlossen und hoffähig geworden, wie so mancher andere Emporkömmling, durch das Drama. Die Aktionen des Verbuns sind gegenüber neueren Angriffen aufs entschiedenste in Schutz zu nehmen und gehören zu dem bis ans Ende bewahrten nationalen Sprachgut des Griechentums; scheinen sie einmal zu schlafen, so sind sie doch jederzeit leicht zu erwecken. Mag auch der Unterschied in der Bedeutung des Imperfekts und Aorists erst durch allmähliche Differenzierung entstanden sein, so ist er in historischer Zeit doch da und steht durchaus fest und sicher. Dagegen sind die Kunstausrücke dafür nicht einwandfrei und besonders schädlich die Worte *prolonged* oder *durative* für den Präsens-, *momentary* für den Aoriststamm.

Indem wir uns diesem Urteil anschließen, möchten wir es noch auf eine Benennung ausdehnen, die Gildersleeve selbst für die actio imperfecta vorschlägt, wenn er sie *paratatic* tauft, während *apobatic* für den Aorist nicht übel scheint, jedenfalls den nicht-ingressiven. Wenn er ferner (S. 248) sagt, wir hätten die Grundbedeutung des Perfekts rein präsentisch zu fassen: *And yet it is not so very many years since 'I have set up a yell and therefore am yelling' was gravely put forward as an explanation of the tense of κέκραγα. Few would venture nowadays to explain τέτριγα and δέδια as perfects of completed action*, so gestatte ich mir den Hinweis darauf, daß unter den Leuten, die eben diese Erklärung wagen, sich niemand anders befindet, als B. Delbrück, vgl. Synt. II (1897!) S. 177—213, wo gerade die Verben der Gemütsbewegung und des Schalles unter dem "Perfektum des erreichten Zustandes" abgehandelt werden. Wenn sodann die Erklärung von ἐποίησεν *faciebat* in Künftleraufschriften als *almost sentimental* abgetan und vielmehr wiedergegeben wird mit "*was the maker*" wie ἐτίκτε mit "*was the mother*", so gestehe ich, daß mir die letztere Bedeutung solange zweifelhaft ist, als nicht eine kritische Nachprüfung sämtlicher dafür in Betracht kommender Stellen erfolgt ist; weiterhin ist in Rechnung zu nehmen die nicht leichthin wegzuerwerfende Tatsache, daß die Alten über den Fall schon selbst so dachten wie wir, was Gildersleeve auch anerkennt, und daß die Abtönung einer gewissen Bescheidenheit nicht notwendig sentimental genannt werden muß, sondern auch liebenswürdig und gewinnend heißen darf; daß sie sich überdies aus dem Wesen der actio im-perfecta ganz ungezwungen ergibt, liegt auf der Hand. Wenn wir S. 134 lesen *Originally modal, the future leads us to expect the negative μή*, so darf doch nicht übersehen werden, was Brugmann Gr. Gr.³ (1900), S. 499 bemerkt, daß nämlich von einem einheitlichen Grundbegriff des Modus nicht die Rede sein kann und (S. 500), daß scharfe Grenzlinien nicht zu

ziehen sind. Völlig neue Bahnen wandelt Gildersleeve, falls ich ihn nicht mißverstanden habe, in seinen Ausführungen über den Konjunktiv in der abhängigen Rede nach Nebentempus. Er behauptet, von Anfang an habe, festem Herkommen gemäß, nach Haupttempus der Konjunktiv, nach Nebentempus der Optativ stehen müssen: *It is the unconventionality of the subjunctive after the historical tenses that gives it the charm of dramatic directness, of what is called repraesentatio*. Nun kann man gewiß zugeben, daß die Wahl des Konjunktivs an Stelle des Optativs zu einem stilistischen Kunstmittel gemacht werden konnte und wahrscheinlich auch da und dort gemacht worden ist und insoweit ein Übergriff des ersteren in das Gebiet des letzteren stattgefunden haben wird. Daß jedoch vorher in der nicht künstlerisch geregelten Sprache gerade der entgegengesetzte Fall in weit stärkerem Maß eingetreten sei, wird einerseits dadurch nicht ausgeschlossen, andererseits aber durch alles, was wir über die Entstehung der oratio obliqua aus der oratio recta durch "Modusverschiebung" zu wissen glauben, wenn ich nicht irre, gebieterisch gefordert. Wenigstens faßt O. Behaghel, der wohl als Wortführer der herrschenden, von dem amerikanischen Gelehrten freilich als *unhistorical* gebrandmarkten Lehre bezeichnet werden darf, den Hergang so auf in seinem trotz einiger Schwächen mit Recht hochgeschätzten Buche über den Gebr. d. Zeitf. i. konj. Nebens. d. Deutschen, 2. A., Paderborn 1899, S. 160 ff.; ebenso erklärt W. W. Goodwin Synt. of the Moods and Tenses of the Greek Verb, London 1897 S. 256: *each subjunctive of the direct discourse may be either changed to the same tense of the optative or retained* usw. Brugmann spricht Gr. Gr.³ S. 508 vom "Opt. als Stellvertreter des Konj. der direkten Rede". Doch mag dem sein, wie ihm wolle, so scheint jedenfalls die Ausdrucksweise des Verfassers etwas gar volltönend (S. 130): *we cannot appreciate what the French call the inconsequences of the coquette, Language. The audacious substitution at pleasure of the subjunctive for the optative is a revolution like that of the sophists, like that of the ἀνθρωπίνου μέτρον, like that of the droits de l'homme*. Ähnliche Überstiegenheiten, die dem krampfhaften Bestreben entsprungen sein dürften, handgreiflich nachzuweisen, daß die Trockenheit grammatischer Forschung nicht notwendig zu geistloser Öde führen müsse, begegnen auch sonst, z. B. S. 128 *A syntactical journey is a journey like any other from pine to palm, from snow to Sahara* oder S. 14, wo in πεμπταῖος [ἄφικετο u. ä.] gefunden wird "*the son of the fifth day*", wie in Κλεινίαιος der Sohn des Kleinias; nur schade, daß letzteres ziemlich schwunglos heißt Cliniae proprius! Gezierter klingt schon was S. 132 über den Verlust des Infinitivs im Neugriechischen zu lesen steht: *This is one of those mutilations to which one may resign oneself; but one cannot kiss a wooden hand though Goetz von Berlichingen may fight valiantly with an iron one*. Aber den Gipfelpunkt der — man verzeihe das harte Wort — Geschmacksverirrung erreicht doch S. 24 das Gleichnis, worin das Partizipium absolutum erläutert wird: es ist nämlich, richtig betrachtet, nichts anderes als *Milton's tawny lion pawing to get freed his hinder parts* (lohfarbener Löwe, scharrend, um frei zu bekommen sein Hinterteil)! Anstatt dem verständigen Kritiker Recht zu geben, der *has been offended* durch dieses erhabene lächerliche Bild, bemerkt Gildersleeve *few scholars like any figures except their own* und führt nochmals aus: *The paws, I need not say, are the participles and the hinder parts are the genitive*.

Doch diese Grillen so wie eine gewisse Voreingenommenheit gegen deutsche Leistungen, wie sie uns auf den ersten Seiten entgegenzutreten scheint; wo besonders eine Zahl falscher Silbenquantitäten aufgestochen und das englische, uns sonderbar veraltet anmutende lateinische Versemachen höchlich empfohlen wird, hindern uns nicht, die Fülle fruchtbarer Mitteilungen dankbar anzuerkennen und dem Grundsatz des hervorragenden und hochverdienten Gräzisten jenseits des Ozeans unsere Huldigung zu zollen, daß nicht die alte Nacht und das Chaos unsere Herrscher sind, sondern mutig eindringende Forschung, von der Plautus sagt: "Nil tam difficile est, quin quaerendo investigari possiet".

Cannstatt.

Hans Meltzer.

Dieterich K. Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Sprache von der hellenistischen Zeit bis zum 10. Jahrh. n. Chr. (Byzantinisches Archiv, hrsg. v. K. Krumbacher. Heft 1.) Mit einer Karte. Leipzig Teubner 1898. XXIV u. 326 S. 8°. 10 M.

Später als billig gelange ich dazu, Karl Dieterichs Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Sprache in ihrem Übergange vom Alt- zum Neugriechischen hier zur Anzeige zu bringen. Inzwischen sind eingehende Besprechungen von Hatzidakis GGA. 1899, 505 ff., W. Schmid Wochschr. f. klass. Phil. 1899, 505 ff., Schweizer Berl. phil. Wochschr. 1899, 498 ff., Thumb Byz. Ztschr. 9, 231 ff. erschienen, und ich kann mich dem Urteile, das diese vortrefflichen Kenner des Spätgriechischen über Wert und Bedeutung des Buches gefällt haben, im wesentlichen nur anschließen. Es ist nützlich als Sammlung eines reichhaltigen Belegmaterials für einen großen Teil der Erscheinungen auf dem Gebiete der Laut- und Flexionslehre, die das Neugriechische im Gegensatz zum Altgriechischen kennzeichnen, und ich zweifle nicht, daß es in diesen Jahren vielfach aufgeschlagen worden ist behufs erster Orientierung über das Aufkommen solcher Erscheinungen. Es hat weiter eine geschichtliche Bedeutung innerhalb der der Koine und den Anfängen des Neugriechischen geltenden Studien: es hat zum erstenmal mit vollem Nachdruck die Frage aufgeworfen und zu beantworten versucht, nicht nur wann, sondern auch wo, in welchem Teile des weiten Sprachgebiets jene Veränderungen zuerst auftreten. Freilich ist dieser Versuch mit nicht zureichenden Mitteln unternommen und darum in der Mehrzahl der behandelten Fälle mißlungen. Das liegt zum Teil an dem Stoffe selbst, der uns nicht oder noch nicht in genügender Ausdehnung bekannt ist, daß wir in der Lage wären auf eine so tief dringende Frage bündige Antwort zu geben. Zum Teil trägt doch aber auch der Verf. die Schuld: er hat das Material, das schon vor 5 Jahren zugänglich war und von ihm verwertet werden mußte, bei weitem nicht vollständig herangezogen, und er hat das, was er benutzt, längst nicht mit der erforderlichen Kritik daraufhin geprüft, wieweit es historisch wirklich beweisfähig ist. Er befindet sich in dieser Hinsicht in einer merkwürdigen Selbsttäuschung, wenn er S. XVIII der Einleitung bemerkt, absolute Vollständigkeit in den Belegen habe er um so weniger angestrebt, als er den Eindruck gewonnen habe, daß sich wohl die Beispiele für einzelne Erscheinungen, schwerlich aber die Zahl der Erscheinungen selbst vermehren lasse. Grade für die Ziele, die er sich in erster Reihe gesteckt hat — festzustellen, wann und wo die Umgestaltungen

zuerst platzgegriffen haben, und bei den lautlichen Neuerungen zu ermitteln, an welche Bedingungen sie im einzelnen geknüpft sind —, ist unter Umständen jedes Beispiel von Gewicht, und so ist denn D. in den angeführten Rezensionen für nicht wenige Punkte nachgewiesen worden, wie seine Formulierungen unhaltbar sind, weil er Belegstücke übersehen oder, wo er sie aufgenommen, nicht richtig eingeschätzt hat.

Es sei mir gestattet, meinerseits an ein paar Fällen, die von anderer Seite noch nicht zur Sprache gebracht sind, zu zeigen, mit welchen Mängeln D.'s Argumentation behaftet ist, warum also seine Schlussfolgerungen immer wieder mit Vorsicht aufzunehmen sind. S. 23 ff. sucht er wahrscheinlich zu machen, daß ngr. *κολλούρι φούσκα πτερούρα* und dial. *κού χρουκό* ihr *ou* direkt aus altgr. *υ*, nicht erst durch die Mittelstufe *ι* hindurch entwickelt haben; er bringt Beispiele für die Schreibung *ou* aus den letzten Jahrhunderten vor und den ersten nach Christo, findet, daß diese namentlich Kleinasien angehören, und schließt mit der Annahme, daß das *u* von den griechisch redenden Phrygern und Pamphyliern in das kleinasiatische Griechisch eingeführt worden sei und in einigen Wörtern von da zunächst ins alexandrinische Griechisch und dann weiter ins Gemeingriechische übergegangen sei. Um zu wirklicher Einsicht in die Geschichte des Wortes *κολλούριον* — *κολλούριον* zu gelangen, scheint mir dreierlei unumgänglich, was D. verabsäumt hat: es sind die Belege für die Geltungen 'Kringel, Bretzel' und 'Augensalbe' sorgfältig auseinanderzuhalten, es ist zu bedenken, daß auch die Hippokratischen Schriften allem Anscheine nach schon die Wortgestalt mit *-oup-* enthalten, dieser also vielleicht respektables Alter zukommt, es ist die Doppelheit im Zusammenhang mit dem sonstigen Schwanken zwischen *-up-* und *-oup-* in Schlußsilben zu betrachten, für das bereits Lobeck *Path. prol. 460 f.* einiges zusammengestellt hat. Unter den letztgenannten Gesichtspunkt kann auch der Wechsel zwischen *Λάθρυον* und *Λάθουρον* als Beiname eines Ptolemäers fallen; die zweite dieser Formen ist nicht nur bei Strabon, sondern auch sonst bei Griechen und Lateinern überliefert (Strack *Dynastie d. Ptolem. 145 Anm. 30*). So lange über diese Vorfragen nicht Klarheit geschaffen ist, scheint es mir nicht gerechtfertigt, das *ou* von ngr. *κολλούρι* und *λαθούρι* als rein lautmechanischen Sprossen des altgr. *υ* hinzustellen. Von den Zeugnissen für *φουσκ-* sind "*Φούσκωνος* auf einer Münze" und "*φουσκίον* in den Interpretamenta des Pollux", beide nach Hatzidakis, unverwendbar, weil über ihre Gewähr nichts feststeht; was "*φούσκα* Alexand. Trall. 7, 295" soll, ist unerfindlich, da dies nach den Lexika 'saurer Wein' bedeutet, also ein ganz anderes Wort ist (die Lexika erklären es als das lat. *posca*); bleibt somit nur *Φούσκωνος* Chron. Pasch. II 288, bei dem sich fragt, wie weit etwa die Rücksicht auf *Φούσκος* = lat. *Fuscus* mitspielt. *χρουκού* in der Inschrift aus Pergamon vom Jahre 326/5 v. Chr. *CIGr. I 3561, 18* scheint sicher zu stehen (trotz E. Schweizer *Gramm. d. perg. Inschr. 77* und Dittenberger *Syll. 2 155*), da auch die neue Collation *BCH. I 54* es gibt; da es in Pergamon ebenso vereinzelt ist wie in Attika das *χρουκού* einer christlichen Grabschrift *CIA. III 1433*, so hat gewiß G. Meyer recht, wenn er *Gr. Gr. 2 S. 152* das *ou* beider Beläge aus Assimilation erklärt (vgl. etwa späteres *ήμυς* für *ήμυς*); denkbar ist auch, daß es sich um nur graphische Vorwegnahme des *ou* handelt. Der andere Fall mit *ou*, den Dieterich Attika zuweist, *καθαδρούκατο* *CIA. III 73* (2/3. Jh. n. Chr.), ist nicht attisch; hätte D. die Inschrift selbst und Ditten-

bergers Bemerkungen zu ihr angesehen, so hätte er gefunden, einmal daß sie auch noch καθιδρουαμένου Z. 12 bietet, sodann daß sie von einem Lykier Xanthos stammt und mehrfache Einflüsse von dessen heimatlicher Mundart bzw. Schreibgewohnheit enthält und daß III 74, aller Wahrscheinlichkeit nach das Exemplar der gleichen Urkunde in echt attischer Orthographie, καθιδρυς- hat. Die Annahme erscheint unanstößig, daß die Griechen in Lykien zu der Zeit, der die Inschrift angehört, noch die urgriechische Aussprache des *u* festhielten, die nachweislich einige Jahrhunderte zuvor, möglicherweise auch noch in der in Frage kommenden Epoche auf dem gegenüberliegenden Rhodos und in dem benachbarten Pamphylien bestanden hat. Von den vier weiteren epigraphischen Belegen D.'s stammen zwei, *Ετουχία = Ετυχία (Amisos) und κουπειας = κυπιας (Phönizien), aus Texten mit gänzlich verwilderter Schreibung; die beiden anderen, ούπερ und Φρούγιος, die aus Hamiltons Researches in Asia minor genommen sind, kann ich nicht kontrollieren. Wird jemand auf solche Testimonia hin eine Lautsubstitution für Kleinasien anzusetzen wagen? Und worauf stützt sich D. bei seiner Behauptung (S. 26), wir fänden im Phrygischen häufig *u* statt gr. *υ*? Mir ist nichts dergleichen bekannt; im Gegenteil haben wir einige Anhaltspunkte dafür, daß im Phrygischen wie im Gemeingriechischen ursprüngliches *u* über *ü* zu *i* geworden ist, s. Thumb Griech. Spr. im Zeitalter d. Hellen. 139 ff., dem ich namentlich in der Deutung des jungphryg. *vi* = gr. *vu* im Gegensatz zu KZ. 34, 66 f. beistimme. Die Namen aus pamphyllischen Inschriften aber, die D. nach G. Meyer anführt, Μουρμακώ Κιδραμούας Διφονουσίου, beweisen doch nur, daß die Griechen, die in Pamphylien wohnhaft waren, das ursprüngliche *u* beibehalten haben; sie teilen diese Eigenheit als Dorer mit den meisten, wenn nicht allen anderen Dorern, und auf die Sprachgewohnheiten der alteingesessenen pamphyllischen Bevölkerung läßt sich daraus keinerlei Rückschluß ziehen.

S. 91 f. wird für das 'hiatusfüllende' *γ* aus den beigebrachten Belegen Entstehung in Kleinasien und Ägypten gefolgert. Widerum sind die ältesten drei, von denen zwei auf Kleinasien entfallen, unbrauchbar: daß pamphyl. ἄρεθλα Collitz 1266, 24 = ἄεθλα sei, ist völlig unsicher und ebenso zweifelhaft, ob pamphyl. Νεγοπολις Coll. 1260 — wohlgemerkt ein Personennamen — das gr. Νεόπολις und nicht vielmehr die Gräzisierung eines barbarischen Namens darstellt. Und das *γ* von ἑλετρυόνα = ἄλετρυόνα, das von einer attischen (richtiger unteritalischen) Vase nach Kretschmer KZ. 29, 410 zitiert wird, hat dieser Autor selbst in der zweiten Bearbeitung des Gegenstandes, den Vaseninschriften, die D. auffallenderweise nicht benutzt hat, gewiß richtig als ein 'unvollkommenes oder beschädigtes *vau*' erklärt (S. 225). Damit sind aber alle Beispiele erledigt, die das parasitische *γ* in anderer Nachbarschaft als der eines *i*-Lautes zeigen, und D.'s Bemerkung, seine Entwicklung lasse sich zuerst vor dunklen Vokalen beobachten, verliert jeden Boden. — Warum S. 107 ff. in dem Abschnitt 'Wandel der Liquida' die jeweilig frühesten Zeugen, unter α) λ + Verschluslaut die böotischen Namensformen Σαρπηρυίς CIG Sept. I 1379. Σαρπηρυίων ib. 1380 (5.—4. Jh. v. Chr.?), unter β) Verschluslaut + μ das δαρυνδ des großen Gesetzes von Gortyn nicht erwähnt, in der Tabelle S. 137 nicht berücksichtigt werden, ist umsoweniger verständlich, als sie schon von W. Schulze in dem Aufsätze, auf den D. sich bezieht, KZ. 33, 232 ans Licht gestellt worden waren. Daß in der Beurteilung von δαρυνδ

Schulze recht hat gegenüber J. Schmidt Kritik d. Sonant. 104. 117, erscheint zweifellos, wenn man erwägt, daß *δραχμή* ein Terminus ist, der zu seiner technischen Bedeutung 'ein gewisses Gewicht, eine gewisse Münze' durch Weiterentwicklung des ursprünglichen 'eine Handvoll' offenbar an einer bestimmten Stelle des Sprachgebiets gekommen und von da aus weiter verbreitet worden ist; der Ansatz zweier von Urzeiten her verschiedener Bildungen ist somit höchst unwahrscheinlich. — S. 206 ff. wird aus den Belegen für unregelmäßige Partizipia geschlossen, daß Ägypten in besonderem Maße an der Zerstörung der alten Formen und der Ausbildung der neuen beteiligt gewesen sei. Man wird aus dem von D. angeführten diesen Eindruck eigentlich wohl nur für das Fem. Part. Perf. Akt. auf -ουσα (μετελλαχούσης Pap. 157 v. Chr.) empfangen, grade diese Neubildung aber begegnet in nicht jüngeren Zeitläuften, was D. schon aus G. Meyer Gr. Gr. ³ 643 hätte lernen können, auch in Syrakus in den Werken des Archimedes und in Delphi inschriftlich. Im übrigen leidet so gut wie alles, was in dem Buche über die führende Rolle Ägyptens bei den Umgestaltungen des alten Sprachguts gesagt wird, an mangelnder Würdigung des Umstandes, daß wir aus anderen Teilen der griechischen Welt den ägyptischen Papyri eben keine gleichartigen Sprachquellen zur Seite stellen können.

Im ganzen trifft, wie mir dünkt, auf Dieterichs Buch der Satz zu: qui trop embrasse, mal étreint. Er hätte bleibendere Ergebnisse erzielt, wenn er sich auf einen kleineren Ausschnitt — lokal oder grammatikalisch — beschränkt und diesen nach allen Seiten kritisch durchgearbeitet hätte. So muß er sich mit dem Ruhme zufrieden geben, der weiteren Forschung ein wichtiges Ziel deutlich gewiesen zu haben. Es zu erreichen wird in den nächsten Jahrzehnten, zumal nachdem inzwischen Thumb dargelegt hat, was sich heute in großen Zügen über Ursprung und Entwicklung der Koine sagen läßt, viel gewissenhafte Kleinarbeit notwendig sein. Es ist erfreulich zu sehen, daß schon manche fleißigen Hände an diesem Werke sind. Möchten sie nur nicht immer wieder an Lauten und Formen kleben bleiben, sondern auch der Syntax sich annehmen und vor allem der Geschichte der Wörter und ihrer Bedeutungen; auf diesem Felde ist systematisch lediglich erst ein Anfang gemacht worden in den Bibelstudien Deißmanns, und doch winkt gerade auf ihm die reichste Ausbeute, die allen beteiligten Interessen zugute kommen wird, der Interpretation der späteren Texte wie den Problemen der Herkunft der Koine und der Ausbildung des Neugriechischen.

Bonn.

Felix Solmsen.

Τσερέπης Γ. Ν. Τὰ σύνθετα τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης. Athen Σακελλάριος 1902. (Βιβλιοθήκη Μαραλή). ιε', 957 S.

Das Werk ist die Neubearbeitung eines bereits 1880—1882 erschienenen Buches. Da mir dieses nicht zugänglich ist, so kann ich über das Verhältnis beider Bearbeitungen nichts genaueres sagen; aber daß der Verf. durchgreifende Änderungen vorgenommen hat, läßt sich auch ohne Einsicht in die erste Auflage feststellen: der Verf. hat, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die in den letzten Jahren erschienene Literatur verwertet. Die Spezialliteratur über den Gegenstand hätte freilich kaum eine beträchtliche Vermehrung des Stoffes bedingt, da die

Arbeiten über Nominalkomposition des Griechischen und der verwandten Sprachen zu zählen sind, aber der Verf. hat auf Grund der älteren und neueren Arbeiten alle die lautlichen, flexivischen und etymologischen Fragen beleuchtet, die sich auf die in den Komposita vorkommenden Wurzeln und Wörter beziehen, so daß fast das ganze Gebiet der griechischen Grammatik und Wortbildung durchmessen wird. Der Verf. zeigt sich über die neuere Entwicklung der Sprachwissenschaft sehr gut orientiert und bespricht ihre Ergebnisse mit Verständnis; nur ab und zu, so in den einleitenden Bemerkungen, findet man noch die Spuren älterer, nunmehr überwundener Theorien über die Entwicklung der idg. Grundsprache.

Die Verquickung des Hauptthemas mit allen möglichen grammatischen Fragen beeinträchtigt freilich die Gesamtwirkung des Buches: unter der Fülle von nebensächlichen Dingen werden die leitenden Gedanken geradezu erdrückt, und das Werk hat so einen Umfang angenommen, daß er den Absatz desselben sehr gefährden würde, wenn es nicht, dank der Liberalität eines reichen Griechen, sehr billig wäre. Wer sich über die Komposition im Griechischen unterrichten will, findet in dem Buche eine Darstellung, die dem Thema nach allen Seiten gerecht wird und den Stoff wohl völlig erschöpfend zusammenfaßt.

Marburg.

Albert Thumb.

Gilliéron J. et Edmont E. Atlas linguistique de la France. Paris Champion 1902 et suiv., in-folio. 25 fr. le fasc. de 50 feuilles.

L'Atlas linguistique de la France de MM. Gilliéron et Edmont est une œuvre monumentale à tous égards: par le format, par le nombre des cartes, par la quantité des lieux explorés, par la masse des renseignements fournis. Il laisse loin derrière lui tous les essais du même genre, plus ou moins étendus, qui ont été faits soit déjà en France soit sur d'autres domaines, tant par la richesse de documents qu'il présente que par la méthode employée pour les recueillir et les présenter au public.

Les investigations ont porté sur 639 villages, et l'atlas comprendra environ 1800 cartes, c'est-à-dire des renseignements sur 1800 mots, locutions ou petites frases. Il n'a encore paru que 376 cartes, mais cela suffit amplement pour se faire une idée de ce que sera l'ouvrage complet et pour se rendre compte de ses défauts et de ses qualités.

Les auteurs ont pris une peine infinie pour se constituer une méthode irréprochable, et c'est précisément là qu'ils ont commis les erreurs les plus graves.

Pour être sûrs que tous les documents fussent recueillis partout de la même manière, pour qu'il ne pût se produire aucune dispareté, les deux collaborateurs ont décidé que tout le travail d'investigation et d'enregistrement serait fait uniquement par M. Edmont. C'est M. Edmont seul qui pendant quatre ans a parcouru la France dans tous les sens, allant avec son questionnaire dans tous les villages déterminés à l'avance, posant les interrogations et recueillant les réponses. Que les explorations fussent faites partout de la même manière, d'une manière convenue à l'avance, et qu'une seule et même oreille reçût toutes les impressions, l'idée était excellente en théorie. Il est évident en effet que deux reproductions fonographiques ne peuvent pas être comparées et mises

sur le même plan, si l'une a été obtenue par un instrument excellent et l'autre par un détestable. Mais M. Edmont n'est pas un fonographe. Il jouit certainement d'une oreille délicate et bien exercée; mais c'est un fonographe intelligent, c'est-à-dire qu'il n'entend pas ou entend mal quand il ne comprend pas. Originaire de l'Artois, il i a tout lieu de croire que pour la région picarde et normande ses données sont rigoureusement exactes; mais quand il débarque dans l'extrême est ou dans l'extrême sud, par exemple en Franche-Comté ou en Béarn, il est évident qu'il doit trouver là des groupements de sons tellement nouveaux ou étranges pour lui que son oreille en est affolée, des vocables tellement inconnus de lui qu'il se demande s'il a bien entendu. Alors, quand il sent sa perception suffisamment nette pour qu'il se résolve à la fixer par l'écriture, comme sa notation est très précise et très délicate, il i a grand chance pour que les nuances qu'il indique, c'est-à-dire en particulier ce qui concerne l'intensité relative des sons et leur timbre, soient souvent fausses. Prenons quelques exemples. M. Edmont arrive dans le Doubs à Saint-Hippolyte (n° 53), s'adresse à une vieille femme et lui demande comment s'appelle le village en patois; après la réponse il inscrit *sēt p̄līt*. Ce n'est certainement pas ce qu'on lui a dit. Il a noté avec beaucoup de soin, comme on le voit, et avec une très grande exactitude le timbre et la quantité des voyelles ainsi que la place de l'accent. Mais il i a quelque chose de plus important qui lui a échappé: avant le *p* il i a un *i* chuchoté qu'il n'a pas perçu. Cependant il n'i a personne dans le pays qui n'ait conscience de le prononcer ou, quand il écoute, de l'entendre. Sans doute il est très difficile, quand on n'est pas prévenu, de percevoir un *i* chuchoté; pourtant M. Edmont, qui a évidemment l'oreille affinée, aurait pu sentir que le *t* de *sēt* est essentiellement explosif, et être averti par là qu'il tombait sur une voyelle. Seulement il a cru qu'il avait perçu très nettement du premier coup et il n'a pas voulu faire répéter.

Au même endroit il a noté *teō* pour 'clou' (carte 304) et *sulā* pour 'clouer' (c. 305). Tous deux sont faux: c'est *eō* et *eulā*. Il a rendu 'sous un arbre' (c. 51) par *dō ē bō*; en réalité c'est *ddō*, avec un premier *d* implosif qu'il n'a pas entendu parce que ce son au commencement d'un mot lui est inconnu. Pour 'abeille' (c. 1) il a noté *mūt.eōt*; au contraire l'*ō* est extrêmement bref; seulement il est très intense: c'est ce qui a induit M. Edmont en erreur. La carte 68 nous donne *ēp̄en byēte* 'aubépine'; le premier *e* est fermé, cf. *bēt* (c. 129); c'est d'ailleurs *bēt* avec un *e* fermé long. Pour le mot 'baril' (c. 113) il a entendu *vēsē*; le timbre de la voyelle finale est faux; c'est un *ē* fermé. Il aurait pu en être averti par *bē*, *bē* (c. 117), *lēsē* 'lait' (c. 195), *sērvē* 'cerveau' (c. 219), *teētē* 'château' (c. 252), etc. Seulement les auteurs se sont imposé pour principe de ne jamais interpréter ce qu'ils avaient entendu, et de ne jamais le corriger en comparant un mot à un autre; nous nous garderons de leur en faire un reproche; au contraire, nous ne saurions trop les en louer, car quelle confiance pourrait-on accorder à leurs renseignements s'ils les avaient eux-mêmes falsifiés? Mais tout en leur adressant cet éloge nous devons indiquer que dans beaucoup de cas ils ont mal entendu.

Pour la place de l'accent les erreurs ne sont pas moins profondes ni moins nombreuses. C'est surtout dans le midi qu'elles apparaissent.

Ainsi, pour nous borner à un patois, ils nous donne à Bagnères de Luchon (n° 699) l'accent sur l'initiale dans *gāñülā* 'aboyer' (c. 2), dans *ā dījēēūt* 'à l'abri' (c. 4), dans *krūmpā* 'acheter' (c. 6) dans *kē s ājēñülēryōñ* 'ils s'agenouilleraient' (c. 10), dans *āñēte* 'agneau' (c. 11), dans *hīsū* 'aiguillon (de guêpe)' (c. 15), dans *āñā sērķā* 'aller chercher' (c. 22), sur l'avant-dernière dans *āhyāñlā* 'aiguiser' (c. 16), dans *ā l ābrēwār* 'à l'abreuvoir' (c. 3), etc. Il est inutile de poursuivre; dans tous ces mots l'accent est sur la finale. D'où viennent ces erreurs? Dans certains cas il a confondu l'accent de auteur avec l'accent d'intensité; ainsi dans *āñēte*, qu'il faut lire *āñēte* avec un *e* ouvert, *hīsū* qu'il faut lire *hieū* avec un *e* et une résonnance gutturo-nasale après la voyelle nasale. D'autres fois c'est un accent secondaire qu'il a pris pour l'accent principal; ainsi dans *gāñülā*, qui ne signifie d'ailleurs pas 'aboyer', mais 'pousser des gémissements plaintifs'; dans *ā dījēēūt* 'litt. au sec', qui est coupé d'une façon bien bizarre, il faut lire *ādīy ēēūt* avec accent secondaire sur *a*, accent de auteur sur *e* et accent d'intensité principal sur *ū*. Le mot *āhyāñlā* s'explique de la même manière quand on sait que M. Edmont a demandé 'aiguiser la faux' qui se dit *āhyāñlā* 'd *dāñl*, avec l'accent principal sur *dāñl* et un accent secondaire sur *-hya-*; mais comme il ne nous donne que *āhyāñlā* isolé, cette forme est par le fait fautive : c'est toujours *āhyāñlā* avec l'accent principal sur la finale et un accent secondaire sur l'initiale. La forme *kē s ājēñülēryōñ* est tout-à-fait fautive : on dit *kē s ājūlyāryēñ*. Enfin *ā l ābrēwār* est le mot français nullement patoisé; on en aurait fait régulièrement *ādī abrewār*, mais cela ne se dit pas. On pourrait employer *ābewradé*; mais on dirait plutôt "il a mené les bœufs boire".

Ces erreurs d'accentuation tiennent donc à différentes causes. Il y en a une autre que l'on devinera si l'on remarque qu'elles se présentent surtout dans le midi et particulièrement pour les mots qui ne sont pas les correspondants exacts du mot français, du mot de la question, c'est-à-dire pour ceux qui sont neufs pour M. Edmont et qu'il ne comprend pas à première audition. Voici ce qui a dû se passer. Il s'en va par exemple à Agde (n° 778) et demande comment se dit 'arroser'; on lui répond *azagq*; M. Edmont qui ne connaît pas le mot et croit ne pas avoir compris fait répéter. Le secrétaire de la mairie, pour bien lui faire comprendre, prononce alors toutes les syllabes avec intensité, et comme il n'est pas capable de soutenir le même effort pendant trois syllabes, M. Edmont entend et enregistre bravement *āzāgā*¹⁾, — et voilà de quoi démontrer que dans la moitié de la France l'accent d'intensité est sur l'initiale, conclusion qui vaudra à peu près celle de l'Anglais qui avait découvert que toutes les françaises sont rousses.

Comment pouvait-on éviter ces inconvénients? Rester quinze jours ou un mois dans chaque village pour s'y faire l'oreille et s'habituer au vocabulaire était matériellement impossible. Il en serait résulté des dépenses que personne n'aurait pu supporter, et surtout, tandis qu'on a mis quatre ans pour rassembler ces matériaux et qu'il en faudra dix pour les publier entièrement, il aurait fallu trente ans rien que pour les

1) Le phénomène a pu se produire aussi sans que M. Edmont fit répéter, dans les cas où son interlocuteur a cru bon de lui-même de mettre en relief tous les éléments d'un mot.

réunir. Le seul moyen praticable et pratique était de dresser, au lieu du seul M. Edmont, une équipe de personnes chargées de recueillir les formes. On aurait eu soin de tirer chacune d'elles de la région qu'elle était chargée d'examiner, et cinq ou six auraient suffi : M. Edmont pour le nord et le nord-ouest, un autre pour le nord-est, un autre pour le sud-est, un autre pour le sud-ouest et un autre pour le centre. Sans doute certains auraient mieux recueilli que d'autres, mais le résultat total eût été meilleur que celui qu'on a obtenu. Un homme de la région n'aurait pas passé, au moins sans avertir, des contre-sens grossiers, comme celui qu'on a fait à Saint-Hippolyte sur la phrase "son séjour fut bien court". On a compris "[son] ses jours furent bien courts *se djê*" (et non *djê*) *sô ù bô kû*", ce qui ne veut rien dire à proprement parler dans ce patois, mais pourrait signifier à la rigueur "il n'a pas vécu longtemps".

M. Edmont s'est adressé trop souvent à des instituteurs, à des secrétaires de mairie ou à des greffiers de justice de paix, et on comprend bien qu'il n'ait pas pu faire autrement; il fallait des personnes suffisamment intelligentes pour se rendre compte de ce qu'il voulait, et d'autre part sachant assez le français pour comprendre les questions et pouvoir les traduire. Mais précisément ces gens-là savent trop de français pour parler purement leur patois. C'est même eux qui âtent la ruine des patois parce qu'en les parlant ils y introduisent continuellement des mots et des tours français à peine déguisés. Bien des fois un interrogateur du pays aurait pu s'adresser à des personnes sachant moins le français ou ne le pratiquant pas, — et obtenir comme réponse un patois plus authentique. Il aurait pu dans mainte circonstance ne pas poser la question en français; étant souvent capable de converser avec son interlocuteur, il aurait pu aussi amener la réponse dans la conversation, au moins pour les cas délicats, pour ceux où sa connaissance de la langue lui faisait sentir que la réponse risquait d'être du français. Car la question posée en français appelle immédiatement comme réponse le mot ou la phrase française patoisée, et comme M. Edmont ne revient pas sur une même question, qu'il a peur "d'extorquer" une réponse qui ne venait pas spontanément, qui n'était pas "une traduction de premier jet", il en résulte qu'il y a telle carte dans laquelle les deux tiers des réponses sont du français patoisé. Il est parfois intéressant de savoir de quelle manière tel mot français se patoie à tel endroit; mais combien il le serait davantage d'avoir la forme indigène! Le principe de ne vouloir que la première inspiration de l'interrogé serait excellent si la question n'était pas posée en français et s'il n'était pas soumis à l'influence de cette question. Mais dans les conditions où se trouvait M. Edmont, il n'aurait pas été mauvais de chercher à "extorquer" la forme patoise. Jetez un coup d'œil sur la carte 22 "aller chercher"; pour maint village M. Edmont nous donne deux formes, sans doute parce que son interlocuteur les lui a fournies simultanément; mais comme son principe n'est pas de demander une seconde réponse lorsqu'il en tient une première, souvent la seconde n'est pas venue parce qu'il n'a rien fait pour la suggérer, et c'est souvent cette seconde qui eût été la meilleure, ou même la seule bonne.

Que faut-il conclure de toutes ces critiques? Serait-ce que tout cet immense travail est vain? que ces cartes sont franchement détes-

tables? qu'elles ne sont tissées que d'erreurs et qu'on ne saurait les utiliser sans s'égarer sans cesse? Nullement; elles ont des défauts, comme toute chose, mais elles ont aussi des qualités et ces dernières l'emportent. Nous avons tenu à mettre d'abord le lecteur en garde contre les défauts, parce que l'œuvre du critique doit consister avant tout à dire ce que l'on trouve dans un ouvrage et ce qu'il n'i faut pas chercher. On connaît le proverbe: "La plus belle fille du monde"...; il s'applique parfaitement à notre atlas. Ce qu'il n'a pas et qu'il ne faut pas lui demander, c'est la certitude pour un fait *individuel*. Ainsi une carte comme 'ou ailleurs' (19) ne prouve pas que le mot 'ailleurs' n'existe pas là où il est rendu par 'autre part' ou quelque locution équivalente. Elle ne prouve pas davantage qu'il existe (autrement du moins que comme mot français patoisé et souvent patoisé uniquement pour la circonstance) là où on le donne. La carte 3 "il mène les bœufs à l'abreuvoir" est peut-être encore plus frappante à cet égard; cette locution est rendue tantôt par 'à l'abreuvoir', tantôt par 'à la fontaine, à la conque, au *nou, à l'auge, à l'eau, à la mare, au ruisseau, à la rivière' ou même par "il mène les bœufs boire". Quelques-unes de ces traductions sont rigoureusement équivalentes de 'à l'abreuvoir', d'autres ne sont que des approximations plus ou moins lointaines et dénuées de tout intérêt; mais ce qu'il nous importe de noter ici, c'est que là où 'à l'abreuvoir' est remplacé par une autre locution, rien ne prouve qu'il n'existe pas, et là où il apparaît lui-même rien ne prouve qu'il existe réellement, comme nous l'avons vu tout à l'heure pour Bagnères de Luchon. Ce que l'atlas ne fournit pas non plus, c'est la forme exacte d'un mot donné, avec sa prononciation rigoureuse, le timbre de ses voyelles, son accentuation, le nombre ou la constitution de ses syllabes. Quoique dans un très grand nombre de cas la transcription soit excellente et strictement juste, on n'en peut jamais être sûr *a priori*. Mais tous ces défauts sont en somme peu de chose en comparaison de ce que les cartes offrent en abondance et qu'on peut leur demander sans crainte.

Voulez-vous savoir quels sont les différents vocables que possède le domaine français pour désigner tel objet ou pour exprimer telle action? vous i trouverez des indications précieuses; ce ne sont que des indications qu'il faudra toujours vérifier dans le détail, mais ces indications, jusqu'à présent, on ne les avait pas. On possédait, c'est vrai, un très grand nombre de vocabulaires patois, mais pour la plupart si incomplets et si mal faits qu'ils étaient souvent inutilisables. Il i en a dans lesquels on n'a jamais trouvé ce qu'on a pu avoir la mauvaise inspiration d'i chercher. De plus il fallait passer sans cesse de l'un à l'autre et souvent feuilleter quatre rayons de bibliothèque pour n'aboutir à aucun résultat. Tandis que notre atlas réunit dans une même carte tout ce qui concerne un mot ou une locution, et le nombre des villages sur lesquels il nous renseigne est dix fois plus considérable que ceux dont nous parlent tous les vocabulaires réunis. Telles sont les cartes 21 'ajonc', 54 'arc-en-ciel', 68 'aubépine', 70 'auge', 112 'bardane', 156 'bouillie', 214 'cercueil', 267 'chenille', 278 'chiendent', 281 'chiffon', 296 'courage, citrouille', 319 'copeaux', 347 'crécelle', 375 'cuve'. Quelques-unes sont incomplètes, ce qui ne prouve pas toujours l'absence d'un mot dans le patois, mais est dû souvent à l'ignorance individuelle de la personne interrogée; elles sont intéressantes néanmoins par la variété des formes

obtenues et la diversité des dénominations, même quand certaines ne sont pas des traductions rigoureusement exactes.

Veut-on déterminer le domaine d'un vocable? La carte 6 'acheter' donne celui du mot *acheter* et celui du mot *krumpa*. Elle ne permet de les délimiter qu'en gros et d'une manière approximative, car il s'agit d'un terme de commerce, d'un mot voyageur. D'une part *acheter*, qui est connu partout, nous est donné dans certaines parties du midi où *krumpa* existe à côté de lui; mais il est facile de déterminer dans le midi là où *acheter* est emprunté au français, car il s'agit le plus souvent de régions dans lesquelles *c* devant *a* ne devient pas *ch* (cf. *infra*, p. 19-20, le traitement de *c* devant *a*). D'autre part **kumpra*, qui serait régulier en divers endroits, ne se présente dans aucun village; la forme *krumpa* s'est répandue partout, ce qui est intéressant pour l'histoire de la métatèse et de l'extension des mots voyageurs. La limite entre *krumpa* et *acheter* apparaît dans les départements de : Gironde, Lot-et-Garonne, Dordogne, Lot, Cantal, Lozère, Gard, Vaucluse, Basses-Alpes. Les *acheter* qu'on trouve plus au sud, sauf les *akata* des Alpes-Maritimes, sont empruntés au français. Cette indication demanderait à être vérifiée dans le détail, mais on voit combien elle est déjà précieuse et précise.

La carte 74 'aune' est malheureusement incomplète; néanmoins elle montre nettement que le mot *aune* n'existe nulle part au sud d'une limite qui semble se trouver dans les départements de : Vosges, Haute-Marne, Côte-d'Or, Yonne, Cher, Indre, Indre-et-Loire, Vienne, Deux-Sèvres, Maine-et-Loire, Loire-Inférieure. Ce qui fait qu'en somme le mot *verne* occupe les deux tiers de la France. Au nord de cette limite nos renseignements sont très incomplets, mais il y a grand chance pourtant que le mot *aune* y règne seul. On sait que *aune* est d'origine latine et *verne* d'origine celtique.

La carte 81 'l'avoine' détermine les domaines de *avoine* et *sinado*; la limite est dans les départements de : Gironde, Dordogne, Corrèze, Puy-de-Dôme, Loire, Ardèche, Drôme, Isère, Hautes-Alpes.

Avec les cartes consacrées au verbe 'aller', ce n'est plus seulement sur la lexicologie, mais aussi et surtout sur la morphologie que nous trouvons des renseignements précieux. Ces cartes sont au nombre de 11 (22 à 32). La carte 22 'aller chercher' détermine nettement le domaine de 'aller' et celui de 'ana'. La limite apparaît dans les départements de : Gironde, Charente, Haute-Vienne, Creuse, Allier, Loire, Ardèche, Drôme, Hautes-Alpes. La carte 27 'nous allons' confirme en grande partie la carte 22; mais elle présente un autre intérêt: elle marque les domaines où l'on se sert à la première personne du pluriel de *aller*, de *ana* ou de *uadere*. Dans le domaine de 'ana', *nous vons* est exclusif au sud-ouest, la limite se trouvant dans les départements de : Gironde, Lot-et-Garonne, Gers et Haute-Garonne. Dans le domaine de 'aller', *nous vons* est dominant dans tout l'est (du nord au sud). Il y a en outre une sorte de traînée précisément sur la limite des deux domaines, dans les départements de : Charente (infinitif *ana*), Dordogne (inf. *ana*), Haute-Vienne (inf. *ana*), Creuse (inf. *ana*), Puy-de-Dôme (inf. *ana*), Allier (inf. *ana* et surtout *aller*), Loire (inf. *aller*); c'est là qu'elle joint le domaine où *nous vons* est dominant (inf. *aller*). On y rencontre aussi quelques petites contradictions insignifiantes, qui peuvent tenir à ce que l'interrogé a été influencé par la question, ou à toute autre cause. Mais c'est là

du détail, et, nous le répétons, le détail est toujours à vérifier; cela n'empêche pas l'indication générale d'être d'une certitude absolue.

La comparaison de la carte 24 'tu vas' avec 23 'je vais' est importante pour déterminer la différence entre la première personne de ce verbe et la deuxième, là où il y en a une. — Elle présente aussi un danger, au moins pour une région, le nord-est de la Franche-Comté et la partie suisse qui y est contiguë. Là ce n'est pas 'tu vas tomber' qu'on a répondu, mais 'tu *veux* tomber'; car dans cette région c'est *vouloir* qui sert d'auxiliaire pour former le futur périfrastique. Il aurait peut-être été prudent d'avertir le lecteur. Une fois prévenu, il pourra tirer sur ce point grand parti d'une comparaison avec la carte 25 'où vas-tu?'; car il faut rendre cette justice aux auteurs que là où ils ont prévu ou senti une difficulté, ils n'ont pas craint de faire une nouvelle question et de nous donner une carte de plus, c'est-à-dire une série de renseignements complémentaires.

Si les cartes qui concernent ce verbe 'aller', l'un de ceux dont la conjugaison est le plus torturée et le plus complexe, sont nombreuses, il n'y en a pas qui fassent double emploi. Chacune ajoutée aux autres des indications intéressantes qui lui sont propres. Ainsi la carte 32 'ils sont allés' nous montre non seulement dans quelles régions on dit *ils sont allés* (resp. *anats*) et dans lesquelles *ils sont allé* (resp. *anat*), mais encore celles, et elles sont nombreuses, où cette locution est remplacée par *ils ont été* et même *ils sont étés*, et celles dans lesquelles cette dernière est remplacée par *ils sont eus*, qui sont d'une manière générale celles où *j'ai été* se dit *je suis eu*, tandis que *j'ai eu* y est resté *j'ai eu*. Cependant cette carte laisse un desideratum comme plus haut la carte 22: dans beaucoup d'endroits il y a deux ou même trois manières de dire 'ils sont allés'; l'auteur n'en donne jamais qu'une. Il a eu peur d'en susciter une qui ne fût pas spontanée, et théoriquement il a eu raison; mais cela ne nous empêche pas de regretter l'absence des autres.

Passons à la fonétique. Les cartes 23 à 26 'je vais, tu vas; où vas-tu?', va', 74 'aune', permettent de déterminer le domaine du changement de *v* initial en *b*. Il a sa limite dans les départements de: Gironde, Dordogne, Corrèze, Cantal, Lozère, Gard, Hérault. Il n'y a pas de *v* initial pur au sud de cette limite. Dans tout le reste du domaine on ne trouve que *v*. Ces 5 cartes ne sont d'ailleurs pas rigoureusement d'accord entre elles. A Hostens (Gironde, n° 653) elles nous donnent: *băo*, *vas*, *băs*, *bă*, *bêrl*; à Seyches (Lot-et-Garonne, n° 636): *băo*, *bă*, *bă*, *vaé*, *vêrné*; à Issigeac (Dordogne, n° 626): *bô*, *vă*, *vă*, *băé* (pas de réponse pour 'aune'); à Souillac (Lot, n° 618): *vô*, *vă*, *vă*, *văi*, *vêrné*; à Larche (Corrèze, n° 617): *vô*, *vă*, *vă*, *vă*, *vêrné*; à La-Roche-Canillac (Corrèze, n° 710): *bôü*, *văh*, *băs*, *văe*, *vêrné*; à Beaulieu (Corrèze, n° 711): *bô*, *vă*, *vă*, *băe*, *bêrné*; à Villefort (Lozère, n° 822): *bôü*, *văs*, *băs*, *văi*, *bêrnăs*; à Sumène (Gard, n° 840): *vôü*, *văs*, *văs*, *vô*, *vêr*; à Uzès (Gard, n° 852): *vôü*, *văs*, *văs*, *văt*, *vêr*; à Lodève (Hérault, n° 758): *băü*, *băs*, *văs*, *bô* (pas de réponse pour 'aune'); à Frontignan (Hérault, n° 779): *băü*, *băs*, *văs*, *băy*, *vêrnă*. A qui bon relever toutes ces contradictions? Parce que nous avons appuyé tout à l'heure sur les défauts que nous trouvions dans l'atlas et qu'il n'est que juste maintenant de mettre en relief les qualités éminentes qu'on y rencontre. Signaler ces contradictions ou plutôt ces désaccords, c'est faire le plus bel éloge du travail de MM. Gilliéron et

Edmont. Ils nous ont annoncé qu'ils ne jugeaient ni ne corrigeaient jamais une forme, mais nous la donnaient toujours telle que M. Edmont l'a entendue; nous avons ici la preuve qu'ils ont rigoureusement tenu parole. C'est cette probité scientifique qui fait la haute valeur de leur atlas, qui sans cela n'en aurait aucune. Suivez sur la carte les numéros que nous venons de noter et vous verrez qu'ils se trouvent tous sur la limite des deux domaines. C'est qu'à la limite la prononciation est un peu indécise; ce n'est ni *b* ni *v* et il suffit d'un léger changement syntactique pour que le fonème devienne nettement *b* ou nettement *v*. Il y a encore autre chose que l'on peut observer pour le point qui nous occupe; dans les départements du Gers, des Landes, des Hautes et des Basses-Pyrénées, une des 5 cartes, la carte 26 '(le chasseur) va' nous donne un son intermédiaire *ɸ* à Riscle (Gers, n° 676), à Sarric (Hautes-Pyrénées, n° 688), à Gerde (Hautes-Pyrénées, n° 696), à Grenade-sur-Adour (Landes, n° 675), à Pouillon (Landes, n° 683), à Aas (Basses-Pyrénées, n° 693) et à Nay (Basses-Pyrénées, n° 694). Il faut dire d'abord que dans cette région le *b* n'a jamais une occlusion aussi forte que notre *b* français, mais surtout il faut s'empresse de remarquer que dans ces 7 villages ce *ɸ* vient après une voyelle, c'est-à-dire qu'il n'est ni à l'initiale absolue ni après consonne; il est intervocalique. A ce propos nous regrettons que lorsque l'auteur a recueilli un mot dans une phrase, il ne nous ait pas dit à chaque fois si c'était une voyelle ou une consonne qui le précédait.

Pour le traitement de *s* implosif la carte 252 'château' fournit d'excellents renseignements: l'*s* a totalement disparu au nord (sauf dans la Belgique orientale) jusqu'à une limite qui apparaît dans les départements de: Gironde, Dordogne, Corrèze, Puy-de-Dôme, Haute-Loire, Ardèche, Drôme, Hautes-Alpes. L'*s* est encore intact dans le sud jusqu'à une limite qui se trouve dans les départements de: Gironde, Lot-et-Garonne, Lot, Tarn, Aveyron, Cantal, Haute-Loire, Ardèche, Drôme, Hautes-Alpes. Dans les départements qui sont sur la limite on rencontre les phases de l'évolution de *s* entre l'*s* pur et zéro, particulièrement *ʃ* dans le Lot-et-Garonne, la Dordogne, le Tarn, et *h* dans la Dordogne, le Lot, la Corrèze, l'Aveyron. Cette carte est confirmée et complétée par la carte 129 'bêtes' qui nous montre en outre (l'entourage n'étant pas exactement le même) la phase *y*, surtout dans la Dordogne, la Haute-Vienne, la Creuse et la Corrèze.

Examinons encore le traitement du *c* initial ou appuyé devant *a*. Il reste *k* dans la région normanno-picarde et dans le midi. D'après la carte 250 'chat', la première aire comprend la Normandie, la Picardie, l'Artois, la Flandre et la partie de la Belgique située au nord de la Flandre française; pour être plus précis, il faut retrancher de ce domaine le sud du département de la Manche, l'Orne, le sud de l'Eure, le sud-est de la portion de Picardie comprise dans le département de l'Aisne, — et d'autre part il convient d'y ajouter au nord-ouest de l'Île de France le département de l'Oise sauf le sud et le sud-est. La seconde limite apparaît dans les départements de: Gironde, Dordogne, Corrèze, Cantal, Aveyron, Gard, Ardèche, Vaucluse, Basses-Alpes. Le domaine du *c* est compris entre ces deux limites, mais ne remplit pas tout l'intervalle; il commence immédiatement au sud de la région normande et picarde pour s'étendre jusqu'à la frontière belge, embrasser la Lorraine moins l'est du département des Vosges, la Haute-Saône moins le sud-est, l'ouest et

le centre du Doubs, le nord-ouest du Jura, la Saône-et-Loire moins le sud-ouest, l'Allier avec une traînée au nord-est du Puy-de-Dôme, au centre de la Loire et au sud du Rhône, le nord-ouest du Puy-de-Dôme, le nord de la Creuse, le nord de la Haute-Vienne, la majeure partie de la Charente (nord, ouest, sud), le nord-est de la Gironde et toute la Charente-Inférieure. En dehors de ces trois aires, on trouve tous les degrés de palatalisation et de chuintement, *tʃ, tɛ, tɛy* en Belgique, *tʃ, tɛ, ts, tɛ, s* en Franche-Comté et dans la Suisse romande, *ts, st, ʃ, f* en Savoie, et ainsi de suite en allant vers l'ouest pour s'arrêter à la frontière occidentale de la Dordogne où l'on a *s* dental. Cette carte pourrait servir à délimiter aussi la région dans laquelle *a* tonique entravé devient *ɛ* (d'une manière générale tout le nord-est), et celle où la sourde initiale du mot 'chat' est devenue sonore (sud-ouest et Provence). Mais sans nous attarder aux questions étrangères, jetons un coup-d'œil sur les autres cartes qui confirment le traitement de *ca*; c'est 'château' (n° 252) qui montre que la traînée de *e* signalée au centre de la Loire et au sud du Rhône se poursuit dans l'ouest, le centre et jusqu'au sud de l'Isère. D'autre part ce mot apparaît avec *e* dans presque toute la Normandie. Cette même carte nous donne, outre le traitement de *s* implosif, ou plutôt de *as* devant consonne, l'évolution si curieuse et si variée du suffixe *-ellu*. La carte 170 'branche' confirme le traitement de *ca* initial par celui de *ca* appuyé; elle donne en outre le traitement de *an* entravé. Puis c'est 'changer' (n° 230), dont le *e* occupe le même domaine en Normandie que celui de *château*, qui nous donne par surcroît le traitement de *by*, et nous fait connaître en outre le résultat de la dissimilation du produit de *c* devant *a* par celui de *by*: par exemple dans la Côte-d'Or (16, 8), la Nièvre (105, 5, 4), le Cher (101), l'Allier (800, 802, 803), la Saône-et-Loire (7), le Puy-de-Dôme (801), l'Isère (942, 950), etc. Il est intéressant aussi de constater que ce mot voyageur (terme de commerce) a pénétré avec son *k* bien avant dans le domaine de la chuintante vers l'est de la Belgique, et d'autre part qu'il est descendu avec sa chuintante jusqu'aux Pyrénées et à la Méditerranée dans le domaine du *k*.

Mais nous ne pouvons pas tout signaler: sur les 376 cartes actuellement parues, il y en a près de 70 qui fournissent des renseignements sur l'évolution de *c* devant *a*.

Les exemples que nous avons cités suffisent pour montrer ce qu'on trouve dans cet atlas: toute la phonétique, la majeure partie de la lexicologie et l'essentiel de la morphologie. Ce n'est pas tout, car par endroits il y a de petites phrases ou des membres de phrases, qui peuvent fournir aussi des données syntaxiques¹⁾. Il y a quantité de mots non populaires dont nous n'avons rien dit et qui présentent parfois d'utiles indications sur la manière dont les mots empruntés ont été patoisés. L'onomastique non plus n'a pas été oubliée. Outre la carte qui donne le nom patois des villages explorés et celui de ses habitants, il y a des cartes de noms propres de personnes (prénoms), ce qui peut être fort utile, bien que trop souvent la réponse ne donne que la forme française.

Les renseignements fournis, nous l'avons vu, doivent être surtout considérés comme des indications générales, bien qu'elles arrivent souvent

1) M. Gilliéron dans son introduction emploie à tort 'syntaxique' au sens de 'syntaxique'. Les deux mots n'ont pas la même valeur.

à une grande précision dont nous avons essayé de déterminer le degré. Quand la publication sera achevée, et nous faisons des vœux pour qu'elle le soit promptement, nous essaierons de montrer quel est le degré de précision des données individuelles en examinant s'il est possible d'en tirer l'état d'un patois isolé pris au hasard et d'en reconstituer l'histoire.

En attendant et quoi qu'il en soit de ce point que nous réservons, l'impression qui se dégage de l'ensemble est celle d'une documentation immense et d'une richesse illimitée. Malgré ses défauts, c'est une œuvre magistrale qu'on ne saurait trop admirer ni trop consulter. Il serait à souhaiter qu'il parût bientôt des œuvres semblables pour les autres pays de l'Europe et tout d'abord pour le domaine germanique.

Montpellier.

Maurice Grammont.

Meyer E. H. Mythologie der Germanen. Gemeinfaßlich dargestellt. XII u. 526 S. 8°. Straßburg K. J. Trübner 1903. Geheftet 8 M., gebunden 10 M.

An populären germanischen Mythologien, an großen und kleinen, selbständigen und widerkäuenden, ist wahrlich jetzt kein Mangel mehr, und dem Laien mag es manchmal schwer fallen, aus der Menge des Gebotenen das Richtige zu wählen, zumal auch auf dem Gebiete der Kritik sich die Decadence recht merklich macht und subjektive Voreingenommenheit einerseits, Unkenntnis andererseits nicht die Führer, aber die Verfänger der bücherkaufenden Laien sind. Gewiß ist die Mythologie eine Wissenschaft, deren literarische Erscheinungen sich sehr schwer rein objektiv beurteilen lassen, da bei der Zerrissenheit und Unzulänglichkeit des Quellenmaterials die subjektive Kombination immer eine Rolle gespielt hat und spielen wird. Gleichwohl ist es möglich, auch mythologischen Werken und wie im vorliegenden Falle populären mythologischen Gesamtdarstellungen gegenüber einen leidlich objektiven Standpunkt einzunehmen, wenn wir uns die Fragen vorlegen: 1. wie beherrscht der Verfasser das Quellenmaterial? 2. wie muß die Form seiner Darstellung auf den Leser wirken? und 3. haben Darstellung und Kombination die Wahrscheinlichkeit des Zeitgeistes und der Volksseele, die sie schildern, für sich oder leiden sie an inneren Schwächen? E. H. Meyer ist wie sein Freund Mannhardt unter steter Beschäftigung mit den Glaubensvorstellungen unserer Vorfahren ergraut. Durch die Neubearbeitung der Grimmschen Mythologie machte er sich den Stoff eigen, den Jakob Grimm während eines rastlosen Lebens aufgehäuft hatte, und seine "Germanische Mythologie" (1891) zeigt, wie er selbst ununterbrochen weiter alle neuen Funde und Errungenschaften zusammengetragen hat. Die "Indogermanischen Mythen" (1883, 1887) legen Zeugnis von seinen Kenntnissen in der indischen und griechischen Literatur ab, die auch im vorliegenden Werke vielfach verarbeitet sind, denn allerorten finden sich Ausblicke auf den indogerm. Mythos. So beherrscht tatsächlich E. H. Meyer das Quellenmaterial zu einer germanischen Mythologie wie wohl keiner der Mitlebenden. Das schöne erste Kapitel, das über die Quellen der germanischen Mythologie handelt, lehrt auch, daß M. jedes einzelne Zeugnis in Zusammenhang mit der Auffassungsweise seines Autors und mit der Zeit seines Ursprungs bringt. Zu bedauern ist nur der einseitige Standpunkt, den der Verf. wie in seinen früheren Werken auch hier und in Kap. X ("Das Christentum

in der nordischen Mythologie“) den isländischen Quellen gegenüber an den Tag legt. Selbst über die *Völuspá* dürften sich nach den neueren Arbeiten, die ja M. leider zu wenig berücksichtigt hat, die Ansichten geklärt haben, nachdem Björn Ólsen (*‘Um Kristnitökuna’* S. 56 ff.), A. Olrik (*Aarb.* 1902, S. 157 ff.) und Ref. (*Grundr. der germ. Phil.* II ² S. 579 ff.) unabhängig voneinander zu fast gleichen Ergebnissen gekommen sind. Leider finden sich auch unter dem Einflusse dieser einseitigen Einwanderungstheorie geradezu irrige Angaben. So soll S. 44 Óláfs pá einen Palast von irischen Handwerkern haben aufführen lassen. Das wäre von großer Bedeutung, wenn es wahr wäre! Aber wo steht davon etwas in der *Laxd.* S. (SB. IV. S. 84), der einzigen Quelle über die mythologischen Gemälde in Óláfs Halle? Wo steht etwas davon, daß sich schon Haraldr hárfagri dem Christentum genähert habe (S. 46)? Um das Jahr 1000 soll die eddische Dichtung erst aus der Skaldenpoesie hervorgegangen sein (S. 49)! u. dergl. — Ich vermag es ferner nicht für richtig zu halten, daß M. das indirekte Quellengebiet der german. Mythologie auf die Mythologien der indogermanischen Völker beschränkt, denn die vergleichende Religionsgeschichte, die mit den Glaubensvorstellungen aller Völker rechnet, hat uns doch nun bereits zur Genüge gelehrt, daß die gleichen religiösen Vorstellungen, die wir bei den Indogermanen finden, auch andern Orts auftauchen und daher zur Rekonstruktion eines indogermanischen Urmythus, den Meyer immer noch verfißt, wenig geeignet sind. Von den Religionen nicht indogermanischer Völker muß aber bei einer germanischen Mythologie unbedingt eine, nämlich die der Lappen und Finnen, zur Klärung herangezogen werden: eine stattliche Anzahl nordgermanischer Zeugnisse klärt uns auf über die gegenseitige Beeinflussung der Nordgermanen und Lappen, und ein Vergleich der Glaubensvorstellungen beider Völker lehrt, wie intensiv beide aufeinander eingewirkt haben. Der Vergleich der finnisch-lappischen Mythen ist aber auch besonders geeignet, die Meyerschen Ansichten über die nordgermanischen Mythen zu erschüttern.

Die Form des vorliegenden Werkes verdient alles Lob. Das Buch ist mit einer Frische und Anschaulichkeit geschrieben, daß sich ihm kein zweites gleichen Inhalts zur Seite stellen kann. Der Aufbau ist derselbe wie in der Germanischen Mythologie: nach den Kapiteln über Seelen- und Alpglauben, die m. E. zusammengehören, führen die Elfenmythen zu dem Naturgeisterreich, in dem der Verf. Gewitter-, Wind-, Wolkenelfen (nach dem Aufenthaltsort Berg-, Baum-, Wasser-, Feld-, Hauselfen) und daneben die Riesen wohnen läßt. Die höheren Dämonen, worunter M. die Nornen, Fylgjen, Walküren, sowie Loki und Mimir versteht, verbinden den Dämonen- mit dem Götterglauben, von dem zuerst ein Gesamtbild gegeben ist, bevor auf die einzelnen Gottheiten eingegangen wird. Bei den einzelnen Göttern werden wieder zuerst die Mythen erzählt, dann wird der Kult kurz skizziert. Das Schlußkapitel, *‘Das Christentum in der nordischen Mythologie’*, ist eine Interpretation und Erklärung der *Völuspá*, die ja M. ganz unter christlichem Einflusse entstanden sein läßt.

In seiner Deutung mythischer Zeugnisse ist M. noch ganz Naturmytholog. Von der unleugbaren Tatsache, daß in vielen Mythen einfache Märchenmotive vorliegen, scheint er nicht viel wissen zu wollen. Immer noch stehen Gewitter, Wind und Wolken im Mittelpunkt von Meyers Mythendeutung. Diese drei Naturerscheinungen haben die elfischen Geister, haben die Riesen erzeugt, die dann die Volksphantasie bald in und auf

Bergen, bald in Gewässern, bald in Wäldern oder in Häusern und Feldern wohnen läßt. In der Deutung der Göttergestalten tritt die Auffassung von den indogerm. Gewittergottheiten nicht mehr so schroff hervor, wie in der Germanischen Mythologie. *Tíwaz* ist dem Verf. der altgermanische Himmels-gott, von dem sich schon frühzeitig *Donar* als Gewittergott und der ihm verwandte nordische *Freyr*, der milde Herr des heiteren Wetters, abgezweigt haben. Ich habe schon in der 2. Auflage meiner Mythologie diese Abzweigungstheorie aufgegeben, wenn ich sie auch heute noch im Grunde genommen für berechtigt halte. Denn eine Lehre monotheistischer Weltanschauung, die man ihren Verfechtern vorgeworfen, ist hierin absolut nicht zu finden, und in den germanischen Sprachen läßt es sich durch genügende Beispiele belegen, daß ein Epitheton zum Nomen proprium wird. Was mich von dieser Auffassung abgebracht hat, ist die germanische Göttertrilogie, die sich bei allen Stämmen findet und die deshalb den Ausgangspunkt aller Forschung auf dem Gebiete der germanischen Religionsgeschichte, soweit sie den Götterglauben betrifft, bilden muß. Und diese Trilogie läßt sich trefflich mit den primitiven Glaubensvorstellungen unserer Vorfahren zusammenbringen.

Statt auf die Rekonstruktion indogermanischer Mythen einzugehen, hätte M. sicher besser getan, wenn er sich mehr mit den religiösen Vorstellungen der Naturvölker beschäftigt und mehr die Religionsgeschichte als die Mythengeschichte in den Vordergrund gestellt hätte. Wir mögen über Kauffmanns religionsgeschichtliche Arbeiten denken wie wir wollen — ich persönlich halte, wie M., seinen *Balder* für ein ganz verfehltes Buch —, in einem wird ihm jeder Vorurteilsfreie recht geben müssen, daß nämlich Kultus und Ritus den Ausgangspunkt aller Götterlehre zu bilden haben, und auch darin, daß die Göttergestalten mehr oder weniger Kristallisationszentren aller möglichen Märchen und Märchenmotive sind. Was also M. bei den einzelnen mythischen Gestalten zuletzt behandelt, den Kult, davon hätte er ausgehen sollen. Und endlich hätte er sich bei der Interpretation der Mythen nach den wohlberechtigten Angriffen auf die natursymbolische Deutung mehr Zügel anlegen müssen. Die Auslegung der *Thorsfabeln* (S. 350 ff.), die M. immer noch alle aus Vorgängen in der Natur abliest, des *Baldrmythus* (S. 401 ff.), die Deutung von *Heimdalls Ausrüstung* (S. 408), des *Brisingamen der Freyja* (S. 419) u. a., alles das liest sich wohl sehr schön, aber wer sich mit vergleichender Sagen- und Märchenkunde beschäftigt hat, dem wird der Glaube an die Worte fehlen.

Fasse ich das Urteil über Meyers Mythologie der Germanen kurz zusammen, so ist sie ein Buch von seltner Gelehrsamkeit in edler Form, die den Laien einnehmen muß, aber sein Verfasser ist bei der Auslegung der Mythen und bei den indogerm. Urmythen mit einem Fuße im Alten stecken geblieben und bei der Auffassung der nordgermanischen Quellen einen Schritt über das Ziel hinausgeeilt.

Leipzig.

E. Mogk.

Pipping H. Bidrag till Eddametriken. (Skrifter utg. af svenska litteratursällskapet i Finland LIX) Helsingfors 1903.

Den Mathematiker unter den nordischen Sprachforschern wird man wohl Hugo Pipping nennen können, jedenfalls liebt er sich mit Zahlen zu beschäftigen, und ein großes statistisches Werk ist denn auch das vorliegende. Aber seine mathematische Klarheit tritt auch zutage in der

Art und Weise, wie er die Sieversschen Bezeichnungen verwirft und sich ein neues System zur Bestimmung der Versmaße im Altnordischen bildet. Die Anzahl der Silben in den Verszeilen bezeichnet er mit römischen Ziffern (z. B.: IV viersilbige, VIII siebensilbige Verszeile), die ictus-Silben mit arabischen (z. B.: 15 d. h. 1. und 5. Silbe betont), V 35 würde also heißen: $\times\times\times\times\times$. Das neue System ist bei weitem leichter zu behalten, als das Sieverssche A, B, C usw., das übrigens für die vorliegende Untersuchung fast nicht zu gebrauchen wäre.

Die Untersuchung erstreckt sich auf alle die größeren Eddalieder in fornyrðislag, und sie unterscheidet sich ferner von der Sieversschen Methode dadurch, daß Pipping den handschriftlich überlieferten Text im wesentlichen ohne etwaige Berichtigung, also einen nicht gereinigten Text, behandelt. Dieses Vorgehen hat seine großen Vorteile, indem uns auf diese Weise die Auffassung eines Isländers des 13. Jahrhunderts hinsichtlich des fornyrðislags-Verses vermittelt wird, eine Auffassung, die gewiß in manchem von der der ursprünglichen Dichter abweichen mag, doch aber etwas konkretes ist. Wie nun aus diesen Untersuchungen erhellt, spiegelt die größere oder kleinere Korrektheit der alten Dichter sich in den Abschriften wieder. Trotz des Zeitabstandes steht auch in dem handschriftlichen Text die Hymiskviða als die regelmässigste mit 72 % viersilb., nur 23 % fünfsilb., 2 % sechssilb. und 3 % dreisilbigen Verszeilen; Völundarkviða als die unregelmässigste mit 2 % dreisilb., nur 44 % viersilb., 38 % fünfsilb., 13 % sechssilb. und 3 % siebensilbigen Verszeilen. Der Reihe nach ordnen sich: Hymiskviða, Rígsþula (besonders reich an drei- und zweisilbigen Zeilen), Guðrúnarkviða I, Sigurðarkv. skamma, Grottasöngur, Oddrúnargrátr, Helreið Brynhildar, Völuspá, Guðrúnarkv. II, Helgakv. Hund. II, Helgakv. Hund. I, Helgakv. Hjórvörðssonar, Hyndluljóð (mit Vspá in skamma), Þrymskviða, Grípisspá, Guðrúnarkv. III, Vegtamskv., Guðrúnarhvöt, Völundarkv.

Obwohl man nun in den neueren Aufzeichnungen ganz gut sehen kann, in welchem Maße das ursprüngliche Verhältnis bewahrt worden ist, so sieht man doch noch deutlicher, wie jüngere Geschlechter die Regeln für die fornyrðislags-Zeile aufgefaßt haben. Dies ist es denn auch, was an erster Reihe der gelehrte Verfasser auszufinden bemüht gewesen ist, und Seite 99 u. folgende gibt er klar und bündig die Regeln, die er aus seinem großen statistischen Material (im ganzen 5—6000 Verszeilen) ausgefunden und gesammelt. Nun stellt es sich heraus, daß diese Regeln vollkommen fest sind, so daß auch Isländer späterer Zeiten das fornyrðislag als bestimmt typisch aufgefaßt haben müssen. Ein Teil der Sieversschen Ansichten wird durch einige der erwähnten Regeln glänzend bestätigt: so ist die Tatsache, daß von den Typen

V, 24: $\times\cup\times\cup\times$ 345 Mal gegen $\times\cup\times\times\times$ 19 Mal,

VI, 35: $\times\times\cup\times\cup\times$ 112 Mal gegen $\times\times\cup\times\times\times$ 12 Mal

vorkommt, eine Bestätigung dafür, daß Sievers mit seiner Auflösung: $\cup\times$ für \cup recht gehabt hat, wobei jedoch zu beachten ist, daß die zweite ictus-Silbe nach $\cup\times$ lang ist; häufiger kurz als lang ist sie nach \cup , angenommen in den dreisilbigen Versen und dem Typus IV, 12 (Sievers D):

$\cup\cup$ in IV, 12: 10 IV, 23: 241 V, 34: 136 VI, 45: 13

$\cup\cup$ in IV, 12: 314 IV, 23: 213 V, 34: 70 VI, 45: 7.

Eine wichtige Frage bei den metrischen Untersuchungen ist die der Silbenlänge. Wie bekannt, hat Hoffory die Ansicht verfochten, daß

es richtiger sei, anstatt den Sieversschen Silbenbezeichnungen, kurz und lang, die Bezeichnungen leicht und schwer einzuführen. Aber seine Argumente erscheinen sehr geringwertig, wenn sie einer näheren Prüfung unterworfen werden, und Pipping kommt denn auch zu dem Resultat, daß man sich ebensogut des Ausdrucks kurz und lang bedienen könne, wenn man nur festhalte: eine Silbe ist kurz, wenn sie weniger als 3 Moren enthält; kurzer Vokal und einfacher Konsonant je gleich einer More, langer Vokal gleich 2 Moren gerechnet. Pipping rechnet die 'metrische Silbe' von Vokalanfang bis Vokalanfang, wie es dem Rez. scheint mit Recht, sodaß alle folgenden Konsonanten zur vorhergehenden Silbe gezählt werden. Pippings Argumentation erscheint mir an dieser Stelle zwingend. Wären nur nicht die Untersuchungen über Dróttkvætt von Craigie im Arkiv f. nord. filol. XVI, 241 flg. Diese scheint Pipping ganz und gar unberücksichtigt gelassen zu haben, obwohl sie in mehreren Beziehungen etwas wirklich Neues darbieten. Durch diese ist bewiesen worden, daß, in den skaldischen Metren wenigstens, Wörter vorkommen, die für kurz gelten, trotz der bis 4 anwachsenden Moren der metrischen Silbe. Hier wäre vielleicht Veranlassung, sich den Ausdruck Hofforys schwer und leicht zu bedienen. So sehr man sich auch über die Untersuchungen Pippings freuen kann, man würde doch gern gesehen haben, inwieweit z. B. $_ _ _$ sich nach den Craigieschen Regeln ändern würde. Und dies ist teilweise der Fall, denn aus den 213 Beispielen der Zeile IV, 23 mit $_ _ _$ haben 107 Formen wie: *þeir mannlikun, ár vattivar, til Gotþjóðar, ok aldrinnar, er Gollveigu, um afrendi, opt sitjanda, fyr skillinga*, d. h. eben nicht $_ _ _ \times$, sondern $_ _ _ \times$. 42 haben als letztes Wort ein zweisilbiges Verbum oder Pronomen, d. h. auch $_ _ _ \times$, 23 aber haben Formen wie *ek man jötna, ek veit nokkut, þá grét Goðrún, né svá oflugr*, d. h. wohl $_ _ _ \times$. Nur diese letzte Form der Verszeile kommt am häufigsten in den ungleichen Zeilen vor (17 gegen 6), die beiden ersteren sind häufiger in den gleichen Zeilen (bezw. 75 : 32 und 27 : 15). Noch eine Form ist zu nennen: *drekkir mjöd Mímir, um lög lýðir*; diese Form mit Nomen sowohl als zweites wie als drittes Wort (also $_ _ _ \times$) hat, einige Eigennamen ausgenommen (wie: *en suðr Slagfiðr, dt vöðr Freyja, veldr einn Atli*), fast ausschließlich ein kurzsilbiges Substantiv als zweites Wort, und kommt fast ausschließlich in den gleichen Verszeilen vor. Man vergleiche Craigie § 14:

First lines:

Malmhríðar svall meidum

Hróðrdeilir bað heilan

Second lines:

Gríðbitum frið lítinn

Borðmárar ská fára

mit den folgenden typischen Eddaverszeilen:

ungl. Zeilen: *ek veit jötna**ek gef hverri**hón brá borða**þá grét Goðrún**né svá oflugr*gl. Zeilen: *i her fóstnuð**við gím fastan**fyr kné móður**við son Budla**um hrær fylkis*

(Doch finden wir im fornyrðislag der Edda auch umgekehrt:

*né þöl bráðra**drekkir mjöd Mímir**um lög lýðir**ok sló hǫrpu**ok þó ymsir*

Die Tendenz geht aber gewiß in derselben Richtung, wie Craigie es für die skaldischen Metren dargetan hat).

Pipping ist der Überzeugung, daß die altnordische Sprache festen Vokaleinsatz gehabt hat, und er stärkt diese seine Ansicht teils dadurch, daß die Vokale aufeinander reimen — wie es dem Rez. scheint, eine sehr schwache Grundlage, weil die vokalischen Reime sehr wohl auf andere Weise erklärt werden können ¹⁾ — teils stützt er sich auf die Positionsregeln, aber auch diese Grundlage ist nicht sicher. Eine Pause zwischen den Wörtern wäre sehr wohl ohne festen Vokaleinsatz denkbar, und eine wie große Rolle eine solche Pause in metrischer Beziehung spielen kann, hat u. a. Pippings Landsmann V. Vasenius in seinem Werke über Runebergs Hexameter ²⁾ ausführlich dargetan. Auch Pipping selber gibt ein paar Bemerkungen in derselben Richtung. Auf Seite 2 und 109 sucht er dafür den Beweis zu erbringen, daß die einmorige Silbe im Versauslaut häufiger in den gleichen als in den ungleichen (Halb)zeilen vorkommt. Ist dies der Fall, was man nach seinen Ausführungen nicht ableugnen kann, so beruht es gewiß darauf, wie er auch selbst gesehen, daß nach den gleichen Zeilen in fornyrðislag ³⁾ eine feste Pause gewesen ist; eine Parallele zu diesem Verhältnis könnte man aus der Nibelungenstrophe entnehmen, wo auch die Pause nach der ersten Halbzeile verschwinden kann, die nach der zweiten aber nur im Strophenschlusse, wo sich eine noch größere Pause findet.

Wie man aus diesen Bemerkungen, die noch vermehrt werden könnten, ersehen wird, kann der Rez. einigen der Neuerungen Pippings beipflichten, einiges muß er in Zweifel stellen, aber überall wird der aufmerksame Leser zum Denken angeregt, und das ist wohl die beste Empfehlung des Buches.

Askov.

Marius Kristensen.

van Helten W. Die altostniederfränkischen Psalmenfragmente, die Lipsius'schen Glossen und die altsüdmittelfränkischen Psalmenfragmente, mit Einleitung, Noten, Indices und Grammatiken herausgegeben. Groningen J. B. Wolters 1902. 2 Teile. VII, 1—115 u. IV, 117—222 S. gr. 8°. je 3,50 M.

Daß eine neue Herausgabe der Wachtendonkschen Psalmen und der Lipsiusschen Glossen kaum der Rechtfertigung bedürfe, wird man Dr. van Helten gern zugeben. Für den Text dieser hochwichtigen Denkmäler war man bisher auf Heynes Kleinere andd. Denkm., sowie auf die sehr zerstreuten Berichtigungen und Bemerkungen von Behaghel, Borgeld, Bremer, Cosijn, Franck, Gombault, Holthausen, Tack, dem Verf. u. a. angewiesen, sodaß eine Herausgabe, welche sämtliche älteren Arbeiten und Resultate berücksichtigte und auf einer Nachprüfung der ganzen Texte fußte, uns nur erwünscht sein konnte.

Der neue Herausgeber hatte sich dazu zunächst mit den in letzter Zeit über die Entstehung dieser Interlinearübersetzung geäußerten Vermutungen auseinanderzusetzen. Verschiedene Fragen waren dabei zu erörtern. Wie steht es um die Überlieferung? Welches ist das Verhältnis der Ps. 1—3 zu den übrigen? Repräsentiert der überlieferte Text der

1) Vgl. Kock: Östnord. och latinska medeltidsordspråk I Einl. S. 113.

2) Johan Ludvig Runeberg som konstnär I Helsingfors 1896.

3) Dasselbe gilt nicht bei Dróttkvætt, wo die Verszeilen selbstständig sind.

Ps. 53, 7 — 73, 9 und des Ps. 18, sowie der hinzugehörigen Glossen, eine ursprüngliche Niederschrift in einer einheitlichen Mundart, oder hat er als eine Übertragung aus einer in anderer Mundart verfaßten Vorlage, aus welcher eventuell Spuren sich in die Überlieferung hinübergerettet hätten, zu gelten? Aus welcher Gegend stammt unser Text, bezw. die Vorlage? Zu allen diesen Fragen hatte der Herausgeber Stellung zu nehmen.

Die aus früheren Äußerungen (Tijdschrift 15, 146 ff.; 16, 72 ff.; Taal en Letteren 10, 113 ff. 209 ff.) hinlänglich bekannte Ansicht van Heltens geht nun dahin, daß die Ps. 18 und 53, 7 — 73, 9 und die Glossen zu Ps. 10 ff. und zu den Hymnen in einer altostniederfränkischen (nicht genau zu lokalisierenden) Mundart überliefert seien, jedoch keine Originalniederschrift, sondern eine Übersetzung aus einem altsüdmittelfränkischen Original repräsentieren, dessen Sprachformen in nicht gerade seltenen Resten in jener Übersetzung, sowie durchgehend in dem Texte der Ps. 1—3 und in den Glossen zu den Ps. 1—9 hervortreten.

Soweit die traurige Beschaffenheit der Überlieferung ein Urteil gestattet, scheint mir diese Vermutung vor den von Heyne, Jostes (ZfdA. 40, 190 ff.) und Gombault (Taal en Lett. 9, 451 ff., 529 ff.; 10, 118 ff., 212 ff.) verteidigten den Vorzug zu verdienen, weshalb ich auch die Berechtigung, bei einer Herausgabe der Texte von jener Vermutung auszugehen, anerkenne. Der triftigste Grund ist m. E. der von v. Helten Taal en Lett. 10, 113 genannte, daß die vom nfrk. Lautstand abweichenden Formen in Ps. 53 ff. usw. sich mit den sicher smfrk. der Ps. 1—3 usw. decken, und die Vermutung wird gestützt durch den in der Einleitung § 7, γ erwähnten Umstand. Allerdings ist nicht das ganze von v. H. im § 6 zusammengebrachte Material wirklich beweisend. Namentlich ist die Annahme 'mechanischer Übersetzungen' wie *uittou* 'wissen' 58, 14, *fetheracco* 'alarum' Gl. 244 nach Formen mit *zz* und *hh* bedenklich, und ich bin vielmehr geneigt, mit Dr. Gombault zu glauben, daß hier ähnliche orthographische Ungenauigkeiten vorliegen, wie die in dem Berner Glossar, den Limb. Serm. und dem Teuthonista begegnenden. Umgekehrt z. B. *luticon* Gl. 495 mit *t* statt *tt*. Nicht beweiskräftig sind, von zweifelhaften Einzelheiten abgesehen, auch das *ie* in *kierit* 65, 6 (wie *gelierot* 2, 10, vgl. aber *kiren* im mndl. Leven v. Jez., Kap. 234, 237 usw.), das *oi* in dem von v. H. selbst S. 9 angezweifelten *boigedon* 56, 7, und das *-h*, *-g*, anstatt *-k* in einigen der Entlehnung verdächtigen Wörtern. Andererseits sind die Beweise aus der Flexion (Einl. § 6, γ—ε, ι—λ) und die meisten dem Konsonantismus entnommenen vielsagend und von Gombault nicht entkräftet.

Dankenswert ist es, daß v. H. in seiner Herausgabe die betreffenden 'residua' durch gesperrten Druck hervorgehoben hat, und bei unserer mangelhaften Kenntnis des amfrk. und anfrk. Wortschatzes war es nur vorsichtig, daß er diesmal auf den Wortschatz als Beweismaterial verzichtete.

Auf Grund grammatischer und anderweitiger Erwägungen ist der vorliegende Text im allgemeinen weniger konservativ gestaltet als der Heynesche. Namentlich auch hat es sich der Herausgeber angelegen sein lassen, noch etwas umfassender als es von Heyne geschehen war, die Abweichungen der glossierten lateinischen Version von der Vulgata festzustellen und dadurch manchmal eine handschriftliche nfrk. Lesart

erklärt bzw. gerettet. Auch diese Abweichungen im lat. Texte sind durch gesperrten Druck kenntlich gemacht. So verstehen wir jetzt aus der Var. 'ex omnibus tribulationibus' Ps. 53, 9 das *fan allin arbēidin* der Übersetzung, aus 'in iniquitatem' 61, 11 *an unreht*, aus 'inebrians multiplicas' 64, 11 erweist sich *fardrenkinde gemanohfaldos* als die wahrscheinliche Lesart (Heyne: 'inebria, multiplica' gegen *fardrinkende, gemanohfaldōt*), aus 'patres' 67, 6 *fadera* als richtig (Heyne änderte *faderis* wegen Vulg. 'patris'); ähnlich 'aperiat' 68, 16 *antlūke* (Heyne: 'urgeat', var. 'coartet'); 'quasi pecus' 72, 22 *also fē* (Heyne: 'ut jumentum'); *acusin* 'securibus' (hs. *securi curis*) Gloss. 3 1), *an unendetiken* 'immensam' (hs. *annimendeliken* 'intolerabilem') 57; *elelendig* 'aduena' (hs. 'incola') 193; *farscliton* 'concidet' (hs. *farschiton* 'concidit') 229; *an ungescēid* 'superuacue' (hs. *ungesceid* 'uacue') 737, usw.

Jedoch auch unabhängig vom lateinischen weist der nfrk. Text mannigfache Abweichungen vom Heyneschen auf. Sehr wichtig war namentlich die Entdeckung v. Heltens, daß eine ganze Reihe bisher unerklärter Formen mit *i* statt *e* (*ē*), wie *hirta* 'cor', *tebrican* 'zerbrechen', *dida* 'fecit', *tuuon* 'aeternum', *sīla* 'anima', nur im ersten, in Kanzleischrift geschriebenen Teil des Apographons, nicht in dem zweiten, in der im XVII. Jahrh. üblichen lat. Schrift verfaßten, begegnen (Einl. § 3, Anm. 1), und daß in jenem neben dem *e* der Kanzleischrift ein anderes, dem *i* sehr ähnliches *e* vorkomme, woraus sich dann die Folgerung ergab, daß in allen Formen, welche im ersten Teil dieses unsichere *e/i*, im zweiten sicheres *e* aufweisen, auch im ersten Teil *e* zu lesen sei. Auf diese Art ist eine beträchtliche Anzahl unerklärter Formen beseitigt. In unbetonter Silbe bleibt es oft unentschieden, ob *e* oder *i* zu lesen sei (s. S. 13, Notiz), und es hätte Erwägung verdient, alle diese Fälle aufzuzählen.

Sehr wichtig für die richtige Beurteilung der Überlieferung von Ps. 1—3 ist die Notiz auf S. 90.

Im anfrk. Texte sind vom Herausgeber die verbesserten Wörter besternt, die unveränderten, aber zu einer Bemerkung Anlaß gebenden, mit einem Kreuz versehen. Die einzigen dabei vorgekommenen in den Add. nicht verbesserten Versehen sind: **louan* statt †*louan* 60, 9 und †*cundit* statt **cundit* 18, 2; außerdem l. **underthringoni* Gl. 817 und bessere die Druckfehler *antscēine* statt *antscēine* 67, 3; (das zweite) *sint* statt *sind* 68, 5 (vgl. Aonfrk. Gr. § 123 und Heyne), *farlūthe* statt *farlūthe* Gl. 228; *geuuerthe* statt *geuerthe* 1, 6 (richtig im Index II).

Die Abweichungen von Heynes anfrk. Text beruhen teilweise auf besserer, mitunter schon von Cosijn oder Tack angegebener Lesart, teilweise auf verschiedener Ansicht des Herausgebers betreffs einer Wortform, sei es, daß er die Lesart des Apographons geändert oder in abweichender Weise geändert, sei es, daß er sie zum Teil oder gänzlich wiederhergestellt hat. So sind erstensmal Heynes *v* durch die *u* des Apographons ersetzt, sodann verschiedentlich andere Lesarten eingeführt, wie die obenerwähnten Formen mit *e* statt *i*, *ruopon thi*, hs. *ruopen* (Heyne: *ruope thi*, hs. *ruopdu*) 55, 10; *tēikin* (Heyne: *teikon*) 59, 6; *ir[u]hauan* (nach H. hs. *iruhuanu*, Text *irhavan*) 63, 8 usw.

1) Die Glossen nach einer neuen Zählung: nicht die Zeilen der Herausgabe, sondern die Glossen selber sind gezählt.

An überzeugenden neuen oder doch teilweise neuen Besserungen sind unter vielen anderen hervorzuheben: *flūkti* (hs. *flukit*) 54, 13; *glīdeni* (hs. *gliden*) 55, 13; *an ābulge* (hs. *ne a. a.*) 58, 14; *iūua* (hs. *iūuaua*, Heyne *iūuara*) 61, 9; *uēldādigero* (hs. *-danigero*) 63, 3; *gerīksini* (hs. *gerikisni*) 64, 10; *te ēuon* (hs. *-teuon*) 65, 7; *scauuuont* (hs. *scauuuot*) *ibid.*; *scōni* (hs. *scuonis*) 67, 13, wo vielleicht *uo* hätte stehen bleiben sollen, wie *duodīs* 54, 5; *besenkida* 'demersit' (hs. *bescendida*) 68, 3, vgl. *besenki* 'demergat' vs. 16; *horin* (Heyne: *hornir*; hs. *horni*? Tack las: *horni* oder *horin*) 68, 32; *thinin* (hs. *thin*) 70, 2, vgl. 68, 22 hs. *min* statt *mīnin*, wo auch Heyne *mīnin* will; *genuhti* (hs. *genutti*) 71, 7; *gerin* (hs. *-gegin*) 72, 7, nach Clarisse; *lūt* (hs. *luit*) 18, 4; *forth-* (hs. *fort-*) 18, 5; *druftines* (hs. *drusten*) 18, 10; *an uarnunst* (hs. *anarnunst*) Gl. 33; *andaron* od. *-un* (hs. *andran*, *andarn*) Gl. 51, 52 (Erklärung nach Heyne); *behal ik* (hs. *behalt ik*; das enklitikon *-t* ist hier völlig ausgeschlossen: 'et iniustitias meas non abscondi' Ps. 31, 5) 79; *biuada* (l. *-āda*, hs. *biuueida*) 115; *bruother* (hs. *bra*) 119; *ēuuisca* (hs. *euuasca*) 209; *gibedelic* (hs. *getibedelic*) 303; *geliuero* (hs. *geliuore*) 305; *gequāhlit* (hs. *gequalhit*, *geuallit*) 321, 354; *gērit* (hs. *geruuit*) 336; *geuoda* (hs. *geueinoda*) *mi* 357; *gitiloda* (hs. *ginroda*) 372; *selethun* (hs. *salethu*) 592; *tuiuoldon lakene* (hs. *tuiuelduone*) 728; *uuitude* (hs. *uuitute*) 798; — *noua* (hs. *nauo*) Ps. 1, 2; *niueht* (hs. *-re nohe*) 1, 4; *in in* (hs. *in*) 2, 5; *ūsheuonde* (hs. *ubhenoude*) 3, 3 usw.

Unmögliche Formen wie *tilogon* (l. *tilongon*), *mistrot* (l. *mistrōst*) 54, 3, *forthta* (l. *forchta*) 54, 6, *dfunt* (l. *fiunt*) Gl. 155, sind in dieser Weise beseitigt worden, und besonders anerkennenswert ist es, daß v. H. meistens die Ursache der Fehler mitangibt. Die aus Heynes Text herübergenommenen Besserungen sind grösstenteils nicht als solche verzeichnet, was denn auch ohne großen Raumaufwand nicht wohl tunlich gewesen wäre, aber zweckmässig wäre es gewesen, die von anderen Gelehrten gemachten Besserungen systematischer als geschehen ist, namhaft zu machen. So verdanken wir die Änderung *aftr thiū* Gl. 2 Gombault (Taal en Lett. 9, 531 f.), *ēuuentlereri* 173 Cosijn (Tijdschr. 15, 322) u. ä.

Ebenso wichtig wie die korrigierende war die konservierende Tätigkeit des neuen Herausgebers, welche manche von Heyne wegkonjizierte Form der Mundart wiedergewonnen hat. So sind u. a. gerettet: *bēidan* (H. *bidan*) Ps. 54, 9; *fuoti mīna* (H. *fuotin mīnan*) 56, 7; *an unreht* (H. ohne *an*) 57, 3; *louan* (H. *lof*) 60, 9; *in an uuega* 'et inuia' (H. *in āna uuegā*) 62, 2; *unrethero* (H. *unrehterō*) 64, 4 u. ä.; *anuuanon* (H. *an uuanōn*, hs. *anuuanō*) 67, 7; *upstigi* (H. *up stigi*) 67, 19; *sangit* (H. *singit*) 67, 34; *mi* (H. *te mi*) 70, 2; Akk. Pl. *bogo* (H. *herta*) 18, 9 (indessen ist hier dem Idiom entsprechend, auch Sing. möglich); *after allo* (H. — *allon*) Gloss. 47; *glidit* (H. *glidic*) 391; *rātodon* 'irritauerunt' (hs. *prosterneret*), das Heyne zur Vermutung *genitharoda* veranlaßte 566; *scieri* (H. *scōni*?) 614; *thurtegin* (H. *thurftegin*) 704 usw. Auf Cosijns Ausführungen geht zurück die Erhaltung von Formen wie Akk. Sg. *bogo* Ps. 57, 8, D. Sg. *hēigero* Gl. 416, *behaluo* 55, 10; Nom. S. F. *mīna* 61, 2; Nom. S. M. *thia* 68, 21; *upständiro* 72, 20 (H. *bogon*, *heigere*, *behalvon*, *mīn*, *thie*, *upstandandirō*).

Einige Bemerkungen mögen hier einen Platz finden. Ps. 54, 13 *tholodit* = *tholodi* + *it* scheint mir noch immer möglich; vgl. wegen des hinzugefügten Pronomens unten zu 60, 8. — 54, 17 Fußn., zu 'saluabit, -uit'. Die Verwechslung solcher Formen, bezw. die Schreibung *-bit* statt *-uit* oder umgekehrt, war in mittelalterlichen Handschriften so gewöhnlich,

daß auch bei der Lesart 'saluabit' die Auffassung als Prät. möglich war. — 55, 5. *ni* mag bleiben. — 55, 7 *uunun*. Näher als v. Heltens *uunun* liegt *uuanun*, vgl. 67, 7; 68, 36; 71, 17. — 56, 2, Fußn. Got. *skadus* aus **skadwaz* wird namentlich durch got. *ufarskaduwan* erwiesen. — 56, 5. *slip ik* bleibt besser unverändert, vgl. *quad ik* 72, 13, *behal[t] ik* Gl. 79, und beachte, daß der Vers anhebt: *santa got*, nicht: *got santa*. — 57, 4. *gifroda*. Wohl ungenaue Schreibung in der Vorlage des Apographons (s. oben), wie *libendero* 55, 13 (das auch v. H. gelten läßt), *betekameren* 18, 5, *luticon* 495. — 57, 7. *kinnebacō* acc. sing. ist sicher richtig und auch nicht als falsche Übersetzung zu fassen, denn der Kinnbacken umfaßt die gesamten Backenzähne = 'molas', sodaß die Einzahl im nfrk. Text ganz angebracht ist. — 58, 7. *hungger* ist wohl ein Versuch den Nasal und Verschluslaut zu bezeichnen. — 58, 14. Die Annahme *thurofremingen* als mfrk. residuum fast unmittelbar nach rein nfrk. *thurofremingon* scheint bedenklich. Was das überflüssige *ne* anbetrifft (s. v. Heltens Fußnote), es ist hier vielleicht kein Zufall, daß Gl. 699 das *-ne* von *consummatiōne* fehlt. — 60, 8. Das als Lemma zu *thia* zögernd hinzugefügte 'eas' ist überflüssig. Ein ähnlicher Fall 61, 11 *rihduoma of sia thūnt*, mit vom Glossator eingeschaltetem *sia*, sowie vielleicht in *tholodit* oben. — 62, 5. In *quethan* 'benedicere' und *quethon* id. 64, 12 liegt wohl Verlesung für **quettan*, **quetton* (tt statt dd nach Aonfrk. Gr. § 52 a) vor, vgl. pt. *quedidon* 'benedicebant' 61, 5 und ahd. *quetten* 'salutare' (Graff IV, 649 f.). Gewöhnlich wird zur Übersetzung von 'benedicere' *gewūnen* verwendet. — 64, 12. *coronam* ist vielleicht durch das lateinische Wort veranlaßter Schreibfehler für **corōna*, wie *uuanam* 'quoniam' 65, 10 für *uuada*. — 65, 15. *luttira* 'medullata'. v. H. nimmt ein Verderbnis im lateinischen Text an, welches eine falsche Übersetzung veranlaßt hätte, aber *luttira* begreift sich vielleicht aus der Erwägung, daß ein Markopfer ein besonders schönes Opfer ist, vgl. Diefenbach 353 *medullatum sacrificium ein getodt opffer des marchs, daz aller best opffer*. — 67, 4. *gelieuent* 'delectentur'. Angesichts der Indikativformen *gōuma uuirkint*, *mendint* für 'epulentur', 'exsultent' im selben Verse scheint mir *gelieue* im keine glückliche Änderung; jene machen es vielmehr wahrscheinlich, daß der Ind. *gelieuent* die richtige Lesart sei, in welchem Falle er als Übersetzung eines verlesenen 'delectentur' oder geradezu als falsche Wiedergabe von 'delectentur' zu gelten hätte, trotzdem 64, 9 *saltu gelieuton* 'delectabis' übersetzt. — 67, 7. *uitleidende*. Vereinzelt *uu* statt *ū* ist wohl nicht zu beanstanden. — 67, 11. *thu geruuidos an suoti thinro* 'parasti in dulcedine tua pauperi'. Dem von Heyne herrührenden Zusatz *armin* ist *thurtegin* vorzuziehen, indem so die Weglassung nach *thinro* begreiflich wird. Natürlich hat in dem Falle das lateinische Original nicht 'pauperi', sondern, wie Notker, 'egenti' gehabt. — 67, 16. *uualagelicast* 'beneplacitum est', H. *uuala gelicdā ist*, v. H. *uuala gelicandi ist*. Aber Heyne ist wohl im Recht. Wenn man das subst. *uualaticondi* Gl. 759, 810 vergleicht, so deutet hier das *-ge-* auf ein Part. Prät., sklavisches Übersetzung des Part. 'beneplacitum' im lateinischen Text. — 67, 21. Der gen. sg. *dōdi* 'mortis' neben *duodis* 54, 5 ist wegen mndl. mlimb. *doet* Fem. für möglich zu halten. — 69, 4. *scaminda* zweimal, als Übersetzung von 'erubescant', bezw. 'erubescentes'. Es scheint mir sicher, daß es das erste Mal ein Vorgreifen auf das zweite und in *scamin* zu ändern sei, denn *bekērda uuerthim . . in scaminda* 'auertantur . . et erubescant' ist gegen die Gepflogenheit des Glossators.

— 70, 22. *cittharon*. *thh* bezeichnet hier wohl, daß *t*, nicht *ð*, die richtige Aussprache sei. — 71, 12. *geuwelde*. Die Änderung in *-degin* oder *-degon* ist nicht gerechtfertigt. Heyne hat als var. zu 'potente' 'potentia', welches genau zum nfrk. Texte stimmt. — 72, 13. *quad ik*. S. oben zu 56, 5. — 72, 14. *kestigāta*? S. unten zu Gl. 115. — 73, 4. *iro* 'tuaē'. Einfacher als die Änderung *thīnro* ist die Annahme einer Verlesung oder falschen Lesart *suae*; es sei denn, daß es für Heynes 'eorum' eine Gewähr gebe. — Glossen. 31. 1. *antheban sal* (Cosijn). — 97. hs. *bethudon*, Epist. "Bethadon Absconderent. alibi *Bethaton* idem" (aus Ps. 9, 16). Wegen 63, 6 und 68, 6 könnte man an **behālin*, *behēlin* denken (anderswo für 'abscondere' **(ge)bergan* 18, 7; 54, 13; 55, 7, während *betheccan* 'contegere', 'operire' wiedergibt), aber die Überlieferung gestattet nur die Änderung *bethahton*, *-cton*, *-cthon*. Hier scheint also ein Unterschied im Wortschatz zwischen Ps. 1—9 und den folgenden vorzuliegen. — 100. *beuueit* mit dem lat. entnommenem 'non' für handschriftliches *beuuenon* ist eine scharfsinnige Vermutung. Das nicht verbürgte Kompositum *beuuitan* läßt sich beseitigen, indem man liest: *ne uuēit* 'non imputauit'. — 115. *biuāda* st. *biuueida* ist angesichts der angezogenen mlimb. Formen (vgl. noch *dreigade*, *pissade* im Bern. Gloss.) für möglich zu halten, nur darf man das noch im limb. des XIII. Jahrhunderts erhaltene, nebentonige (vielleicht später sogar haupttonige, wie *i* in mndl. *-inne*, mndl. *-in*) *a* in den Pss. und Lips. Gloss. wohl mit *ā* ansetzen, also auch **scaruāda* (?) 628 und mfrk. *kestigāta* 72, 14. — 295. *ungehirmeltko* 'incessabili'. Obgleich die Konjekture *-kero* richtig sein kann, ist auch die Möglichkeit, daß 'incessabili' mit dem adv. *-bile* verwechselt wäre, zu berücksichtigen. — 325. *gerehto* 'forte'. v. H. meint, der Übersetzer habe 'rite' gelesen. Jedoch auch mhd. *billich(e)* bedeutet 'möglicherweise' und wird zur Wiedergabe von 'forte' u. ä. gebraucht (Diefenbach, Gloss. S. 244), wie auch mndl. *billijcs*, *billike*, sodass für *gerehto* ein ähnlicher Bedeutungsübergang 'von rechts-wegen, möglicherweise, vielleicht' statthaft ist. — 371. *genitherit in* 'exinanite'. Die scharfsinnige Konjekture *genieuuithit*, so wie so nicht wahrscheinlich wegen der unbefriedigenden Erklärung des *in* (das proleptische Schreibung von lat. *-in-* sein soll), ist unnötig, wegen *ernideren*, *nideren*, *vernederen*, *snode* machen, *vndermachen*, *snoet* maken (neben *vernichten*, *sich vernichten* u. a.), alles Glossen zu 'exinanire', bei Diefenbach Gloss. S. 217. Wegen *iu* vgl. (*sich*) *vernichten* ebenda. — 437. *hopon sulun* 'captabunt'; v. H. *hōpon sulun* 'copulabuntur'. Man könnte auch an *happon* (= *happon*) *sulun* für 'captabunt' denken. — 460. *irferron* 'obstupefacies'; v. H.: "*irfirron* (?) deduces". Vielleicht doch *irferron* (*salu*) 'obstupefacies', mit *rr* statt *r*, entspr. ae. *āfēran* 'erschrecken, erstaunen'; vgl. Diefenbach *wundern*, *erschrecken* usw. zu 'obstupere'. — 617. *sciūmo* 'cito'; v. H. will *sciūmo*. Ebenso gut möglich sind *siūmo* (Gl. 644) und *snūmo* (Gl. 643, Ps. 68, 18 [hs. *sinumo*]). — 632. *sion ogun* 'pupilla(m) oculi'. v. Heltens *ōgin* ist eine unnötige Änderung, indem 'oculi' 16, 8 fälschlich als Nom. Pl. gefaßt sein kann. — Ps. 1, 1. *ungonēthero*. Durch die Notiz auf S. 90 wird die Richtigkeit des *o* im Präfix (vgl. auch *nugonet he-* statt *ungonēthe* oder *ungenēthe* 1, 4, *gomārda* Gl. 393) höchst unsicher; vgl. *ungenēthe* 1, 5; hs. *ungenothero* 1, 6.

Den Texten folgen zwei, sämtliche Formen enthaltende, Indices (S. 104 zu *cunni* am Schluß l.: gp **cunno*; S. 105 zu *nieton* l. *niet* is 542; S. 107 zu *siūmo* l. (vgl. *sciūmo*)) und zwei Grammatiken, eine anfrk. (I)

und eine asmfk. (II). Nach der Notiz S. 117 sind in den beiden letzteren die durch Korrektur hergestellten Formen ohne Stern aufgenommen, ein keineswegs unbedenkliches Verfahren, wenn auch in zweifelhaften Fällen gewöhnlich auf die betreffende Stelle verwiesen wird. Wenn die Konjektur den die betreffende grammatische Erscheinung beleuchtenden Teil des Wortes nicht trifft, so ist es ja gleichgiltig, ob der Stern da ist oder nicht, aber unerlaubt scheint es mir z. B. mit *uithirlōp* (hs. *-loop*) ohne weiteres die Schreibung *o* = germ. *au* (§ 23) zu belegen, oder mit *sciumo* (hs. *sciumo*) die Schreibung *sc* statt *sl* (§ 39, wo freilich die betreffende Glosse zitiert wird), oder mit *forthfuor*, *forthbrengeinde* (hs. *forh-*) *th* nach *r* (§ 53 δ), oder mit *eruis* (hs. *erui*) den Gen. Sg. auf *-is* (§ 57 γ).

§ 5 (S. 118). Für *stemma*, *-on* neben *stemma*, *-on* beachte auch asä. *stemnia* neben *stemna*.

In den anfrk. Endsilben unterscheidet v. H. bei *i/e* die Vokalqualitäten *i*, *ie*, *ei* und *e*. Das erste, z. B. im D. Pl. *arβēidin*, werde immer *i* geschrieben; für das zweite, z. B. in *endi*, *ende*, sei *i* die gewöhnliche Orthographie, aber daneben finde sich *e*; das dritte, z. B. im D. Sg. *bluode*, *bluodi* oder in *after*, *afir*, werde gewöhnlich mit *e*, seltener mit *i* bezeichnet; für das vierte, z. B. in *morgen*, komme nur *e* vor. Wirklich lassen sich aus unseren Texten vielfach deutliche Unterschiede zwischen den *i/e* erkennen, welche sich festen Regeln fügen. *-i* (aus *-i* oder *-i*) wurde im allgemeinen *ie*-, außer in solchen Fällen, in denen es von vorhergehendem *e* beeinflusst wurde (§ 26 β), wie in den Subst. auf *-ere* (z. B. *helpere* gegen *rukgt*). Umgekehrt steht auch *i* aus *e*, z. B. im Gen. Sg. auf *-is* (§ 56 α). Allerdings ein wirkliches Überwiegen der *i*-Schreibung kann man in unseren spärlichen Denkmälern nur bei den *i*-Stämmen konstatieren, sonstwo ist die Zahl der Belege eine zu geringe, sodaß sogar öfter *e* überwiegt, z. B. in N. A. Sg. der ntr. ja-Stämme § 57 β (8 sichere *-i*, 10 sichere *-e*; das auch erwähnte *erui* ist, nach Index I, nur als Dativ, nicht als Nom. oder Akk. belegt) und nml. im D. Sg. der fem. *i*-Stämme (s. § 62 β v. Heltens eigene Bemerkung), bei denen das Verhältnis: sichere Fälle mit *-i* 12, mit *-e* 19; dagegen im N. A. Pl. (ebd. γ) 19 *-i*, 5 *-e*. Obgleich somit der beschränkte Umfang der Überlieferung einen sicheren Schluß nicht gestattet, so hat doch die v. Heltensche Annahme alles für sich, weil sich für die abweichende Behandlung des *-i* und des *ie* gewöhnlich ein Grund geben läßt: das alte *-i* hält sich z. B. vor *-n* und *-nt-*, sowie vor *-r*, *-l*, *-g* (*-ch*). Einiges bleibt unerklärt, so z. B. *inde* 'et', nie **indī*, wofür schwerlich *nohne* (§ 26 β) verantwortlich zu machen ist, anderes zweifelhaft, wie z. B. der Dat. Sg. der mask. *i*-Stämme, wo die 7 sicheren Belege (5 mit *e*, 2 mit *i*) nicht ausreichen, um die Herübernahme der Endung der *a*-Stämme sicherzustellen. Einige Fälle sind besonders verwickelt, vgl. S. 135 f. Man darf nicht außer Acht lassen, daß wenn die ganzen Psalmen tadellos überliefert wären, das Resultat sich vielleicht anders gestalten würde.

-ei ist der Repräsentant von *-ai* (§ 26 ε), z. B. im D. Sg. der *a*-Stämme. Hier ist die Schreibung *e* in nahezu allen einschlägigen Fällen weitaus überwiegend.

Reines *e* findet sich nur im gedeckten Auslaut, z. B. *morgen* nach **morgenes* (§ 27 β), Inf. auf *-en* = ahd. *-en* (vgl. § 94) und in offenen Mittelsilben, wie G. D. Sg. Fem. auf *-ero*, *-era*.

Ähnlich steht es um *u/o*.

Über *ā* in *biuāda* (§ 28 a) s. oben zu Gl. 115. — S. 138, 1 v. o. l. **toufreres* 57, 6 statt 16. — Sehr wichtig und dazu geeignet, den Glauben an partielle Synkope des Nasals vor altem, stimmlosen *s* und *þ* im aonfrk. zu erschüttern, ist § 42. — Zu § 52 a. Ausgenommen einmal *quād* findet -*d* sich nur vor *h*, *th*, *g*, *uu*. — § 56 γ. *bismer* 'opprobria' ist irrtümlich unter den Zweisilblern mit kurzer Pänultima aufgezählt. — § 83. Ps. 18, 14 N. Pl. Fem. *sie* kann richtig sein. Wenn auch das Mask. vom Fem. die Form *sia* entlehnt hat, so ist es keineswegs ausgeschlossen, daß das zunächst fortbestehende *sie* auch für das Fem. verwandt wäre. — § 91 ε und 93 β. **lret*, *geuuēt* konnten allerdings das Beispiel abgeben für *spreket*, *quethet* statt *sprekit*, *quethit*, aber **giet*, *gesiet* mit ihrem Diphthong schwerlich. — Grammatik II, § 52 γ. *henōde* (s. zu 2, 8) statt 2, 9.

Im Gegensatz zu den Grammatiken von Heyne und Borgeld versuchen die beiden v. Heltenschen womöglich auch eine Erklärung der Erscheinungen und Schreibungen zu geben, in zahlreichen Fällen mit Glück. Der asmfr. Grammatik ist anhangsweise eine Übersicht der abweichenden Formen des Trierer Capitulars beigegeben.

Groningen (Holland).

J. H. Kern.

Verschuur A. Klankleer van het Noord-Bevelandsch (Amsterdamer Doktor-dissertation). Amsterdam Ten Brink & De Vries 1902. XV und 174 S. gr. 8°.

Eine genaue Darstellung der Sprachlaute in der Mundart von Nord-Beveland, d. h. der westlich von Walcheren, südlich von Süd-Beveland, begrenzten seeländischen Insel, die nach schweren Sturmfluten in den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts allmählich dem Meere wieder abgewonnen und von den nordöstlich benachbarten Inseln Schouwen, Duiveland und Tholen neu besiedelt ist.

Die Schrift zerfällt in zwei Teile, einen experimentell physiologischen, der offenbar das größere Interesse des Verfassers besitzt, und eine historische Lautlehre, die infolgedessen recht knapp gehalten ist, aber jedenfalls ein reiches und sorgfältig beobachtetes Material gibt. Zumal der Konsonantismus steckt voll lehrreicher Erscheinungen. Die Verarbeitung ist zwar ungleichmäßig in bezug auf die Erklärungsversuche, aber im ganzen nicht ungeschickt, wenn auch der Verfasser noch nicht zu genügender Selbständigkeit des Urteils durchgedrungen ist. Durch den oft gemachten Fehler, die Laute unmittelbar aus den germanischen statt den älteren niederländischen herzuleiten, erscheinen die Dinge öfter verzerrt oder unnötig erschwert. Man vergleiche z. B. § 119, der mich anmutet, als ob einer sagte, ein Löwe gehört nur dann zum Katzensgeschlecht, wenn er in seiner Jugend nicht etwa ein Kalb gewesen ist. Im ganzen kann ich mich auch hier dem Eindruck nicht entziehen, daß die historische Darstellung einer Mundart unter den heutigen Verhältnissen über die Leistungsfähigkeit auch der besseren Anfänger hinausgeht.

In dem bis S. 121 reichenden 1. Teile werden die Laute nach der akustischen (mit der merkwürdigen Orthographie 'acoustisch, acoustiek') und artikulatorischen Seite beschrieben — wobei es unpraktisch ist, sich zur Verdeutlichung wieder auf die Laute eines nl. Dialekts (Geldersch-

Overijsselesch, im Anschluß an die Arbeit Gallées) zu beziehen — und dann eingehende experimentelle Untersuchungen über Qualität, Quantität und Tonhöhe angestellt. Rücksichtnahme auf die Lautgeschichte wird in diesem 1. Teil grundsätzlich ausgeschlossen; der § 18 könnte sonst sehr kurz abgemacht sein. Die Lippenartikulation wird durch sorgfältige, unmittelbare photographische Aufnahmen, die Zungenartikulation durch Abdrücke auf einem mit Lycopodiumpulver bestreuten künstlichen Gaumen veranschaulicht.

Die Untersuchungen über Qualität usw. sind angestellt nach der Methode von Boeke, aber mit einem verbesserten, hier zum erstenmal gebrauchten, höchst sinnreichen Apparat. Die mühselige Methode der Messungen und die Art der Berechnung näher zu beschreiben, würde hier zu weit führen. Ein Urteil ist mir nicht möglich, da ich einerseits die nordbeveländische Mundart nicht kenne, anderseits mir keinerlei mechanische Hilfsmittel zu Gebote stehn. Jedesfalls ist aber die außerordentlich fleißige und angestrenzte Beobachtung aller Anerkennung wert und macht den Eindruck der Zuverlässigkeit. Leider scheinen die Angaben auf den Tafeln mit denen der Beschreibungen infolge einzelner Versehen hie und da nicht zu stimmen. Besonders überraschend waren mir die Ergebnisse der Quantitätsuntersuchungen, die großen Dauerunterschiede bei den Vokalen und Konsonanten unter sonst gleichen Bedingungen. Auch die Verschiedenheit der Intervalle von den betonten Vokalen zu schwachem *ə*, und bei gedecktem *ə* einerseits, ungedecktem anderseits fallen auf. Ich frage mich zum Schluß, ob es praktisch ist, so mühevollen Arbeit an die Laute einer wenig bekannten Mundart zu wenden, statt an das Material eines allgemeiner bekannten Sprachtypus, wo man sich die interessanten Ergebnisse leichter verlebendigen könnte und auch eine Nachprüfung eher möglich wäre.

Bonn.

J. Franck.

Polzin A. Studien zur Geschichte des Deminutivums im Deutschen. Straßburg Trübner 1901. 8°. VIII und 110 S. 3 M. (Quellen und Forschungen 88. Heft).

Das Buch bietet wieder einen erfreulichen Beweis, wie sich seit dem Erscheinen des 2. Bandes der deutschen Grammatik von Wilmanns, welcher die Wortbildungslehre behandelt, das Interesse in stärkerem Maße den Problemen der deutschen Wortbildung zuwendet. Der Verfasser gibt zunächst einen kurzen Überblick über die Deminutivbildungen der germanischen Sprachen und verweist auf die auffallende Ausdehnung, welche der Deminutivgebrauch in der ahd. Sprache bekommen hat. Seine Untersuchung "sucht den Hauptgrund jenes Anschwellens des Deminutivgebrauchs in dem Einfluß des Lateinischen", das so sehr auf die deutsche Sprache wirkte, daß die Deminutivbildungen im Hochdeutschen jetzt noch unheimlich reich verbreitet sind. Durch die ganze Schrift hindurch ist dieser Standpunkt betont und in den wesentlichen Punkten auch erwiesen. P. zeigt, wie in ahd. Zeit die isolierten Deminutiva des Lateins in den Glossen am meisten durch deutsche Deminutiva wiedergegeben werden, wie selbständige deutsche Prosaarbeiten die Verkleinerungen nur sehr spärlich aufweisen, wie das Deminutivum auch noch in mhd. Zeit vielfach vom Latein beeinflusst wird, aber zusehends mehr sich in der Sprache

festsetzt. An der Hand zahlreicher Beispielsammlungen ¹⁾ wird die Eigenart des deutschen Deminutivums bis in das Frühnhd. verfolgt, und so bietet das Buch einen dankenswerten Beitrag zur deutschen Wortbildung. Es ist nur zu wünschen, daß die Untersuchung auch für die lebende Sprache, Schriftsprache und Mundart, durchgeführt werde und daß auch die verbalen Deminutiva dabei ihre Würdigung und geschichtliche Begründung erfahren — P. hat nur das nominale behandelt.

Innsbruck.

J. Schatz.

Tappolet E. Über den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz. Zürich Zürcher & Furrer 1901. 8°. 40 S. 1,20 M.

Im Anschlusse an die mannigfachen historisch-linguistischen Untersuchungen, die in den letzten Jahren durch das rege Interesse am Sein und Werden der schweizerischen Sprachgebiete gezeitigt wurden, hat sich Tappolet die verdienstliche und dankbare Aufgabe gestellt, die internen Sprachverhältnisse der deutschen und französischen Schweiz miteinander zu vergleichen, den Ursachen ihrer Verschiedenheit nachzugehen und "über das Schicksal unserer Mundarten gewisse Vermutungen anzustellen".

Zum guten Teil auf Grund eigener Beobachtungen werden wir zunächst über die Sprachverhältnisse der Westschweiz orientiert. Charakteristisch für das dortige Sprachleben ist der Vernichtungskampf, der von der französischen Schriftsprache seit beiläufig zweihundert Jahren mit immer größerer Energie und Planmäßigkeit und mit wachsendem Erfolge gegen die einheimischen romanischen Mundarten geführt wird. In den protestantischen Kantonen: in Genf, Neuenburg und in der Waadt (mit Ausnahme des Alpengebietes Pays d'Enhaut) sind die Patois bereits untergegangen oder im Aussterben begriffen, ebenso im St. Immer- und im oberen Münstertal, dem protestantischen und zugleich industriellen Teile des Berner Juras. Nur in den katholischen Agrikulturkanantonen Freiburg und Wallis und, wenn auch stark bedrängt, im katholischen Berner Jura (im Delsberger Becken, im Pruntruterland und in den Freibergen) haben sie sich im allgemeinen bis heute als Verkehrssprache zu halten vermocht. Doch ist auch da die Französisierung eingeleitet und durch Schule, Presse, Kirche und Kaserne wird sie stetig gefördert. Abgesehen vom Wallis, wo es, wenigstens in den Seitentälern, noch ein naiv-frisches, vielgestaltiges Dasein führt, ist das alte Idiom vom Volksbewußtsein bereits moralisch preisgegeben. Immer weiter greift die von Schule und Behörden systematisch gepflanzte Vorstellung um sich, es sei eine ungebildete und minderwertige Sprache, der man sich eigentlich zu schämen habe. In vielen Gemeinden hat das Schriftfranzösische die Jugend schon vollständig für sich erobert, und in absehbarer Zeit, zuerst wohl im Jura, dann im Freiburgischen, am spätesten in den isolierten

1) Wie mißlich es ist, mhd. Texte in eine Normalsprache umzuschreiben, zeigt sich bei dem aus dem alten Drucke Neidhart Fuchs stammenden Liede, das P. in das Mhd. der Zeit Neidharts umschreibt, während es doch die Erweiterung eines Gedichtes Oswalds von Wolkenstein (1377—1445) ist; Texte, deren man philologisch nicht Herr ist, sollten doch immer getreu wiedergegeben werden. Manche der Beispiele P.'s wird der Benutzer des Buchs mit einem Fragezeichen versehen müssen.

Seitentälern des Wallis, wird die bescheidene Mundart vor der stolzen Weitsprache ganz und gar das Feld geräumt haben. — Wie zu erwarten, sind es die Städte, und da wiederum die obere Gesellschaftsklassen, die der sprachlichen Invasion zuerst verfallen; industrielle Bezirke werden eher ergriffen als agrikole, verkehrsreiche Ortschaften eher als abgelegene Dörfer.

Tappolet ist Mitglied des Redaktionsstabes unseres westschweizerischen Idiotikons (*Glossaire des patois de la Suisse romande*) und als solches war er in besonderem Maße befähigt, über den gegenwärtigen Stand der Mundarten in der französischen Schweiz eine zusammenfassende Darstellung zu geben. Was er über die dortigen Verhältnisse berichtet, darf als zutreffend und in der Hauptsache erschöpfend bezeichnet werden. Auch der pessimistische Ausblick auf die Zukunft wird ohne Zweifel im Gang der Entwicklung seine Bestätigung finden. Es wird sich an den Patois erfüllen, was Professor Gauchat, der Chefredakteur des Idiotikons, im *Bulletin du Glossaire* (Nr. 1, S. 8) in Aussicht gestellt hat: "A la fin de ce nouveau siècle il n'y en aura plus trace!"

Über die Anfänge der Französisierung werden von Tappolet einige interessante Belege beigebracht. In Genf, wo der Umschwung zuerst eintrat, erging im Jahr 1668 die Weisung an den Lehrerkonvent, er hätte in den unteren Klassen dafür zu sorgen, daß die Kinder französisch, nicht savoyisch (d. h. Patois) sprechen. Die durch den öffentlichen Ausrufer vermittelten Bekanntmachungen des Gerichtes erfolgten bis zum Jahr 1703 in der Mundart, dann auf französisch. Doch erzählt uns Rousseau (*Conf. I*) zum Jahre 1724, die Gassenjugend habe seinen Vetter Bernhard, mit dem er viel verkehrte, "dans le patois du pays", den Spitznamen *Barné Bredanna* gegeben, was die Annahme rechtfertigt, daß die Mundart damals in Genf noch die Umgangssprache der unteren Volksklassen war. In der Stadt Neuenburg sollen im Jahre 1840 nur noch drei oder vier Greise das Patois verstanden haben, während dasselbe andererseits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch im Verkehr der Behörden mit dem höchsten Würdenträger, dem Fürsten, gebraucht wurde. In Freiburg redete man im Jahre 1766 im französischen Teile der Stadt französisch oder patois. Lausanne scheint verhältnismäßig am längsten standgehalten zu haben, indem Tappolet dort noch im Jahre 1899 ein altes Weiblein ausfindig machte, das die Laute der einheimischen Mundart im Gedächtnis behalten hatte. "Im allgemeinen werden wir annehmen dürfen, daß der Übergang von der Mundart zur Schriftsprache in den großen Städten der französischen Schweiz sich im 18. Jahrhundert vollzog, in den kleineren, Pruntrut, Yverdon, Moudon, Vevey, dagegen im 19. Jahrhundert" (S. 11).

Ein ganz anderes Bild bieten die Sprachverhältnisse in der deutschen Schweiz. Wohl ist hier das Hochdeutsch als Schriftsprache im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts fast überall durchgedrungen; im mündlichen Verkehr herrscht die Mundart in allen Schichten der Bevölkerung bis auf den heutigen Tag. Die Mitglieder unserer obersten Behörden verkehren unter sich im Dialekte, so redet auch der Universitätsprofessor mit dem Studenten, "und wenn wir einen König hätten und dieser König eine Familie und einen Hofstaat, wir könnten uns diesen König und seine Familie samt seinem Hofstaat nicht anders als dialektsprechend vorstellen" (S. 16). Freilich hat die Mundart auch bei uns, zumal im öffentlichen Verkehr, schon mancherlei empfindliche Einbußen erlitten. Während

um die Mitte des letzten Jahrhunderts noch vielerorts schweizerdeutsch gepredigt wurde, ist der Dialekt heute auf die Kinderlehre beschränkt, und in den Kantonen Zürich und Schaffhausen hat er auch da der Schriftsprache weichen müssen. Im eidgenössischen Parlamente wird nur hochdeutsch gesprochen, und in den Kantonsräten werden mundartliche Reden immer mehr als Anomalien empfunden. Viel weniger erschüttert ist die Stellung des Dialektes in den Gerichtssälen. Im Untersuchungsverhör steht er fast überall noch ausschließlich im Gebrauche. Vor den Basler und Züricher Gerichten wird hochdeutsch, im Kanton Bern aber in der Regel berndeutsch plädiert. So bedienten sich in dem sensationellen Lenker Mordprozeß, der sich im Dezember 1902 vor den Geschworenen in Thun abspielte, der Staatsanwalt und die Verteidiger bei ihren anderthalb Tage dauernden Vorträgen des Dialektes, und in dem Referate der 'Basler Nachrichten' wurde ausdrücklich hervorgehoben, dieser Umstand habe, "weit entfernt den Ernst der Verhandlungen zu stören, denselben Ursprünglichkeit, Eigenart und Kraft verliehen". Die Schule, in der die Mundart noch vor wenigen Jahrzehnten als Unterrichtssprache herrschte, ist, wenigstens in den oberen Klassen, durchweg entschieden hochdeutsch geworden.

Es entspricht den allgemeinen Gesetzen des Sprachlebens, daß mit dem quantitativen Zurückweichen des Dialektes vor der Schriftsprache eine gewisse qualitative Verarmung desselben Hand in Hand geht. Die nivellierende Wirkung des Verkehrs, der schon in rein mundartlicher Zeit isoliertes altes Sprachgut vielfach zum Opfer fiel, macht sich in den Tagen der allgemeinen Volksschule, des die Öffentlichkeit beherrschenden Zeitungswesens und des zunehmenden Fremdenverkehrs naturgemäß vorwiegend im Sinne der Angleichung des Dialektes an die Schriftsprache geltend und zwar hauptsächlich dergestalt, daß von verschiedenen gleichbedeutenden, sinnverwandten oder nur lautlich differenzierten Dialektwörtern das der Schriftsprache am nächsten stehende die Alleinherrschaft gewinnt, dann aber auch dadurch, daß zum Ersatz für lokal vereinzelte oder vom modernen Geschmack als roh empfundene Ausdrücke neue Wörter aus dem Hochdeutschen aufgenommen und dem mundartlichen Lautstande mehr oder weniger angepaßt werden. Zur Illustrierung der qualitativen Beeinflussung des Dialektes durch die Schriftsprache führt Tappolet etwa sechzig mundartliche Ausdrücke an, die in den letzten Jahrzehnten durch schriftdeutsche Bezeichnungen verdrängt worden sind oder gegenwärtig mit solchen um die Herrschaft kämpfen; er verweist ferner auf einige, allerdings ziemlich unbedeutende grammatische Anlehnungen an das Hochdeutsche: Plural *arm* statt *ärm*, *großi lüt* statt *groß lüt*, *dr kchafi* statt *s kchafi* u. a. Auf Grund der zumeist aus dem Züricher Stadtdialekt geschöpften Beispiele, die sich aus anderen Schweizermundarten allerdings leicht vermehren ließen, kommt Tappolet zu dem Schlusse, daß die Mundart sich der Schriftsprache nähere: "sie nimmt nicht nur eine Unmasse neuer Wörter auf, sondern sie ersetzt die eigenen durch fremde Wortformen, die charakteristischen Wörter und Wortformen kommen außer Gebrauch, die Mundarten gleichen sich aus, es wird immer schwieriger, die Kantonsangehörigkeit mit Sicherheit zu bestimmen. Man nennt das gemeinhin Verschlechterung der Mundart, Reuter nennt es Messingsch, und gewiß ist es ein Zustand des Verfalls vom alten mundartlichen Standpunkt aus" (S. 28). Im gleichen

Zusammenhang spricht er von einer "Verhochdeutschung des Dialektes", von einer "Annäherung zur Gemeinsprachigkeit auf germanischem Boden". Diese Darstellung der Verhältnisse kann deshalb nicht ohne Einschränkung hingenommen werden, weil sie der lexikalischen Veränderung der Mundart eine viel zu große Bedeutung beimißt. Sie übersieht, daß das intimste und zugleich widerstandsfähigste Element des Dialektes weder in der Flexion, noch in der Syntax, am allerwenigsten aber im Wortschatze liegt, der übrigens nach den statistischen Berechnungen von Otto von Greyerz nur zu einem verhältnismäßig sehr kleinen Teil aus spezifisch schweizerischem Sprachgut besteht¹⁾. "Im Wortschatz finden am meisten Übertragungen aus einer Mundart in die andere statt. Hier gibt es mehr individuelle Verschiedenheiten als in irgend einer anderen Hinsicht" (Paul, Prinzipien, S. 45). Das eigentlich Charakteristische bilden die Lautverhältnisse und diese sind auf schweizer-deutschem Boden in ihrem relativen Abstand von der Schriftsprache seit den Tagen Luthers sich wesentlich gleich geblieben. Die von Tappolet unter "Veränderungen in der Lautlehre" angeführten neuen Formen aus Zürich und Basel beruhen wohl ebenso sehr auf lexikalischer Angleichung an andere Schweizerdialekte wie auf hochdeutscher Beeinflussung, so *fä* — *fē*, *bräng* — *brüנג*, *bürger* — *burger*, *sägel* — *säbgl*, *saißg* — *söupfg*, *schön* — *schēn*, *Züri* — *Ziri* usw.²⁾; einzelnes, wie z. B. *Kchwig* für *chüttg* ist lediglich individuelle Sprechweise. Auf keinen Fall läßt das beigebrachte Material den Schluß zu, daß die flexivische, syntaktische oder lautgesetzliche Struktur des Schweizerdeutschen durch Einbuße allgemein charakteristischer Eigentümlichkeiten unter dem Einflusse der Schriftsprache sich zu ändern im Begriffe sei, und tatsächlich kann von einer Verhochdeutschung in diesem entscheidenden Sinne einstweilen auch gar nicht gesprochen werden.

Der Dialekt hat in verschiedenen wichtigen Sphären des öffentlichen Verkehrs der Schriftsprache weichen müssen, in anderen steht er mit ihr in einem Konkurrenzkampfe, der kaum anders als mit seiner gänzlichen Verdrängung enden wird. Seine Reinheit und Ursprünglichkeit ist, wenn auch nur im Wortschatze, erheblich beeinträchtigt. Dazu käme

1) Otto von Greyerz, "Die neuere Sprachentwicklung in der deutschen Schweiz". Schweiz. Rundschau 1892, S. 579 ff. Die Abhandlung plädiert für scharfe Betonung der Unterschiede zwischen Mundart und Schriftsprache in der Schule und saubere Trennung der beiden Idiome im Leben als sicherstes Mittel zur Vermeidung einer zwitterhaften Mischsprache, "die keinen Charakter hat und keinen ausdrückt". Dasselbe Ziel verfolgt J. Winteler in seinen Schriften "Über die Begründung des deutschen Sprachunterrichts auf die Mundart des Schülers" (Bern 1878) und "Über Volkslied und Mundart. Ein Wort an die aargauische Lehrerschaft" (Brugg 1895). Vgl. dazu auch die Bemerkungen von A. Tobler in Herrigs Archiv, 100. Band (1898), S. 455.

2) Daß hochdeutsche Beeinflussung nicht immer im Spiele ist, zeigen Formen wie *fründ*, *lüt*, *tenkt* (gedacht), *pundg* (gebunden) für *frind*, *lit*, *denkt*, *bundg*, die unter der bodenständigen Bevölkering von Basel immer geläufiger werden. Hier handelt es sich um reine Angleichung an die schweizerische Norm.

nach der vorliegenden Schrift als drittes, im Grunde schwerwiegendstes Moment eine starke Erschütterung seiner Stellung im mündlichen Privatverkehr, vor allem in den Städten mit starkem ausländischem Bevölkerungszusatz. In dieser Hinsicht ist zunächst das subjektive Verhältnis des Verfassers zur Mundart bedeutsam, das in folgenden Überlegungen sich widerspiegelt: "wenn ich in der Eisenbahn einen völlig Unbekannten anreden soll, dem ich an nichts den Deutschschweizer ansehe, so bin ich in etwelcher Verlegenheit. In jedem anderen Lande, in Deutschland, Österreich, Frankreich, England, Italien, wüßte ich sofort, in welcher Sprache mit ihm reden, nur in der deutschen Schweiz nicht. Dieses zögernde Verhalten Unbekannten gegenüber veranschaulicht am besten unsere gegenwärtigen Sprachverhältnisse: wir sind in den ersten Anfängen eines Übergangsstadiums. Rede ich nämlich Dialekt und er ist ein Deutscher, so muß ich gewärtigen, als unhöflich zu gelten und bin möglicherweise das unschuldige Opfer aller jener Vorurteile, die ein guter Hannoveraner über Dialektsprechende haben kann. Rede ich dagegen hochdeutsch und bin ich an einen echten Züricher geraten, so muß ich mich auf ein vorwurfsvolles "*Chönet Si nümme Schwiizerdütsch?*" gefaßt machen . . . Ich mag's anfangen, wie ich will, ich kann's übel treffen, und will man seine Ruhe haben, so tut man vielleicht noch am besten, sich in ein vornehmes Schweigen zu hüllen" (S. 23). Die Schätzung des Dialektes, die sich in diesen Worten ausspricht, unterscheidet sich nicht wesentlich von derjenigen, die der Westschweizer im allgemeinen für das in den letzten Zügen liegende Patois übrig hat. Sie würde, sofern ihr typische Bedeutung zukäme, für sich allein genügen, um die Annahme einer rapiden Entwicklung unseres Sprachlebens nach Analogie der westschweizerischen Verhältnisse zu rechtfertigen, und in der Tat entspricht die Prognose, die Tappolet dem Dialekte stellt, einer solchen Annahme einigermaßen. Wir werden darauf vorbereitet, daß die deutsche Schweiz "in absehbarer Zeit" auch im mündlichen Verkehr den Übergang von der Mundart zur Schriftsprache vollziehen werde, der in der französischen Schweiz bald überall stattgefunden hat (S. 30). "Voraussichtlich wird es Zürich beschieden sein, die erste hochdeutsch redende Schweizerstadt zu werden. Ihrem 'schlechten' Beispiele werden die andern bald folgen, die großen voran und dann die kleineren, Basel, St. Gallen, Winterthur usw. Bern wird eine gute Weile nachher doch auch mitmachen" (S. 35). "Ist einmal die städtische Bevölkerung im ganzen und großen verhochdeutsch, so wird auch die Landbevölkerung nicht allzuweit zurückbleiben wollen, und es wird bei uns so stehen, wie jetzt in der französischen Schweiz, mit jedem Jahr stirbt irgendwo der letzte Vertreter der Mundart und das Dorf ist der Schriftsprache gänzlich anheimgefallen" (S. 36). Die schweizerische Tagespresse hat meines Wissens, soweit sie sich zur Sache äußerte, diese Zukunftsbetrachtungen mit mehr oder weniger ausgeprägtem Skeptizismus aufgenommen. Ich glaube mit Recht. Es wäre ein Leichtes, dem Dutzend Einzelbeobachtungen, durch die Tappolet die verzweifelte Lage der Mundart dartun will, eine schwere Menge aus der Fülle des Sprachlebens geschöpfter Tatsachen entgegenzuhalten, die von der zähen Lebenskraft eben dieser Mundart Zeugnis ablegen und zugleich erkennen lassen würden, daß und wie sehr es sich bei seinen Beispielen um Zufälligkeiten und sporadische Extravaganzen handelt. Was er auf S. 16 selber beiläufig konstatiert: daß nämlich der Gebrauch des Dialektes für die Schweizer

im mündlichen Privatverkehr etwas Selbstverständliches ist, muß nach meiner Erfahrung und Beobachtung ohne nennenswerte Einschränkung als zutreffend bezeichnet werden. Das Wort Luthers, daß unserm Zwingli seine Mundart "vil baß gefiel als dem Storke sein Klappern" entbehrt der typischen Bedeutung auch heute noch nicht, und darum ist auch gar nicht abzusehen, wann der Dialekt in der deutschen Schweiz der Schriftsprache zum Opfer fallen wird. Seine Geschicke werden sich auf alle Fälle viel später erfüllen als in den oberdeutschen Gebieten rechts des Rheines, wo ihm kein nationalpolitisches Moment stützend zur Seite steht, und in Niederdeutschland, wo er überdies infolge seines bedeutend größeren Abstandes von der Schriftsprache auch in ungleich höherem Maße als Verkehrshemmnis empfunden wird und wo die Ständetrennung nicht wenig zu seiner Deklassierung beigetragen haben mag.

Klar und überzeugend werden in einem besonderen Kapitel die Ursachen dargelegt, welche der ungleichen Gestaltung des Verhältnisses zwischen Mundart und Schriftsprache in der deutschen und welschen Schweiz zugrunde liegen. Die früh einsetzende und relativ schnell verlaufende Französisierung der letzteren ist in erster Linie zurückzuführen auf die außerordentliche Verschiedenheit der Patois untereinander, die es als undenkbar erscheinen läßt, daß ein Jurassier mit einem Genfer oder Walliser jemals in seiner Mundart verkehrt hätte. Die Bildung einer allgemeinen einheimischen Verkehrssprache war durch die politische Zerrissenheit des Gebietes ausgeschlossen, das, abgesehen von Freiburg und Genf, bis zur französischen Revolution unter verschiedenen deutschsprechenden Herrschaften stand: die Waadt unter Bern, das romanische Wallis unter dem deutschen Oberwallis, Neuenburg unter Preußen, der Berner Jura unter dem Bischof von Basel. Zu diesen internen Momenten trat der Einfluß des im Gegensatz zu Deutschland sprachlich wie politisch stark zentralisierten französischen Nachbarlandes, dessen Schriftsprache durch ihre europäische Berühmtheit einen besonderen Zauber ausübte. Den entscheidenden Anstoß zur Französisierung gab die Reformation, die in der Westschweiz durch die Franzosen Calvin und Farel ins Werk gesetzt wurde. Mögen die beiden auch von Haus aus Patois gesprochen haben, in Genf, Neuenburg, Lausanne, Aigle, Grandson usw. konnten sie nur französisch predigen und 'disputieren'. In der politisch und sprachlich einheitlicheren deutschen Schweiz nahm die Reformation mit Zwingli, Oekolampad, Haller und Bullinger eine nationale Wendung. "Nach dem Marburger Religionsgespräche geht die schweizer Reformation ihre eigenen Wege. Einmal werden die geistigen Bande, die eben mit dem reformierten Deutschland geschlossen worden waren, gelockert, und der beginnende Angleichungsprozeß wird verlangsamt, andererseits schließen sich die reformierten Schweizerkantone enger aneinander an und unterstützen sich so gegenseitig im Gebrauch der Mundart" (S. 34).

Die inhaltreiche Schrift ist wohl geeignet, zu ähnlichen Vergleichen auf anderen Sprachgebieten anzuregen. Sie wird bei den Freunden der Mundartenforschung eine dankbare Aufnahme finden.

Luzern.

J. Zimmerli.

Schatz Jos. Die Tiroler Mundart. Mit einer Karte. (Separatdruck aus der Ferdinandeums-Zeitschrift.) Innsbruck Wagnersche Buchhandlung 1903. 8^o. 94 S. 1,50 M.

Die Tiroler Mundarten waren bisher zwar nicht unbekannt, aber für die deutsche Sprachgeschichte kaum irgend nutzbar gemacht. Man glaubte im Albairischen, Ober- und Niederösterreichischen den Typus des Bairischen genügend vertreten und hielt alle Besonderheiten südlicher Mundarten für Ergebnisse von Mischungen, zumal dachte man sogar bis nach Kärnten hin an schwäbische Zutaten, und erklärte sie sich aus der Beiziehung schwäbischer Kolonen bei der späteren Urbarmachung der abgelegeneren Alpentäler. Die Sammlung der Lutterotischen Gedichte führte in der Beurteilung der Laut- und Formenentwicklung nur irre ¹⁾. So hat das Tirolische, Kärntische, Steyrische fast nur der Wortforschung gedient. Durch die Arbeit von Schatz über die Mundart von Imst (1897) wurde zuerst ein weiterer Blick auf fruchtbares Arbeitsgebiet eröffnet und sogleich ein tiefeingewurzelter Irrtum betreffs der schwäbischen Beimischung im Oberinntal beseitigt. In der gegenwärtigen Abhandlung erschließt uns Schatz mit einem Male die ganze Mannigfaltigkeit der Tiroler Mundarten mit dem Schlüssel geschichtlicher Betrachtung und phonetischer Analyse. Leider ist der Stoff etwas stark zusammengedrängt und hat deshalb an Übersichtlichkeit, stellenweise an Klarheit gelitten. Wir werden ja von Schatz einmal eine ausführliche Darstellung hoffen dürfen, vorläufig bietet die kurze Übersicht schon reiche Belehrung und vor allem Anregung. Schon die Karte zeigt, daß es mit der Teilung in Einzel- und Untermundarten nach alter Weise nicht geht. Nur zwei feste Grenzlinien sind ganz klar: die Umfassung des Pustertales und die Wasserscheide zwischen Inn und Etsch; sie gestattet Nordtirol und Südtirol zu trennen; aber nur bis zu den Durchbrüchen des Passeyer, Sarn- und Eisacktales; hier löst sich der Linienbündel in einzelne Strahlen auf und folgen diese den nord- und südwärts streichenden Tälerscheiden, freilich wieder nicht ausnahmslos. Merkwürdig ist die Linie, die den Gebirgsstock des mittleren Tirols von den breiteren Verkehrsadern im Inn-, Etsch-, Eisacktal abtrennt. Schatz geht den Gründen für die Abgrenzungen nach und findet sie fast durchweg in alter politischer Abgrenzung. Doch muß man fragen, ob dieser selbst nicht schon besondere Ursachen zugrunde liegen. Das Auseinandergehen wichtiger paralleler Scheidelinien will Sch. vielfach damit erklären, daß sie zu verschiedenen Zeiten sich bildeten, und in diesen die politische Gruppierung und Verkehrsrichtung eine andere war. Das mag in manchen Fällen das richtige treffen. Aber vielfach liegt doch wohl auch in der phonetischen Qualität oder Intensität eines Lautwandels die Erklärung für seine örtliche Ausdehnung. Für die zweite Lautverschiebung war in Mitteldeutschland die politische und verkehrsgeschichtliche Voraussetzung die gleiche, und doch laufen die Einzellinien derselben weit auseinander. Der Abfall der unbetonten *e* bedarf einer viel stärkeren, nachhaltigeren Einwirkung als etwa der Wandel von *ui* in *oi*; er knüpft auch nicht an uralte Ansätze an; so ist es erklärlich, daß er im Hochgebirge unterblieben ist.

In der geschichtlichen und phonetischen Würdigung der Einzel-laute folgt Sch. sicherer, vorsichtiger Abwägung. Immerhin sind natürlich

1) Firminich schöpfte nur aus Lutteroti.

Zweifel da und dort nicht ausgeschlossen. So wenn S. 16, 18 ausgeführt wird, durch Abfall des *e* in *trüebe*, *gerade* habe man sich gewöhnt im Auslaut Medien zu sprechen und diese dann auch auf *kalp* übertragen. Wir dürfen annehmen, daß in *trüebe* zur Zeit des Abfalls des *e* gar keine „Media“, d. h. Verschlusslenis, sondern Reibelenis gesprochen wurde, wie die Einwirkung dieser auf den Auslaut aussieht, zeigt uns Sch. selbst durch den Hinweis auf Kärnten. Eine Überwirkung von *trüeb* auf *kalp* anzunehmen, ist methodisch anfechtbar und gar nicht nötig; beide zeigen eben die selbverständliche Wirkung des Auslautes: *kelwer*: *kalb* oder *kalp*, *trüewer*: *trüeb* oder *trüep* wie auch im Nordbairischen und Hochfränkischen. Eher noch könnte man Anschluß des neuen Paares *trüeb*: *trüewer* an das alte *kalb*: *kelwer* annehmen als das Umgekehrte. — Daß es für *feiner* gilt, für *oa* aus *ô*, *ea* aus *œ* *ou* und *öi* zu sprechen, wird S. 31 dem Einfluß der Städte (im ganzen Land) zugeschrieben. Woher haben aber die Städte das *ou*, *öi*? Sollte hier eine — sonst wohl nicht gewöhnliche — Anlehnung des ganzen Landes an das nördliche Vorland anzunehmen sein, oder sollten, was andere Mundartgruppen nicht unwahrscheinlich machen, beide Vertretungen unter verschiedenen Betonungsverhältnissen konkurriert haben? — Die Erklärung der Doppelform *höp* und *hā* (Heu) S. 44 f. scheint mir zu gequält. Kluges Annahme, daß hier (wie in *öiw*, *u* usw.) neben *awi-awej-* fortgesetzt seien, gibt eine einfache Deutung. Zu den einleuchtenden Bemerkungen über Ortsnamen wie Höhenberg (Umlaut aus der Form *höhin perge*), füge ich hinzu, daß solche Umlaute m. W. nicht bei Pluralbildungen vorkommen, was für die gegebene Erklärung spricht, und daß die Formen wie Höchberg, Lengfeld höchst wahrscheinlich alle auf *hohinberge*, *lenginfelde* (also mit *-in-*, *-en-* in der Mitte) zurückgehen, da Ausfall eines *-en* in der Mitte von Ortsnamen sich außerordentlich oft nachweisen läßt. — An einfache Metathese von (deutlichem) *iu* in (deutliches) *ui* (S. 48) möchte ich ebensowenig glauben, als an den gleichen Prozeß bei *ie* zu *ei*, *uo* zu *ou*, zumal die Formen *iū* und *ūi* so sehr häufig belegt sind.

Die Entstehung der Affrikata *kx* vor *r* in *kxrissn* usw. aus dem stimmlos gewordenen *ə* (S. 57) mag für Tirol und das südlichste Baiern (und Schwaben) zugestanden werden, in nördlicheren Strichen ist *k* in *Kreut* nur ein Ausdruck für die hauchlose Fortis (*gr* = *kr*).

In dem Abschnitt über die Quantitäten ist vorläufig das Tatsächliche die Hauptsache, die Erklärung der großen Unterschiede stößt bis jetzt noch auf zu große Schwierigkeiten, deren auch Sch. nicht Herr geworden ist. Überhaupt ist die Mitteilung gesicherter Tatsachen ja das hervorragendste Verdienst des vorliegenden Buches. Manche darunter sind überraschend und äußerst wichtig. Ich hebe nur hervor, daß Sch. unzweideutig gezeigt hat, daß im Alttirolischen die Endung von *geba* und *zunga* nicht zusammengefallen sein kann, da noch heute die starken und schwachen Feminina scharf getrennt sind. Erwähnt sei ferner die Aussprache *tokx*, *jwənx*, die uns alte oberd. Schreibungen wie *tach* erst näher würdigen lehrt, ferner die Unterscheidung der Verschlusslenis und -fortes, der völlige Abfall der Endung *-en* (wie teilweise im Hochfränkischen). Auf der Karte hätte sich die Unterscheidung der Linien zum Zwecke besserer Übersichtlichkeit empfohlen.

Würzburg.

O. Brenner.

Hintner, Val. Die Stubaier Ortsnamen mit Einschluß der Flur- und Gemarkungsnamen. Eine sprachliche Untersuchung. Mit Unterstützung des h. Ministeriums f. Kultus und Unterricht. Wien A. Hölder 1902. kl. 8°. XV u. 231 S. 2,60 M.

Das Buch soll beweisen, daß alle Ortsnamen des Stubaitales in Nordtirol deutschen Ursprungs sind, auch diejenigen, welche bisher aus dem Romanischen erklärt wurden oder überhaupt nicht deuthar waren. Diese Namensgruppe hat Hintner in einem ersten Teile alphabetisch aneinandergereiht und als deutsche Bildungen hinzustellen versucht. Ein zweiter Teil enthält die nach H. unzweifelhaft deutschen Benennungen wieder alphabetisch geordnet. Die ersteren Erklärungen können auch den der Sache Fernstehenden nicht befriedigen, die Zusammenstellungen der zweiten Gruppe geben den Schlüssel dazu: H. arbeitet ausschließlich mit Wörterbüchern und Namenbelegen, er weiß wohl nichts davon, daß für die Erklärung von Ortsnamen die Mundart einer Gegend maßgebend ist, daß ein Ortsnamenforscher denn doch die Grundzüge einer mundartlichen Grammatik und überhaupt die Elemente der deutschen Sprachgeschichte kennen muß. So gehört H. zu denen, welchen keine Namenform nennenswerte Schwierigkeiten bereitet; nach seiner Arbeitsart läßt sich jeder Ortsname leicht aus dem Deutschen erklären, wenn man nur fleißig Wörterbücher benützt und die lautliche Entwicklung der Namenform unbeachtet läßt. Keine Rede davon, daß bei den zweifellos deutschen Namen irgendwie System in die Behandlung gebracht wäre, nicht einmal die Stubaier Eigenart, die Jochübergänge als 'die Nieder' (Fem. abstrakt. zu 'nieder') zu bezeichnen, ist angeführt. Ja nicht einmal über den Gesamtcharakter der Stubaier Mundart ist sich H. klar geworden, er spricht von schwäbisch-bairischer Mischung, und es gibt doch im ganzen hochdeutschen Sprachgebiete keine schärfere Mundartengrenze, als es die zwischen Bairisch und Alemannisch ist, die westtirolische Landesgrenze. Von einer sprachlichen Untersuchung, wie es auf dem Titel angekündigt ist, ist gar keine Rede, von der Art, wie eine solche zu führen wäre, hat H. keine Ahnung bei allem Ernste, mit dem er sich gibt. So muß dem Buche, das auf jeder Seite schlimmes Dilettantentum zur Schau trägt, der wissenschaftliche Wert abgesprochen werden. Anerkennung und Dank verdient die Sammlung und Sichtung der Namen und älterer Belege dafür und in dieser Hinsicht ist das Buch ein nützlicher Beitrag zur Ortsnamenkunde.

Innsbruck.

J. Schatz.

Gerzon Jak. Die jüdischdeutsche Sprache. Eine grammatisch-lexikalische Untersuchung ihres deutschen Grundbestandes. Frankfurt a. M. J. Kauffmann 1902. 133 S. gr. 8°. 2,50 M.

Es ist eine Eigentümlichkeit der Juden, in vielen Ländern, meist in solchen, in denen sie in größerer Zahl ansässig sind, von ihrer Umgebung abweichende Idiome zu reden, eigene Mundarten der Sprachen solcher Völker, unter denen ihre Vorfahren einmal gewohnt haben. Hierhin gehört das Jüdischpersische in Buchara, das Jüdischspanische in den meisten jetzt oder ehemals zur Türkei gehörigen Ländern, das Jüdisch-griechische der Sekte der Karäer in Palästina, vor allem aber das Jüdisch-deutsche in Rußland, Rumänien und Galizien, neuerdings auch in England,

Nordamerika und Südafrika. Obwohl letzteres vielleicht von mehr als fünf Millionen Menschen gesprochen wird, ist es doch aus naheliegenden Gründen bisher fast nur dilettantisch bearbeitet worden. Um so erfreulicher erscheint es, daß Gerzons Buch nicht nur auf wissenschaftlicher Basis beruht, sondern auch gleich die verschiedenen Teile der Grammatik, Lautlehre, Formenlehre, Wortbildungslehre und Syntax umspannt, woran sich noch ein Verzeichnis solcher jüdischdeutscher Wörter schließt, die mit altdutschen übereinstimmen, der deutschen Schriftsprache aber jetzt verloren sind. Auch verdient die Leistung des Verfassers deshalb besondere Anerkennung, weil er das Jüdischdeutsche, das ihm als rheinischem Juden bis dahin gänzlich fremd war, eigens erst erlernen mußte. Als Quellen dienten ihm dabei eine Anzahl belletristischer Schriften sowie mündliche Mitteilungen verschiedener russisch-jüdischer Studenten. Hieraus entspringen nun allerdings auch Mängel des Buches, besonders nach der phonetischen Seite hin; doch wird man diese nicht zu stark empfinden, wenn man bedenkt, daß es zunächst darauf ankommen mußte, das ganze Dialektgebäude erst einmal gewissermaßen im Rohbau aufzuführen.

Auch war für den ersten Entwurf eine Beschränkung schon wegen der starken Zerklüftung des Jüdischdeutschen in Untermundarten geboten. G. hat, wofür ihm die Angaben eines Studenten als Quelle dienten, im wesentlichen den Laut- und Formenstand der Sprache von Homel im Gouvernement Mohilew, also einen Repräsentanten des litauischen Jüdischdeutsch seiner Arbeit zugrundegelegt und nur in der Einleitung auf die starken Abweichungen des anderen Hauptdialekts, des polnischen Jüdischdeutsch, im Vokalismus kurz hingewiesen. Für künftige Bearbeiter der Sprache würde besonders die Frage in Betracht kommen, ob es eine Summationsgrenze einer Anzahl unterscheidender Merkmale zwischen beiden Hauptmundarten gibt, und ob sich dieselbe mit der alten politischen und der sprachlichen Grenze Litauens und Polens deckt. Da das gesamte Jüdischdeutsch mitten zwischen anderen Idiomen nur von einer Minorität gesprochen wird, so dürfte sich überhaupt eine Untersuchung über seine Dialekt- und Verkehrsgrenzen ganz eigenartig gestalten.

Die nichtdeutschen Elemente des Jüdischdeutschen hat der Verf. im wesentlichen unberücksichtigt gelassen, jedoch das Hebräische und Slavische einige Male zur Erklärung von syntaktischen Erscheinungen desselben herangezogen. Auch sonst hat er sich keineswegs überall mit der bloßen Registrierung der Tatsachen begnügt; doch schienen mir auch in einer Reihe von Fällen, in denen er Erklärungen unterlassen hat, solche möglich zu sein. Nach dieser Richtung hin Gs. Angaben etwas zu ergänzen, ist der Hauptzweck der folgenden Bemerkungen zu einzelnen Paragraphen seiner Grammatik.

17. Als lautgesetzliche Vertretung von mhd. *ou* wird *ei* zu gelten haben; *bëmer* wird nach *bëm*, *égelex* nach *ég* umgeformt worden sein. — 22. Als eine durchgehende Erscheinung im Vokalismus muß auch die Palatalisation der dunkeln langen Vokale und Diphthonge bezeichnet werden. Daher mhd. *ô* und tonlanges *o* über *ô* und mhd. *ou* über *ô* und *ô* zu *ë*, mhd. *û* über *au* zu *oi* (mhd. *u* scheint niemals Tonlängung erfahren zu haben; vgl. § 6). Bei mhd. *uo* ist die Palatalisation unterblieben, weil dasselbe nur zu mittellangem *u* kontrahiert worden war (*ie* nach § 21 sogar zu kurzem *i*). — 24. Die Erhaltung des Diphthongs in *-heit* und *-keit*

im Gegensatz zur Schwächung fast aller anderen Suffixvokale und der Kürzung von *ei* z. B. auch in *wolwel* 'wohlfeil' erklärt sich natürlich aus einem Nebenton, dieser selbst aber aus dem Danebenbestehen der Adverbia auf *-er-hêt* (aus *-er-heit*) wie *lébedigerhêt*, *blinderhêt* neben solchen auf *-weis* (vgl. § 80), infolgedessen *-heit* noch als eine Art selbständiges Wort empfunden wurde. In den Adverbien, wo auf *-heit* ein starker Nebenton ruhte, trat dann aber wie beim Hauptton Kontraktion zu *ê* ein, in den Substantiven dagegen, wo *-heit* unmittelbar nach der Haupttonsilbe nur einen schwächeren Nebenton tragen konnte, folgte es nicht mehr dem Gesetze für das *ei* des Haupttons. — 25. Nach Gs. Beispielen zu schließen, blieb *w* anl. erhalten, wurde aber inl. nach Vokalen und Liquiden zu *ô*. — 27. Der Ausfall des *r* in *foderste*, *matern* erklärt sich aus Dissimilation gegen das folgende *r* (vielleicht lautgesetzlich, wenn dem ersten *r* noch ein Dental folgte). — 30. *leben* aus mhd. *nēben* beruht auf Dissimilation der beiden *n*. — 34. Germ. *f* ist, wie die Beispiele zeigen, inl. vor Vokal durch *w* vertreten (vgl. auch Wiener, American Journ. of philol. 14, 49). — 40. In *tuz* stimmt das *t* zu mhd. *totzen*. Seine Vermutung über die *t* in *hintel* 'Hündchen', *hentel* 'Händchen' hätte G. besser so ausgedrückt, daß hier Analogiebildungen nach *hunt* und *hant* zur Unterscheidung von *hindel* 'Hühnchen' und *hendel* 'Hähnchen' eingetreten sind. Der Einschub des *d* nach *n* ist lautgesetzlich vor ausl. silbischem *l* (von G. geschrieben *el*). — 45. Der Wandel von *š* zu *s* in Teilen Litauens entspringt natürlich nicht dem Einfluß des Slawischen, sondern des Litauischen, in dem kein *š* existiert.

47. In *geben* sollte eigentlich wie bei den Verben seiner Klasse das *e* auch in den Sg. Präs. gedungen sein; doch prägten sich die Formen ohne *b* *gist*, *git*, gerade weil sie außerhalb des Systems standen, dem Gedächtnis so fest ein, daß sie erhalten blieben und infolgedessen dann auch bei der sonst allgemeinen Ausgleichung ihr *i* wenigstens auch auf ihren Plural übertrugen. — 57. *ix wil* 'ich will' und *ix wel* zur Umschreibung des Futurs wären wohl kaum neben einander getreten, wenn nicht durchweg in der Sprache das Präsens einheitlichen Vokal erhalten haben würde; hierdurch aber wird zunächst überall Doppelformigkeit entstanden sein, die bei *welen* zur Bedeutungs differenzierung festgehalten wurde. — 68. Die Deminutivformen *kestel* von *kasten* usw. erklären sich aus Assimilation des *n* in unbetonter Silbe an das folgende silbische *l*; Formen wie *megendel* sind Analogiebildungen. Bei den Wörtern auf *l* wurde die Verundeutlichung, die aus Verschmelzung dieses *l* mit dem *ſ* des Suffixes entstand, durch Anhängung eines anderen Deminutivsuffixes aufgehoben; mit Recht sieht G. § 69 in einer dem galiz. *špilaxn* (= nhd. *spielchen*) entsprechenden Form diejenige, aus der lit. *špilxel* erst durch Umbildung nach den *l*-Deminutiven hervorgegangen ist. So freilich nur bei den einsilbigen Wörtern auf *l*; die zweisilbigen auf *ſ* (*el* bei G.) folgten der Analogie der zweisilbigen Deminutiva auf *l* (*el*), die nach § 70 wieder ihr Deminutiv auf *-ele* bilden (*šetel* : *šetele* = *špigel* : *špigele*). — 69. Von den Pluralformen der Deminutiva in Wörtern auf *l* wird man wiederum mit G. galiz. *špilaxar* (= oberhess. *spielcher*) als älteste Form anzusehen haben. Poln. *špilexlex* erklärt sich wieder durch Anlehnung an die übrigen Deminutiva, daraus wieder lit. *špilxellex* durch Angleichung an den Sing. *špilxel*. — 72. Die Verkürzung des Stammvokals im Superlativ dürfte nur vor dreifacher Konsonanz (in *šenste*,

kleinste, herxste) lautgesetzlich, in *greste* nach *kleinste* und in den Komparativen dieser Wörter nach den Superlativen gebildet sein. — 74. Die Form *xleben* für *ix wel leben* wie auch *šar a* für *wos far a* (§ 75) spricht allen Lautgesetzen Hohn. Es liegen hier offenbar Wortkürzungen vor, d. h. durch den Bequemlichkeitstrieb veranlaßte Verundeutlichungen solcher Wendungen, die der Angeredete auch so versteht (beim Lautwandel kommt ja gerade die Wortbedeutung nicht in Betracht). Am häufigsten sind derartige Kürzungen bekanntlich bei Titeln und Begrüßungen wie mhd. *guten Morgen*. — 78. Die Fähigkeit des Jüdischd., den Verbalstamm als Substantiv zu gebrauchen, beruht auf dem Vorhandensein für das Sprachgefühl suffixlos gebildeter Verbalabstrakta, was noch aufs deutlichste in der gleichen Verwendung solcher wie *ris* und *worf* mit den Stämmen schwacher Verba wie *fir*, *max*, *kuk*, *šleider*, *špar* hervortritt, die wie jene als Objektsakkusative in Verbindung mit *ton* (poln.-jüdischd. nach mir gemachten Mitteilungen gewöhnlich *geben*) das einfache Verbum vertreten. Diese Verbindungen werden aber schon ganz als periphrastische Verbalformen empfunden, so daß z. B. die, welche für Transitiva stehen, noch mit einem zweiten Objektsakkusativ konstruiert werden (so bei G.: *a worf ton a blik*, *jenen a šleider ton*). Dadurch daß der Verbalstamm als Objekt fungiert, erhält er einen bedeutend stärkeren Ton, und die ganze Handlung wird damit sinnenfälliger vor Augen geführt. Die Ausdrucksform ist offenbar hervorgerufen worden durch die lebendige Phantasie des Juden beim Sprechen. — 82. Der Verlust des Neutrums im lit. Jüdischdeutschen beruht auf Einfluß des Litauischen selbst unter Mitwirkung des Hebräischen.

84. Die Beseitigung der deutschen Nebensatzwortstellung ist wohl durch das Hebräische, Slavische und Litauische zugleich veranlaßt worden. — 85. Die Nachsetzung des flektierten Possessivs hinter sein Substantiv ist wahrscheinlich aus dem Hebräischen zu erklären, wo das Possessiv selbst sogar durch ein Suffix ausgedrückt wird. Die Stellung "Eigenname, Artikel, Adjektiv" kommt, wie mir berichtet wird, im poln. Jüdischd. nur in der Poesie und poetischen Erzählung vor, im lit. allerdings auch in der Volkssprache. Das Vorhandensein einer syntaktisch-stilistischen Eigenheit des mhd. Volksepos in der jüdischd. Literatursprache weist auf eine poetische Tradition hin: im lit. Jüdischd. scheint dann die Literatursprache die Volkssprache beeinflusst zu haben. — 88. Der Gebrauch von *six* für alle Personen stammt aus dem Deutschen, doch ist seine Übertragung auch auf den Singular und seine durchgehende Anwendung erst unter slavischem Einfluß erfolgt. — 89. Der unbestimmte Artikel vor Superlativen begreift sich aus der Bedeutung 'dieser' von mhd. *ein*. — 90. Beim Adjektiv wurde mit Ausnahme des Neutr. Sg. die starke Flexion verallgemeinert. Wenn im Dat.-Akk. Sg. die Formen auf *-n* im allgemeinen durchgeführt sind, so erklärt sich das allerdings noch aus der Mitwirkung der schwachen Deklination. Die Erhaltung der Formen auf *-m* nur bei den Adjektiven auf *n* selbst und bei *nei* beruht auf einem dissimilatorischen Triebe. — 92. Das Durchdringen der endungslosen Form nach unbestimmtem Artikel speziell im Nom.-Akk. Sg. Neutr. wird durch Mitwirkung des Niederdeutschen zu erklären sein. (Wenn heute auch in mitteld. Mundarten bisweilen die flexionslose Form in attributiver Funktion speziell noch im Neutrum erhalten ist, so dürfte auch das auf niederd. Einfluß beruhen.) Da aber bald darauf die Endung Charakteristikum des

attributiven Adjektivs gegenüber dem prädikativen wurde, so konnte sich in diesem Falle die starke Form nicht auch den Platz der schwachen erobern. Deshalb gewann auch die endungslose Form des Nom.-Akk. Sg. Neutr. nach unbestimmtem Artikel für das Sprachgefühl etwas so Markantes, daß sie in gleicher Verbindung auch im zugehörigen Dat. Sg. durchdrang. (Für den Dativ nach best. Artikel gibt G. leider kein Beispiel; nach mir gemachten Mitteilungen aus Plozk in russisch Polen steht in diesem Falle die Form auf *-en*, die Wiener 61 auch nach unbest. Artikel setzt; wahrscheinlich weichen hier die einzelnen Mundarten von einander ab.) — 97. Daß die Possessiva vor Substantiven unflektiert bleiben, liegt an dem Mangel der Flexion von mhd. *ir* sowie an dem Gebrauche der unflektierten Formen der übrigen mhd. Possessiva im Nom. Sg. und im Akk. Sg. Neutr., aus welchem letzteren Grunde sich auch die Flexionslosigkeit im Jüdischd. auf den Singular beschränkt. Doch wurde auch dort die Flexion durchgeführt, wo sich die Beziehung des Possessivs nicht unmittelbar aus der Wortstellung ergab, und zwar trat diese Regelung ein, noch bevor die Adjektiva ihr Neutrum auf *-s* verloren hatten. — 101. Die Verbindung aller Präpositionen mit dem Dativ dürfte so zu erklären sein, daß die von Präpositionen abhängigen Kasus sich vom Subjektskasus meist durch den Besitz von Endungen unterschieden, und daß dann aus dieser Empfindung heraus nach Verlust der Kasusendungen fast aller Substantiva hier solche Kasusformen bevorzugt wurden, die wenigstens noch beim Artikel und Adjektiv besondere Endungen aufwiesen. Solche aber waren beim Maskul. Sg. der Dat.-Akk., beim Femin. Sg. der Dativ, auch beim Neutr. Sg. zum Teil der Dativ. — 107. Die Hinzufügung des eigenen Infinitivs zur Verstärkung des Verbum finitum beruht nicht nur auf Einfluß des Hebräischen, sondern auch des Slavischen und Litauischen: als eine sehr sinnliche Ausdrucksweise drang sie um so leichter im Jüdischd. durch (vgl. S. 46 zu § 78).

In seiner Schlußbetrachtung erörtert G. die Herkunft des Jüdischdeutschen. Er ergänzt dabei Landaus aus den Deminutivsuffixen geführten Nachweis, daß Juden aus den verschiedensten hochdeutschen Gegenden in Osteuropa durcheinandergeraten sind, durch Hinweis auf die Lautverschiebungsstufe des germ. *p* dahin, daß die ostmitteldeutschen (thüring.-obersächs.-schlesischen) Juden ein gewisses Übergewicht gehabt hätten. Wenn er dabei *karpen* als Ausnahme verzeichnet, so stimmt auch das gerade zum Ostmitteldeutschen: nach C. G. Franke, Der obersächsische Dialekt, Progr. von Leisnig 1884, S. 32 bleibt überhaupt im Mitteld. *Karpfen* unverschoben (er schreibt deshalb *Karbp*), was allerdings für einen Teil des Thüringischen, der *mp* und *pp* verschiebt, nicht zutrifft (vgl. Hertel, Salzunger Mundart S. 62 *Karpffe*) und daher sicher auch wohl nicht für das Ostfränkische. Dagegen bezeugt für die Stieger Mundart Liesenberg S. 50 *karpen*, für Seifhennersdorf Michel PBrB. 15, 53 *kharpe*, für die Mundart der südlichen Oberlausitz Kießling S. 11 *karpe*. Auch mit den verkürzten Komparationsformen des Jüdischd. hat G. § 72 mit Recht schles. *klenner* und *grosser* verglichen. Ostmitteldeutschen Ursprungs ist nach G. S. 97 auch *plump* gegenüber niederd. *pumpe*.

Daneben machen sich nun aber auch oberdeutsche Elemente stark bemerkbar. Am wichtigsten ist auch hier wieder die Lautverschiebung. Nach G. § 33 steht für mhd. *b* in einzelnen Wörtern *ḅ*, in anderen *p*, nach § 36 für mhd. *g* in einzelnen *g*, in anderen *k*, ohne daß eine Regel

des Wechsels zu gewinnen wäre, dagegen nach § 60 für mhd. *d* nur *d*. Offenbar sind hier *p* und *k* aus den oberd. stimmlosen Lenes hervorgegangen, die ja selbst in ahd. und mhd. Zeit häufig durch *p* und *k* bezeichnet wurden, während *t* für *d* ahd. überhaupt nicht und mhd. nur wenig auch im Oberdeutschland gebräuchlich, also *d* wohl überhaupt noch nicht stimmlos geworden war. Das Schwanken nach einzelnen Wörtern im Jüdischd. zeigt deutlich die Besiedelung zugleich von Ober- und Mitteldeutschland her und bildet eine Parallele im großen zu dem von Wrede, Der Sprachatlas des deutschen Reichs S. 51 angeführten Schwanken zwischen *p* und *pf* um Amorbach. Wir sind durch das Jüdischd. zum Schlusse berechtigt, daß zur Zeit der ersten größeren Judeneinwanderungen nach Polen das Oberd. *d* aus *p* noch als stimmhafte Lenis sprach, das Mitteld. entsprechend auch noch *b* und *g*.

Die oberd. Laute des Jüdischd. dürften hauptsächlich auf das Bairische zurückzuführen sein, wie sich aus Betrachtung anderer Eigenheiten ergibt. Auch bairisch *w* für germ. *b* wird noch vorliegen in *öwent* (G. § 33), also silbenanlautend nach Hauptton; in *nopel* dürfte Angleichung an **noples* usw. (wo *b* im Silbenauslaut stand), in *klepen* an *klepst* usw. stattgefunden haben (vgl. über germ. *b* im Bair. Schatz, Mundart v. Imst § 61 u. 65). Scharf auf das Bair. weist jüdischd. *sand* (G. § 29): denn allein dies hat hier altes *m* (vgl. engl. dial. *samel* 'Sandhoden', griech. *ἄμθος* 'Sand' aus **cḗμθος*) erhalten. Da nun selbst bair. *sand* häufiger als *sambd*, *sambt* zu sein scheint (Schmeller II, 283 u. 303 f.), so ist es höchst auffallend, daß letztere Form im Jüdischd. über das in allen anderen deutschen Mundarten herrschende *sand* den Sieg davongetragen hat. An das Bair. erinnert ferner durchaus der Plural *esten* von *nest* (G. § 30); vgl. Schatz S. 96 *öst* neben *nöst*. (Auch *nol* 'Ahle' findet sich bair. wieder. bei Schatz ebd. als *nölə*; doch reicht dies weiter und begegnet, worauf G. ebd. hinweist, auch noch in Thüringen). Bairischen Ursprungs sind aber auch die, wie mir zuverlässig mitgeteilt wird, noch in der poln. jüdischd. Volkssprache üblichen Pronominalformen *ets*, *enk*, *enkr*, neben denen *ir*, *aix*, *air* dort nur in der höflichen Anrede vorkommen sollen: also auch wieder ein Sieg des Bairischen über die übereinstimmenden Formen der übrigen Dialekte. Aus dem Bair. endlich allein oder doch vorwiegend stammt auch die gebräuchlichste jüdischd. Adverbialendung *-er-hët* (vgl. Schmeller II, 1186).

Ob sich noch hervorstechende alemannische, ostfränkische, rheinfränkische oder mittelfränkische Elemente im Jüdischd. nachweisen lassen, muß abgewartet werden; doch scheint es nicht der Fall zu sein. Daß die westlichen hochdeutschen Dialekte dem Jüdischd. auch Deminutivsuffixe geliefert haben, wird man nicht zu hoch anschlagen, wenn man bedenkt, wie viel Einschmeichelndes diesen Endungen innewohnt. Ist doch das oberd. *-chen* trotz des schriftdeutschen *-chen* weit in mitteld. Gebiet eingedrungen! Und so haben gewiß auch verhältnismäßig kleine Scharen westdeutscher Juden in dieser Beziehung leicht Einfluß auf die neu zu bildende jüdischd. Gesamtsprache gewinnen können. Besonders anheimeln konnte das alem. Imminutiv, dessen Endung im Jüdischd. ja auch zu Koseformen verwandt wurde.

Wenn die Lautverschiebungsverhältnisse, das wichtigste Kriterium, noch mehr zugunsten des Ostmitteld. als des Bair. in Betracht kommen, so besteht doch dies Übergewicht vielleicht nur dem Scheine nach. Daß

ostmitteld. *p* bair. *pf* durchweg aus dem Felde schlug, kann auch an der schwierigeren Aussprache der Affrikata gelegen haben. Ist doch sogar schon bei der hochd. Lautverschiebung *pf* weit weniger weit als *ff* wie das noch schwierigere *kh* erst recht weniger weit als *wh* vorgerückt. Wenn es zutrifft, daß diejenige thür. oder ostfrk. Mundart, von der aus die Lautverschiebung in die Hauptmasse des Thür. (und damit Ostmd. überhaupt) gedungen ist, in Bezug auf die Lautverschiebung der nhd. Gemeinsprache zu Grunde liegt, d. h. *p* nach Liquida nur in *karpfen* zu *pf*, sonst aber zu *f* verschoben hat, so begreift es sich auch besten, weshalb der größte Teil des Thür. in *karpfen* das *pf* unverschoben ließ, das es ja überhaupt im Inlaut mied, während seine Hauptmasse es auch im Anlaut später zu *f* machte.

Ist es richtig, daß die ostmitteldeutschen und bairischen Juden zusammen ein Übergewicht über die übrigen gehabt haben, so könnte das, was ja auch G. für die ersteren angenommen hat, daran liegen, daß sie als die östlichsten deutschen Juden bei der ersten großen Einwanderung nach Polen das Hauptkontingent stellten. Es würden dann die ostmitteld. Elemente im Jüdischd. vornehmlich aus Schlesien, die bair. aus den österreichischen Ländern stammen, und es wäre begreiflich, weshalb bei der Entfernung Ostfrankens von Polen auch ostfrk. Elemente im Jüdischd. nicht hervortreten. Doch war das Übergewicht der ostmd. und bair. Juden in der Hauptsache wohl durch einen anderen Umstand als durch die bloße Nachbarschaft Polens mit ihren Heimatsprovinzen veranlaßt. Vertreibungen von Juden aus Franken und Alemannien haben immer nur aus einzelnen Städten oder kleineren Gebieten, wenn auch schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts, stattgefunden: dagegen wurden die Juden 1432 aus dem ganzen Kurfürstentum Sachsen, 1450 aus ganz Baiern verjagt, nachdem sie schon 1420 aus Österreich vertrieben worden waren. Da auch in Schlesien keine so durchgreifende Austreibung wie in Kursachsen (wozu auch noch große Teile Thüringens gehörten) stattgehabt hat, so begreift es sich auch am besten, weshalb germ. *f* vor Vokalen nicht nach schlesischer sowohl wie bair.-österreichischer Aussprache als *f*, sondern nach obersächsisch-thüringischer als *w* erscheint, mag auch der Sieg des letzteren wieder über das Bairische dem Umstande zuzuschreiben sein, daß sich vor stimmhaftem Laut leichter gleichfalls ein stimmhafter sprechen ließ. Wenn sich bair. *ez*, *enk*, *enker* nur im poln., nicht mehr im lit. Jüdischd. wiederfinden, so spiegelt sich hierin allerdings noch die geographische Lage der früheren Heimatsländer wieder.

Spezifisch niederdeutsche Elemente haben sich im Jüdischd., wie es scheint, nur unter begünstigenden Bedingungen festgesetzt. Die Lautgestalt von *pen* 'Feder' (G. S. 96) zeigt nur, daß das Wort nicht bloß der hochd. Überlieferung, sondern auch der hochd. Sprache gefehlt hat, obwohl die Übereinstimmung von holl. *pen* mit ags. *penn* auf eine sehr alte Entlehnung aus dem Lat. schließen läßt. Nur die Auswahl unter hochdeutschen Formen sahen wir S. 46f. beim Adjektiv vom Niederd. beeinflusst. Direkt dem Niederd. entstammt jedoch die Pluralendung *-s*, die jüdischd. bei allen drei Geschlechtern vorkommt (G. § 62–64). Dies *-s* (oder *-əs*) ist dort zugleich auch Endung der Feminina hebräischen Ursprungs, entstanden aus der hebr. Endung *-aus* (so nach deutsch-osteurop. jüd. Aussprache für altes *-öt*). Wenn dies *-s* auch auf Feminina deutscher Herkunft auf *-e* im Jüdischd. übertragen wurde (was entsprechend mit

dem -*m* der Maskulina hebräischen Ursprungs, aus hebr. -*īm*, nach Wiener 58 nur in zwei vereinzelt Fällen geschehen ist), so lag das wahrscheinlich an dem Zusammenfall mit niederd. -*s*; wenn diese niederd. Endung sich aber in einem Mischdialekte, in dem sonst nur Hochdeutsches durchdrang, bei Maskulinis und Neutris hielt, so wird das eben wieder in dem Zusammenfall mit dem -*s* der Feminina hebräischen Ursprungs seinen Grund gehabt haben. Das -*s* scheint auch, nach Gs. Beispielen und der Bemerkung Wieners 57 zu schließen, daß es bei Wörtern auf *l*, *r*, *m*, *n* eintritt, wie im Niederd. besonders zur Scheidung endungs- und umlautloser Plurale von ihren Singularen verwandt worden zu sein.

Aus den angeführten Tatsachen dürfen wir wohl schließen, daß niederdeutsche Juden in geringerer Zahl als ober- und mitteldeutsche nach Polen und Litauen ausgewandert sind. Es paßt das gut dazu, daß es im Mittelalter in Norddeutschland (mit Ausnahme von Magdeburg) überhaupt nur wenig Juden gab (Grätz, Geschichte der Juden VII, 399). Auch haben ihre Vertreibungen von dort erst mit der aus Mecklenburg 1492 und der aus Magdeburg 1493 begonnen.

Charlottenburg.

Richard Loewe.

Poržezinskij V. K. K istorii form sprjaženija v baltijskich jazykach (Zur Geschichte der Konjugationsformen in den baltischen Sprachen. Allgemeine Einleitung; die Bildung der Personalformen und der Tempus- und Modusstämme). Moskau Universitätsdruckerei 1901. VIII u. 172 S. Lex. 8°.

Ds. — Vozvratnaja forma glagolov v litovskom i latyšskom jazykach (Die reflexive Verbalform im Litauischen und Lettischen). Ebd. 1903, X u. 110 S. lex. 8°.

Die erste Schrift bringt eine eingehende Untersuchung der baltischen Verbalbildung. Es möge gleich hervorgehoben werden, daß sie an einigen Stellen wahre Schätze von fleißigen Materialsammlungen birgt, geschöpft aus älteren Denkmälern und den lebenden Dialekten, in welchen beileibe kein nebensächliches Verdienst des Verfassers, eines Schülers von F. Th. Fortunatov, zu erblicken ist. Es mag dies um so eher geschehen, als sich der Ref. mehr auf eine flüchtige Übersicht von des Verf. Deutungen des sprachlichen Tatbestandes beschränken muß. Hierbei kann er nicht umhin, auf Bernekers eingehende Besprechung derselben Schrift im Archiv f. sl. Phil. 25, 473—499 zu verweisen, die gar vieles enthält, was auch dem Ref. während der Lektüre des besprochenen Buches vorschwebte.

Das 1. Kapitel bringt eine kleine Auseinandersetzung über die Einteilung der Redeteile im allgemeinen und der Verbalformen im besonderen, die unter mancherlei neuen, gelehrten Worten im wesentlichen altes Gut birgt. Wir wollen den Leser gleich in medias res führen, zum 2. Kapitel, welches den baltischen Personalendungen gilt.

Was die Endung der 1. Sing. Ind. der thematischen Flexion anbelangt, bringt P. vor allem Fortunatovs Lehre über balt. *ā* vor. Balt. *ā* neben *ā* (lit. *o*) sei kein genügender Beweis eines urspr. zweierlei *ō* (*ā* und *ō* bei Brugmann): der eigentliche Vertreter von urspr. *ō* sei balt. *ū*, welches in gewissen Fällen, durch Nachahmung des balt. Ablautsverhältnisses *e: a* (= urspr. *e: o*, neben *ē: ō*, balt. urspr. *ē: ū*) dem hier nicht urspr. *ā* (lit. *o*) gewichen sei. Eine Auffassung, die jedenfalls nicht unmöglich ist: doch

fällt in der schwierigen Frage auch der Umstand mit ins Gewicht, daß auch *o* urspr. von zweierlei Art gewesen zu sein scheint (*ā* und *o*, Brugmann, Grundriß 1² 153). Tatsache ist, daß unser Wissen (zum nicht geringen Teil eigentlich Unwissen) über das gegenseitige Verhältnis von balt. *ā* und *ā* in einigen Detailfragen dringend revisionsbedürftig ist. P. hält preuß. *-a* als Endung der 1. Sg. für von Haus aus von lit. *-u* (*-ū*, urspr. *-ō*) verschieden: es sei dies die urspr. Sekundäreendung *-om*. urbalt. **an*, die unter Einfluß von **ō* (lit. *-u* usw.) den Nasallaut verloren habe. Ich stimme vollkommen Berneker (l. l.) bei, wenn er auf den gar zu desolaten Zustand der preuß. Katechismen hinweist, der uns nicht erlaube, auf deren Grund dergleichen Schlüsse zu wagen. Neben der Möglichkeit einer Vermengung von verschiedenen Verbalformen gibt es ja auch die andere, Will habe auslautende Vokale nicht scharf genug gehört: man vgl. die Ungenauigkeit, mit welcher in den lett. Undeutschen Psalmen v. J. 1587 die Schlußvokale geschrieben werden (Bielenstein in seiner Ausg. derselben 83, Ref. Über gewisse Genitivendungen, Sitzb. der Böh. G. G. 1897 17 8¹). Dies würde natürlich auslautende Kürzen voraussetzen: auch hier stimme ich durchaus Berneker S. 476 f. bei; ebenso seinen Bedenken gegen P.'s Deutung von sl. *-a* aus **-ōn* (als ältere Nebenform von **-ō*), S. 478. — Zu P.'s Besprechung der Endungen lit. *-aū* *-iaū* möchte ich bemerken, daß lett. *-u*, *-iu* im Prät. (und auch im Präsens der *-ā*-Stämme) doch wohl ursprünglich eine lautgesetzliche Umwandlung eines älteren *-au*, *-iau* darstelle; vgl. Ref., Über die Flickvokale, Sitzb. 1895 19 8¹, Über gew. Genit. 11*. Ebenso leite ich lett. *-i* in der entsprechenden 2. Ps. Sg. (Porž. 19) auf älteres *-ai*, *-ei* zurück¹). — Auch teile ich nicht P.'s Zweifel an der Möglichkeit, die athematische Endung lit. *-mi* der 1. Ps. Sg. auf urspr. mediales **-mai* (lit. *-mā-si* zurückzuführen.

Die 2. Ps. Sg. bietet im Lit. und Lett. — im teilweisen Gegensatz zu dem Preussischen — das Rätsel des fehlenden Suffixal-*s*. Man führt so ziemlich allgemein lit. *-i* (*-š-si*) für urspr. **-esi* **-esai* (preuß. noch *giwassi*, auch *zisei* u. dgl.) auf Nachahmung der 2. Sg. des Verbi subst. *esi* zurück; auch mir scheint diese Deutung wahrscheinlich, wobei ich als mitwirkende Momente das Bestreben, für die 1. und 2. Pers. wie bei *esmi* *esi* auch bei **vedō* **vedesi*/**vedasi* ein parisyllabes Formenpaar zu haben, ferner jenes, den zuweilen jedenfalls leidigen Gleichklang der Endung *-si* mit dem Reflexivsuffix zu vermeiden, gelten lassen möchte. Auch der Umstand mag mitgeholfen haben, daß es im Imperativ seit jeher Formen ohne *s*-Endung gab. Nicht zu bezweifeln ist es allerdings, daß gegen ein **vedas* (oder **vedes*) auch nicht viel einzuwenden gewesen wäre. P. spricht mit Fortunatov bereits der Ursprache verschiedene Endungen zu: **si* (themat. **-esi*) und **-i* (**-ei*); die themat. Endung **-ei* sieht er in gr. *-ei-c*. Gegen diese Deutung würde ich abermals nur Bernekers Bedenken (S. 479 ff.) wiederholen können; Berneker deutet den Vorgang in der Weise, daß im (futurisch, bzw. imperativisch verwendeten) Injunktiv des sigmatischen Aoristes, wo die 2. und 3. Ps. Sg. gleichlautend werden

1) Damit hängt viell. der Umstand zusammen, daß 2. Ps. Sg. Präs. der abgeleiteten Verba lett. *-ā*, *-ū*, *-ī*, *-ē* (= lit. *-aji*, *-ūji*, *-yji*, *-ēji*, z. B. lett. *mafā*: lit. *mazgōji*), aber dieselbe Form des Prät. lett. *-āji*, *-ūji*, *-īji*, *-ēji*, (= lit. *-ojai*, *-ūjai*, *-yjai*, *-ējai*) lautet.

mußten, die Endung *-s (z. T. im preuß. Imperativ erhalten), durch Nachahmung des Präsens zu *-si *-sai erweitert wurde und von hier *-i *-ai als Endung der 2. Ps. Sg. auch ins Präsens zurück und anderswohin verschleppt wurde (481).

Sehr ausführlich bespricht P. die 2. Sg. Imperativi (21 ff.). Im Lit. hat man neben den üblichsten Formen auf -ki (-k) -kē auch solche wie *ved* oder *ved'* (mit palatalem *d*) und *vedi*, ferner *sāikai*; auch *sto*, *dū* u. a. Vf. bringt reiches Material aus älteren Schriften und heutigen Dialekten; ich vermisste bei ihm die besonders in lebhafter Erzählung häufigen, zu Partikeln gesunkenen Imperative *girdi* 'höre', *palauk* 'warte', *mat* 'sieh', an die sich Verstümmelungen wie lett. *rau* 'sieh' usw. (Über die Flickvokale 13*) reihen. P. trennt Formen wie *ved* von den volleren wie *vedi*, und sieht in ersteren (nach Fortunatovs Vorgang) alte thematische Imperative auf ursp. *-e, in letzteren Optative mit (nicht lautgesetzlichem) Verlust der Endung -s (aus ursp. *-ois). Ich halte die kürzeren Formen für apokopierte Varianten der längeren, (z. B. *ved* aus *vedi*), geradeso wie z. B. im Imperativ auf -ki seit den ältesten Denkmälern auch -k erscheint. Der Umstand, daß im Lett. die Endung -i, wenigstens in den meisten Dialekten in der Regel, bleibt (z. B. *siti*), hält mich nicht davon ab, in lit. *ved* die Apokope von -i anzunehmen. In dgl. Fällen pflegt sich die Sprache mehr nach Geboten der Verständlichkeit der betreffenden Form als nach bestimmten Lautgesetzen zu richten: im Lit. wird *vedi* apokopiert, weil in der 3. Ps. Ind. *vėda* die Apokope verhältnismäßig spät auftritt, und außerdem in gewissen Dialekten der Imperativ *ved'* von *ved* = *vėda* auch durch die aus der vollen Form *vedi* stammende Palatalisation des *d'* hinlänglich differenziert erscheint, im Lett. bleibt *siti*, weil *sita* seit der ältesten Zeit in der Regel apokopiert wird. So apokopiert das Böhmisches ausl. -i, wo es entbehrlich ist (Partiz. Fem. *vedouc* : ksl. *vedqšti*, Impt. *ved'* : ksl. *vedi*, Inf. *vést vést'* : ksl. *vesti*, vielleicht auch 2. Ps. Sg. *veděš* : ksl. *veděši*), erhält es jedoch, wo durch Apokopierung eine undeutliche Form entstehen würde (z. B. Gsg. *kosti*, Npl. *chlapi* usw.); so apokopiert das Latein z. B. **peri*, **legonti*, das Substantivum *animale*, läßt aber z. B. *rure*, oder das Adjektivum *animale*, wo -e zum am Adjektiv erwünschten Ausdruck des Neutrums dient. Und ferner fällt es mir doch schwer, *vedi* aus einem uralt. **vedašs* (urspr. **vedhois*) herzuleiten. Von dem s-Abfall abgesehen, würde man doch wohl, nachdem urspr. -oi- im thematischen Optativ geschleift war, kein *vedi*, sondern ein **vedē* erwarten wie im Permissiv *te sukē*, urspr. **oit*). Ich möchte in der Endung *i* doch lieber ein Zugehör der urspr. Imperativendung *dhi* suchen (altlit. *veizdi veizd* aus **veid-di* **vid-dhi*, Brugmann Grdr. 2, 1323), aus welcher *i* als Endung losgelöst wurde (es heißt ja *veizd-mi* für **veid-mi*, zum Beweis, daß -d- aufgehört hat, als Bestandteil der Endung betrachtet zu werden); nachdem im Plural der alte Imperativ zum mindesten wohl seit der Ausgleicheung des Unterschiedes zwischen den primären und sekundären Endungen mit dem Indikativ gleichlautend war, konnte auch dieser Umstand dem -i, welches ja mit der Endung des 2. Sg. Ind. gleich klingt, zum Siege verhelfen. Im Lett. lautet die Reflexivform zu *siti* : *sitš-s*; -š- kann hier, ist unsere Auffassung richtig, nur auf Nachahmung der Fälle beruhen, wo das Verhältnis -i : *ē-si* berechtigt ist (zunächst natürlich der 2. Sg. Ind.); gerade das lett. Reflexivum bietet auch sonst analoge Fälle einer solchen Beeinflussung. Dieses *ē* (*ē*) drängt sich sogar auch in den Plural ein : *sitš* neben dem älteren *sitat* (als

Imperativ, und weiterhin auch als Indikativ); es ist dies eine Art Beeinflussung der 2. Pl. durch die 2. Sg., wie wenn z. B. der Böhme nach *ved'* (aus *vedi* apokopiert) auch im Pl. *ved'te* (für **veděte*) sagt. Poržezinskij führt ähnliches auch aus dem Altlit.: *gelbē-m*, *gailē-s* (*gialbiem*, *Giatbiem*, *Gaylies*, S. 28 n.); Belege dieser Art fließen begreiflicherweise spärlich, nachdem der Imperativ ohne *k* im Lit. ohnehin eine Seltenheit ist.

Was den *-k*-Imperativ anbelangt, so möge hier Ludwigs kleiner Aufsatz "Die Herkunft des lit. *k*-Optativs" (Sitzb. d. Böhm. G. W. 1898, 11) erwähnt werden, wo insbesondere russische Analogien der imperativischen *k*-Verstärkung angeführt werden (Horák Z Konjugace soufláskové, Prag 1896, 35 sieht in *k* dieselbe Stammerweiterung wie in *tunkū*, *tūkti*, sl. *tukō*: sl. *tyti*, lit. *vaikyti*: *vajōti*, *plaukti*: *plauti* usw.). Diese Verstärkung ist möglicherweise zuerst bei athematischen Wurzelverbis fest geworden, wo auch im Lit. einmal die bloße Wurzel als Imperativ fungiert haben mag: wie im **ei*: *ei-ki* lat. *ei*, gr. *ei* *ei*, Brugmann Grdr. 2, 1316, Solmsen Rh. Mus. N. F. 54, 344 ff.), **dū*: *dūki* (lat. *ce-do*, vgl. auch gr. *πῶ*, Hoffmann Gr. Dial. 2, 180, Samml. 1376, 1377; lat. *fer*, *es*, *vel* Skutsche BB. 21, 87). Ob das lit. dial. *dū* (Porž. 31) für *dūk* eine alte Form ist (aus **dū* würde man wohl **dū* erwarten)? [Es gibt auch ein *padē* 'helfe', in *padē dēvas* Jušk. Dajn. 518 6. 15. 576 9, bei Kurschat in der Verstümmelung *padēdūaus*, welches allerdings eine 3. Ps. ist: wäre dies eine alte Form, so könnte man einen Injunktiv 3. Ps. Sg. darin vermuten.]

Bei der 3. Ps. kommt P. auf die schwierige Frage zu sprechen, wieso es kommt, daß die baltischen Sprachen hier keinen Zahlenunterschied haben. Er deutet den Zusammenfall der verschiedenen Numeri auf folgende Weise. Die urspr. Endung der 3. Ps. Sg. **-eti* lautete im Urbalt., nach Zusammenfall des Unterschiedes zwischen den primären und sekundären Personalendungen und nach Verallgemeinerung des thematischen Vokals *a* (urspr. **o*) **-at*, die 3. Pl. **-an* (aus **-ont*); **-at* wurde zu *-a* lautgesetzlich, **-an* durch Nachahmung der 1. Sg., wo urbalt. **-an* (neben **-ō*) seiner Zeit zu *-a* wurde, wobei eine Zeitlang **-an* mit **-a* abgewechselt habe (vgl. o.). Wie schon Berneker sagt, steht oder fällt diese Deutung mit P.'s Theorie von jenem urbalt. **-an* in der 1. Ps. Sg., die sich durch keinerlei überwindende Wahrscheinlichkeit auszeichnet. Berneker selbst erklärt — mit Brugmann Grdr. 2, 1350 — die merkwürdige baltische Erscheinung als Folge der ursprachlichen Regel, wornach bei neutralem Subjekt das Verbum in der Einzahl statt in der Mehrzahl erscheint. Mir ist es wahrscheinlich, daß in der ganzen Geschichte mehrere Momente gleichzeitig wirkten; jedenfalls ist der Zusammenfall sehr alt, wie die völlige Übereinstimmung zwischen dem Litauisch-Lettischen und dem gerne seine eigenen Wege gehenden Preußischen erweist. Ich halte es nicht für unmöglich, daß es seiner Zeit in den idg. Sprachen auch Formen gegeben habe, die auch dem Numerus nach keine ganz konsolidierte Bedeutung hatten; man erinnere sich auf die Vieldeutigkeit der Imperative auf *-tāt* im Veda, auf die merkwürdigen 'Infinitive' in der Funktion des Verbi finiti, die ebenfalls im Veda Ludwig und Neisser nachgewiesen haben, auf Imperative wie **ei* u. a. oder auf die arischen passiven Aoriste, die keineswegs als Formen ausschauen, die seit dem Anfange der Dinge nur jene Funktionen gehabt haben könnten, die in unseren Grammatiken daneben stehen. Auch das Ur-urbaltische mag seiner Zeit so etwas noch gehabt haben. Auf die lett.-lit. Kopula *yrā* legt Poržezinskij

(S. 46 f.) nicht viel Gewicht¹⁾, aber immerhin besitzt die Sprache in derselben eine merkwürdige Ausdrucksweise, die der vollen numerischen Kongruenz im Prädikatausdruck entbehrt, und unter Umständen ein Muster abgeben konnte, welches das Bedürfnis einer solchen auch sonst schwächen konnte. Außerdem gibt es im Lit. offenbare Nominalformen auf *-a*, die als Prädikate auftreten und ganz die Funktion eines Verbi annehmen. So *reikia* 'opus est', welches als 3. Ps. zu *reikėti* gilt, aber ein urspr. Nomen zu sein scheint (vgl. schon die unregelmäßige Präsensform, für welche man **reiki* erwartet; *reikint* schreibt z. B. Juškėvič Liét. dąjnos II S. IX): *kuru daugiaus buwo nekayp reykia buwo* bei Chyliński (Mitt. Litt. Ges. IV 254, wozu Reinhold: "*reykia buwo* Esth. I 13. Der substant. Gebrauch von *reikia* ist nach Ness. žemaitisch"); *kaip buwo reikiq* Dankszas Kat. Wolter 41 28; nach Universitas ling. Litv. lautet das Präs. *reykie*, das Prät. *reykie buwo*, Impt. *tegul bus reykie*, Inf. *buti reykie* (aber *reyktu*, *reyks*, *reykdavo*; Inf. *reikti* = *reikėti* im Alit. öfters); vgl. *reika* 'Bedürfnis, Not' Lit. Dr. II 33 21. 34 22. 41 20. III 1 6. 5 21. 23 5, Bezzenberger Gesch. d. lit. Spr. 319. So hat auch *dera ir perdera* 'es ist nützlich und über-nützlich' in der Wolfenbütteler Postille (Mitl. V, 120. 143) mit dem verstärkenden *per-* einen entschieden nominalen Charakter²⁾. Auch *gaila* 'es schmerzt' neben *gailėjo -ėti*, *gėda* (*mdn gėda* 'mir ist schande') neben *gėdėti* u. a. gehört hierher: Fälle die dartun, daß ein abstraktes Substantiv im Prädikat als Verbum empfunden werden und gleichfalls das Bedürfnis nach Unterscheidung von Numerus in der 3. Ps. vermindern konnte. Womit nicht gesagt sein soll, die 3. Ps. auf *-a* sei ein urspr. Nomen: schon der Umstand, daß das Reflexivum lit. *-a-si*, nicht *-o-si* lautet, verbietet dies. Im Dual mag — wie teilweise im Slavischen — im Ur-urbalt. die urspr. 3. Ps. mit der 2. Ps. zusammengefallen sein, und es mochte — unter gleichzeitigem Einfluß anderer Momente — das Bedürfnis, den Personenunterschied zu charakterisieren, stärker gewesen sein als das Bedürfnis des Zahlenunterschiedes; vielleicht wurde auch die 3. Pl., für welche man im heutigen Lit. *-q* erwartet, mit dem Nom. des *-nt*-Partizips teilweise gleichlautend. Fügt man noch jenes Praed. sing. bei Neutr. pl. als Subjekt dazu, so hat man eine ganze Reihe von Momenten, die vielleicht die alten Unterschiede in der 3. Ps. untergraben konnten (ein weiteres vgl. unten beim Optativ). Vielleicht: mehr wollen auch wir nicht behaupten. Jedenfalls ist der Zusammenbruch ein radikaler gewesen. Selbst ein *ėsti*, welches ja vom ideur. Standpunkt aus so schön als Singular gekennzeichnet ist, hat die duale und plurale Funktion mit übernommen.

Wir haben da (wie auch sonst) nur das Wichtigste von dem herausgegriffen, was P. über die 3. Ps. zu sagen weiß; selbstverständlich kommt er auch auf anderes zu sprechen. Auch auf den Permissiv. Zu den Permissiven *tesī*, *te dūdi* (Porž. 41 f., Ref. IF. 4, 476 f.) möge auch hier *te liki*, Ref., Zu Schleichers lit. Studien (Sitzb. d. Böhm. G. W. 1901 7) 12²⁰

1) Den Quantitätsunterschied zwischen lit. *yrà yr* und lett. *ira ir* (dies auch bei Dauksza) erkläre ich mir so, daß apokopiertes **ir* aus **ira* im Lett. zu *ir* abgekürzt wurde und seinerseits die nichtapokopierte Doublette beeinflusste. Vgl. lett. *-an*, *en*: lit. *-onq on*, *-ėnq -ėn* IF VI 279 f. Anders Poržezinskij und Berneker (484).

2) Ein Gegenstück dazu bildet *be-pigu*, *be-pig*, ein ganz offenes Neutrum mit dem verbalen Präfix *be-*.

nachgetragen werden. S. 43 f. spricht Poržezinskij über *testo, testov*, welches er aus *te stovī* deutet; ich hätte hier sehr gerne seine Meinung über IF. 4, 473 ff. gehört. Hier hätten übrigens auch abweichende Permissivarten aus Kurschat § 1160 erwähnt werden können, namentlich die mit *lai*, die ja auch im Lett. und Preuß. (im letzterem mit postpositiven *-lai*) ihr Gegenstück hat; *lāi*, altlett. *laid*, stellt wohl ein verstümmeltes **laidi* 2. Sg. Impt. 'lass' dar (anders Brugmann IF. 15, 339). In Chylińskis Bibel kommt auch im Lit. (wie im Preuß. mit *-lai*) der Permissiv in der 1. Ps. vor: *teymi ir terekū* Ruth 22 (*leisk manę eit į lauką ir warpas surinkti* Bibel vom Jahre 1865), *telasau ir rėku* 7 (*pavėlik man surinkti ir sugrėbt* 1865), *terėdu* 13 (Reinhold Mitteil. Litt. Ges. 4, 235, 236).

Nach einer kürzeren Besprechung der 1. 2. Ps. Pl. und Du.¹⁾ wird sehr ausführlich der lit.-lett. Optativ mit *-tum* behandelt. Insbesondere das Lit. bietet da ein wahres Wirrwarr von Formen, die einer regelrechten Deutung spotten. Die etwas schwerfälligen periphrastischen Formen haben allerhand ausgleichende, sich teilweise kreuzende Strömungen und ich möchte sagen hypotoristische Kürzungen veranlaßt, die nicht ohne methodologisches Interesse sind. Es sind da tatsächliche, jeglichem Lautgesetz Hohn bietende Verstümmelungen aufgekommen: wer weiß, wie oft sich Dgl. auch sonst in der Sprachgeschichte zugetragen? Berneker exzerpiert und bespricht diesen Teil des Buches sehr ausführlich und wirft auf die ganze Entwicklung auch seinerseits interessante Streiflichter (485 ff.); die Form *-czia* in der 1. Ps. Sg. versteht er nicht; Ref. auch nicht. Ich habe einige Formen verzeichnet, die bei P. fehlen: im Dual *-tuva -tūmitau* bei Memel (Kurschat § 1158, 1159), 1. Sg. *-tiuo* (Salanty, ebd.), *-tūmēt* aus Ragnit (Schleicher 229), ebenso *būtuvėva, turėtūmėta, -tūmēm, -tūmēt* bei Jurkschat Lit. Märchen und Erz. 49, 82, 87, 91, 100, 140, Formen die es nahe legen, auch in alten Schriften wenigstens zum Teil gedrucktes *e* als *ē* zu verstehen. Zu den lett. Formen noch *-tubēm -tubet, timet* Bezzenberger Lett. Dial.-St. 72¹ (Rehehusens Manuductio, Magaz. Lett. Ges. 20, 226 f. *būhte, dfirdāhtam, dfirdāhtat, buhtum, buhtat*; ich möchte es bezweifeln, daß *a* in *-am -at* überall als lang anzusehen sei). Die Übereinstimmung zwischen dem Lit. und Lett. läßt die Bildung als ziemlich alt erscheinen: vom Standpunkt der indoeuropäischen Gesamtheit dürfte sie jedoch eine Neubildung sein. Merkwürdig ist die Verbindung des Supins mit einer Form der Wurzel *bhū-*, die in dem durch das Übereinstimmen des Balt.-Slav., Lat. und Ai. (das letztere hat in der alten Zeit lediglich ein Plus der *-tum*-Form bei Verbis des Wollens und Könnens) ziemlich klaren Gebrauch des Supins keine Begründung findet.²⁾ Der lit.-

1) Was die dial. 1. Dual. auf *-au* anbelangt (S. 56), so dürfte die Endung doch wohl nichts anderes denn das zu *-av* apokopierte *-ava* sein, und die 2. Dual. *-tau* eine Nachahmung davon, wie z. B. im ai. Konj. medii später das der 1. Sg. entstammende *-di* das ältere *ē* der übrigen Personen verdrängt. P. vermutet da ein ursprachliches **tūu* (mit der beliebten Partikel *u*).

2) Berneker vermutet auch, in der 3. Ps. sei ursprünglich auch eine Imperativform auf **tōd* mit im Spiel gewesen: eine solche würde im Lit. aber wohl **-to*, nicht **-tū* lauten. Wenn man schon eine urspr. Mitwirkung außerhalb des Supins suchen wollte, so läge vielleicht der ar. Imperativ auf *-tu* näher.

lett. Optativ dürfte ursprünglich doch wohl nichts anderes als ein elliptischer Supinalsatz gewesen sein: wie es z. B. heißen kann *ej, namū, namū, mānu, bernāli* "ei, nach Hause, nach Hause, mein Liebster!" (Jušk. 588, 7: in adhortativen und imperativen Sätzen ist die Ellipse bekanntlich etwas ganz Geläufiges, Delbrück Grundr. 5, 122 ff.), so ist ein urbalt. Supinum ohne Zeitwort in Sätzen wie "[auf,] zu essen!" o. dgl. an und für sich durchaus nichts Undenkbares (bei pluralem Subjekt 3. Ps. hätten wir da einen Fall mehr, wo die Zahl im Prädikat nicht gekennzeichnet ist). Solche Sätze wären gewissermaßen die aktive Variante zu den jedenfalls urbaltischen Permissiven mit *laidi*, in Sätzen wie "laß [ihn]", urspr. viel. "laß ihn los", er mag essen. Später mag man der größeren Deutlichkeit willen der 1. und 2. Ps. Formen des alten aoristischen Optativs **bje-* (*bē* in lit. Formen wie *-tumēt*? eher wird da jedoch eine Nachahmung des Verhältnisses *-iau* : *-e* im Präteritum vorliegen) **bī-*, die vielleicht sonst entbehrlich wurden, beigegeben haben. Die so erweiterten Formen wirkten jedoch im weiteren Verlauf auch auf die 3. Ps. zurück: daher stammt das (wohl ganz späte) dialektische *-tum* (Porž. 61), daher wohl auch das lautgesetzlich schwer denkbare dauernde Nachklingen des ausl. Nasals und die daraus resultierende Länge in *-tū*. Nach *sūny* würde man ja heute auch nur *-tu* mit kurzem *-u* erwarten? Die lautlich unregelmäßige Behandlung der Endung mag sich vom Optativ aus auch ins Supinum fortgepflanzt haben. Wenn im Supinum und im Optativ neben *-tū* auch *-tu* besteht (sogar auch *-t*, namentlich in *būt*), worüber Porž. 60 zu vgl., so haben wir die im Lit. (dank der in Litauen so lange anhaltenden Uneinheitlichkeit in der kulturellen Entwicklung verschiedener Landesteile), auch sonst vorkommende Erscheinung vor uns, daß neben der lautgesetzlichen auch die auf Assoziation beruhende Form üblich ist. Eine andere Quelle der nicht lautgesetzlichen Länge in *-tu* kann man übrigens auch im Reflexivum *-tu-si* erblicken, worüber u.

Das 3. Kapitel behandelt die Zeit- und Modalstämme, wobei jedoch die Bildung der Präsensstämme den größten Raum (mehr als die Hälfte des ganzen Buches) einnimmt.

Zunächst kommen nichterweiterte thematische Zeitwörter an die Reihe, wobei selbstverständlich die Wurzelstufe berücksichtigt wird (bei Präsensstämmen mit der *e*-Stufe ist auch eine Episode über urspr. *eu*: balt. *au/au* zu lesen, worüber Berneker nachzusehen). Präsensformen mit der *o*-Stufe (*kasū, barū*, pr. *waidimai*) haben ihre Wurzelstufe nach Poržezinskij aus dem Perfektum. Er denkt sich den Vorgang so, die Perfektstufe habe sich zunächst dem Aorist, von da weiterhin dem Präsens (auf Unkosten der urspr. *e*-Stufe) mitgeteilt. Den Umweg über den Aorist darf man sich wohl ersparen: die balt. Präsenta mit der Perfektstufe können ja direkt präsentisch konjugierte Perfekta ("Präteritopräsentien") sein: sl. *vědē*, oder das sl. reduplizierte Partiz. Pfti. *čekanō* (Listy Filol. 28 363) haben nur die Präsensbedeutung, und eine urspr. Präteritalbedeutung steht nur für das Part. Pfti. akt. fest.¹⁾ — Es folgen die im Lit. so stark vertretenen

1) Auch z. B. ai. *iśē* 'ist Herr, beherrscht', nach Ausweis des *i* (wie in *ī-* u. dgl. aus *i-*) redupliziertes Medium zu got. *dih*, wird später präsentisch konjugiert; ebenso z. B. *vēdmi* für älteres *vēda*. Ebenso gr. γερυνέω, ἀνύρω, δεδοίκα, δεῖω, δεῖσσομαι u. a. m.

Präsens mit Nasalinfix, solche auf *-stu -sžu*, die auch für P. ihren Anfang bei Wurzeln auf Dentale oder Spiranten genommen haben, Zeitwörter auf *-nu*, Inchoativa auf *-sku* u. a. Hierauf kommen die jotierten Präsensformen. Über Fortunatovs und Poržezinskij's Unterschied zwischen urspr. *-je/jo-* und *-je/žo-* und dessen Nebelhaftigkeit kann ich abermals auf Berneker (493 f.) verweisen. Es freut mich, daß die Bestimmtheit, mit welcher man noch vor nicht Langem wenigstens für den Anlaut einen Unterschied zwischen *j* *j* in der Ursprache annahm, ins Schwanken geraten zu sein scheint; ich habe mich nie für denselben erwärmen können. Nebst Berneker vgl. man insbesondere auch Zupitza, Zs. f. kelt. Phil. II 190 ff., wo der Unterschied aus Sandhierscheinungen hergeleitet wird. Die Tiefstufe des Suffixes *-je/žo-* erblickt P. in *-i-* der balt. *-ē*-Zeitwörter (*tūri* usw.); *ī*, welches daneben in der entsprechenden Verbalbildung z. B. im Slav., im Lit. z. B. auch in Substantiven wie *gaidys* erscheint, erklärt er aus *īi*, wobei *ī* auf Analogie derjenigen Formen zurückzuführen sei, "wo bereits in der indoeuropäischen Ursprache die Verbindung *i* + ein aus Kontraktion des *ao* im Stammsuffixlaute mit zum Komplex der Personal- oder Kasusendung gehörigem *ao* resultierender Langvokal bestand", d. h. wohl aus Fällen wie Gsg. *gaidžio*. Ganz so einfach ist die Sache nicht; neben *gaidys* hat auch das Lit. *žodis*, und der Unterschied lit. *-ys* : *is* scheint im Lett. als *-is* : *-s* wieder zu erscheinen (Ref., Flickvokale 11) und demnach alt zu sein; vgl. jedoch, was weiterhin aus dem 1. Kap. der andern Schrift P.'s reproduziert wird. — Nach den nicht abgeleiteten Präsensstämmen, auch solchen mit Inf. *-ēti*, werden Zeitwörter auf *-inti*, *-enti* besprochen; die ersteren stellt auch P. zu den gr. Zeitwörtern auf *-dvu*.

Weiter kommen mit vokalischen Suffixen abgeleitete Präsensstämme an die Reihe. Poržezinskij unterscheidet da folgende Arten: Stämme auf 1. *-āa-* aus *-āja-* (wie lit. *žinau*, *daraū*), 2. *-ēa-* aus *-ēja-*, nur im Preuß. erhalten (z. B. in *billē*), 3. *-āja-* (wie lit. *neszióju*, lett. *nesdju nésdju*), 4. *-ōja-* (lit. lett. *-ōju*), 5. *-ēja-* (lit. *-ēju*, lett. *-ēju*), 6. *-ija-* (lit. *-yju*, lett. *-iju*, pr. *crixtia*), 7. *-auja-* (lit. *-auju*, pr. *gerdawi*). Die nur im Preuß. vertretene 2. Klasse halte ich für identisch mit der 5., d. h., preuß. *ē* erkläre ich aus *-ēj* - *ēja*, lit. *-ēja*, wie die Formen auch im Lett. lauten (*-ē*, analog auch *-ā*, *-ā*, *-ī*, für lit. *-ēja*, *-oja*, *-āja*, *-yja*; vgl. IF. 4 301¹, wo allerdings *ū* in pr. *laiku*, *poglabū*, welches bloß eine lautgesetzliche Umwandlung aus *ā* ist, falsch aufgefaßt wird); für Klasse 1 reiche auch ich mit urspr. *-ā*-Stämmen aus, ohne — im Gegensatz zur Kl. 4 — eine Kontraktion aus **-āja-* **-āa-* annehmen zu müssen. — Die Verba lit. *-au -oti* sind, lit. *žindti*, lett. *findt* ausgenommen, nach P. lit. Neubildung (*kjgbau* bei *kibti*, *lindau* bei *līsti* usw.): die ehemaligen *ā*-Präsensstämme bekamen in der Wurzel gestoßene Länge, als die *-ā*-Stämme zu Präteritis wurden (Prät. *kibaū*, *lindaū*) und gleichzeitig damit die charakteristische 'intensive' Bedeutung. Zeitwörter auf *-au -yti* (lett. *-u -it*, pr. *quoitā -it*, *stallā -it*) erklärt P. im Anschluß an Bartholomae aus ablautenden *-āi/i-*-Stämmen, denen Nominale *-āi-* (*-ā*) Stämme zur Seite stehen (dasselbe Verhältnis besteht auch bei *-ēi/i-*-Stämmen); das Präsens hatte urspr. den Stamm **-āi-e* **-āje-*. Ursprünglich gehören eigentlich nur nicht iterative Verba mit tiefstufiger Wurzel hieher; Iterativa dieser Bildung beruhen nach P. auf Vermengung von Stämmen mit hochstufiger Wurzel nebst tiefstufigem Suffix (*-i-*) mit solchen mit tiefstufiger Wurzel und hochstufigem Suffix (*-āi/ā-*); dadurch, daß auch die urspr. Kausativa im tiefstufigen Suffix *-ī-*

hatten, geschah es, daß auch sie im Lit. unter Zeitwörtern auf *-au -yti* erscheinen. — Zeitwörter auf lit. *-oju -oti* sind nach P. zweierlei Ursprungs: zum Teile Denominativa (wie *pāsakoju*), wo *-je/jo-* das ableitende Präsensuffix darstellt, zum Teile urspr. deverbative Iterativa, deren Suffix *-aje-* aus urspr. *-āje-* entstanden sei (*i* ging nämlich schon in der Ursprache unter gewissen Bedingungen in *j* über). Über die Verba auf *-ėjū* meint P., sie beruhen auf Vermengung von urspr. Denominativen auf *-oje-* mit urspr. Deverbativen auf *-āje-*. Wie Verba auf *-oju*, sind auch solche auf *-ėjū* ursprünglich zweierlei Ursprungs: urspr. *-ēje-* (Denominativa) und *-ēje-* (Deverbativa). Baltische Neubildungen sind Verba auf *-inā-inē-*; eine besondere Erwähnung hätte der Umstand verdient, daß im Lit. der Stamm *-inā-* nur im Präteritum gebräuchlich ist, wie dies schon Bezzenberger, Gesch. d. Lit. Spr. 113, gesehen (also altlit. *linksmīnu*, *linksmīnoju*, *linksminti*: lett. *-inu*, *-indju*, *-indt*); kommt ein *-inoju*, *-inoti* überhaupt vor, so kann es wohl nur auf Verschleppung beruhen. Bei Verbis auf lit. *-yju -yti* dürften nur Denominativa von *-i*-Stämmen (lit. *dantijū*: lat. *dentio*, *akyjū*, *dalyjū*, *kirmijū*, *rūdyjū*, *szaknyja-s*, *utyjū*) ein höheres Alter beanspruchen; sonst findet man — wohl bemerkt, mit abweichender Akzentuierung, meist an der Wurzel, viele Lehnwörter (nam. a. d. Slavischen, wie *czystyju* usw.), verschiedene, wohl diesen nachgeahmte Denominativa (*burnyju būdyju* u. dgl.), Schallwörter *czuńczyju* u. a.) und insbesondere auch Zeitwörter, die ursprünglich die Flexion *-au -yti* hatten (so *glóstau*: *glóstyju*, *laižau*, *laižyju* und *laižinu* usw.).

Die ganze Bearbeitung der thematischen Konjugationen trägt trotz ihrer relativen Ausführlichkeit einen etwas flüchtigen Charakter. Statt der Auseinandersetzungen über den hypothetischen Ursprung der verschiedenen Formationen hätten uns genaue Verzeichnisse mehr gefreut. Bevor man über die Vorgeschichte einer Erscheinung Betrachtungen anstellt, muß man sie selbst so genau als möglich übersehen können: die lit. Verbalstambildung ist aber noch immer, auch nach Poržezinskij, ein sehr wenig bebautes Feld. Es gibt eine Menge von Details, die bei Poržezinskij nicht berührt werden. So die verschiedenen Verbalgattungen mit *-d*-Ableitungen (lit. *-dinu*; *-džiu-sti* wie *sriudžiu*; *-du -dėti*, *-džiu -dėti* wie *vėldu*, *mėrdžiu*; *-dau -dyti*; *-džioju*); ferner solche mit *-st-*, wie die zahlreichen Verba auf *-szciu -szti*, *-stau -styti*, *stoju*, *-szczioju*; die interessantesten Verba auf *-noju* (*musznóju*: ai. *muşnāmi*?); Fälle, wo die verschiedenen Flexionen mit einander abwechseln usw. Wir glauben daher nicht, daß Poržezinskijs Schrift das letzte Wort ist, welches die Wissenschaft über die balt. Verbalstambildung zu sagen hat, so dankbar wir es auch zu schätzen wissen, daß er sich an dieselbe überhaupt herangemacht hat.

Nach einer kurzen Besprechung der balt. athematischen Präsensformen folgt eine ebenso kurze Behandlung des Futurs, des Präteritums, und der Modalbildung; besonders erwähnenswert ist die (Fortunatovsche) Beobachtung, daß hochstufige thematische nicht abgeleitete Präsenta von Wurzeln der *e o* Reihe im Präteritum *-e-*, tiefstufige *-ā-* haben (*neszū nēsē*, *kasū kāsē*, wie ksl. *nestachō*, *možaachō*, aber *lipo*, *būvo*, wie ksl. *žėdaachō*, *sėsaachō*). Übrigens würde auch diese Beachtung eine nähere Ausführung verdienen, als welche ihr bei P. zuteil geworden; gegen jene Regel verstößt z. B. *muszū*, *mūsų*. Gegen die weitere Regel,

jotierte Präsensia hätten im Präteritum *-ē-*, verstößt lit. *lėidžiu* (neben *lėidmi*) *lėido* u. a. m.

Was die äußere Form anbelangt, so wäre eine übersichtliche typographische Gliederung sehr erwünscht gewesen. Der Inhalt des Buches ist wie man sieht ein sehr vielfältiger, und doch läuft der Text, fast nur die drei Kapitelüberschriften abgerechnet, in öder Gleichförmigkeit hin, und wehe dem, wer in seinem Exemplar nicht in margine augenfällige Stichworte über den Inhalt der einzelnen Abschnitte angebracht hat; er findet sich im Buche schwerlich zurecht, auch nachdem er es schon durchgelesen, und trotz der Inhaltsangabe am Schlusse desselben: selbst die Wohltaten des gesperreten oder (das sprachliche Material abgerechnet) kursiven Druckes verschmäht Poržezinskij. Eine unliebsame Belebung bringen in den Druck die verschiedenen Exponenten, die uns da belehren sollen, wie ein ursp. *a^o*-Laut zu verstehen sei: der Leser dieser Anzeige möge es mir übel nehmen oder nicht, auch ich habe für Poržezinskij's *a^e a^a a^o* usw. doch lieber gleich *e a o* usw. geschrieben.

Die zweite, das reflexive Verbum im Baltischen behandelnde Schrift Poržezinskij's bildet gewissermaßen eine Ergänzung der ersteren. Vor allem möchte ich eine dieses Problem selbst betreffende prinzipielle Frage berühren: ob das verbale Reflexivum eine baltische, oder bloß litauisch-lettische Spracherscheinung ist. Der Verf. spricht dasselbe dem Preußischen ab (S. 86). Er meint da: "Das Wenige, was uns aus dem Preußischen bekannt ist (vgl. Nesselmann, Thesaurus, S. 150 [recte 160], spricht mit genügender Bestimmtheit zugunsten der Annahme, in der urbaltischen Periode habe die Form der reflexiven Diathesis im dargestellten Sinne des Wortes nicht bestanden". Das Preußische habe nur aus dem Verbum und dem Reflexivpronomen bestehende (noch nicht intim gewordene) Verbindungen besessen. Der Verf. hätte sich da deutlicher ausdrücken sollen. Er meint offenbar Ausdrucksweisen, wie lit. *patì sàve atidūsiu* (S. 19, Leskien-Brugmann 174, im Gegensatz zu *nėko neturiu ką dūi*), die allerdings bei Will — in seiner sklavischen Nachahmung des deutschen Originals, die auch vor Germanismen wie *as posinna mien wissans grikans skellants* 'ich bekenne mich aller Sünden schuldig' nicht zurückschreckt — hier mit selbständigem *sien* 'sich' in der Regel die lit. Reflexivform ersetzen, z. B. *stas andūst sien en ainan kariausnan* 'der begibt sich in einen Streit'. Aber wenn trotzdem Fälle vorkommen, wo für das selbständige *sien* das enklitische *sin* oder *si* steht, wie *erains mukinsusin swaian mukinsnan* 65 'ein jeder lern sein Lektion', öfters neben jenem selbständigen (wohl fehlerhaften) *sien*, wie *kaigi sien stas souns Deivās waidinnasin* 'wie sich der Sohn Gottes zeigt', so fällt es schwer, dem Preußischen jene intimeren Verbindungen abzusprechen, wie sie das Litauische und Lettische kennt; vgl. Nesselmann Die Spr. der alten Preußen 75 f., Thesaurus 159. S. 89 meint P., die Verbindung des Zeitworts mit dem Pronomen sei in der lit.-lett. Periode nicht so intim gewesen, als sie es späterhin geworden: umsomehr hätte er da die Ausschließung des Preußischen des näheren begründen sollen. Nicht ohne Interesse ist, nebenbei gesagt, das Verhältnis des volltönigen preuß. *sien* mit dem offenbar abgeschwächten enklitischen *sin* (vgl. Fälle wie *femmē: mūti*, d. h. *zemē: mūti* aus *mūtē* bei Berneker Asl. Ph. 25, 476 f.); *-si* könnte eine Verstümmelung des *-sin*, oder auch vielleicht die Abkürzung

eines *sē sein (vgl. Bernekers sl. *sē, poln. *sie* KZ. 37 367?), welches vielleicht auch im lat. *sē* vorliegt, Brugmann Grdr. 2, 811 f.¹⁾

Das 1. Kapitel bespricht die äußere Form des Reflexivums im Lit. und Lett. Auch hier hätte ich etwas mehr Ausführlichkeit gerne gesehen. Im späteren Verlaufe stößt der Leser in lett. Belegen auf Reflexivformen, die er, weiß er vom lett. Reflexivum nichts mehr, als er hier bei P. zu lesen bekommt, unmöglich verstehen kann. Es hätte auch nicht geschadet, hier etwas über die namentlich im älteren Lettisch häufigen reflexiven Verbalnomina zu sagen (als Seltenheit mag hier *sūd/sētājs*, Akk. -*jūs* aus Livenbersen, Bezzenberger Dial. 159¹⁰ und *pee nelaimīgi mīletājees kapeem* 'an Gräbern unglücklicher Liebender' Rig. Kr. 11 6 angeführt werden); so z. B. auch über lit. Bildungen wie *prasivadėlis*, *pasileidėlis*, *atsižadėjęlis*, oder Dowkonts *ginklavinimas* (Gen. Sg. des reflexiven *ginklavinimas*) u. a. — P. spricht sich hier auch über die lit.-lett. Infinitivendungen aus. Der Inf. ist nach ihm teils ein urspr. Dsg. eines -*ti*-Stammes mit urspr. Wurzelbetonung, teils ein urspr. Lsg. eines solchen mit urspr. Suffixbetonung. Die Dative hatten urspr. die Endung -*ioj/jej*, die ins Bsl. nicht als -*ioj/jej*, sondern als -*ie/je* überging. Nach einem Fortunatovschen Lautgesetz geht urspr. *ie/je* in bsl. *ii/ji* über; *ii* wird im Balt. zu *ī*, *ji* hinter Kons. zu *i* (*gaidys*: *žodis*); im Slav. ergibt *ii/ji* im Wortinnern *ī*, in Endsilben *īi* (Opt. *bi*:- *konō*, ksl. *daždō*). Ursprünglich *ie/je* wurde bsl. zu *ii/ji*, woraus haltisch *ij* (urspr. *ij* über diphthongisches *īj*) resultiert; daher die Dative und Infinitive wie alit. *wieschpatij* (in weiterer Entwicklung nw.-žem. -*ei*, sw.-žem. -*i*). Im Sl. wurde aus bsl. *ii/ji* zunächst *ī*, weiterhin, durch auf Formenassoziation beruhenden Verlust des *i*, der Monophthong *ī*: Dsg. *kosti*, *pqti*. — Die lokalen Infinitive gehen auf urspr. -*tēi* zurück: daraus wurde (über -*tei*) lit. -*ti* (refl. -*tē-si*). Im Žem. liegt auch -*tē* vor, welches aus *-*tejei* (d. i. urspr. -*tēi* + Postposition -*jei*; lit. *ē* wird žem. zu *ē*) herzuleiten. Das Formenpaar -*ti*: -*tē-si* blieb in einem Teile der lit. Dialekte unberührt; in anderen trat Ausgleichung zu -*ti*: *ti-si*, bzw. -*tē*: -*tē-si* ein. — Im Supinum ist -*tu* lautgesetzlich kurz, -*tu-si* -*tu-s* lang (vgl. auch oben S. 56).

Im 2. und 3. Kapitel wird der Gebrauch der reflexiven Form im Lit. und Lett. erörtert. Der Vf. hat sich da nach dem Wahlspruch "divide et impera" gerichtet. Er führt die Gebrauchsweisen des Mittellitauischen, Žemaitischen, Memelischen, Ostlitauischen, dann des Mittel- und Ostlettischen einzeln vor und findet, daß sie sich decken. Es wäre erwünscht gewesen, wenn der Vf. auch die wohl vereinzelter, aber lehrreichen Unterschiede im Gebrauche der reflexiven Zeitwörter, die wohl z. T. auch nach Dialekten oder lokalen Mundarten verteilt sein mögen, ins Auge gefaßt hätte. So sagt man z. B. *kēlti* und *kēlti-s* 'aufstehen', was nicht zu den 'dynamischen' Reflexiven gehört. Auch die Erscheinung hätte eine Erwähnung verdient, daß das Reflexivpronomen zuweilen zum Wurzelbestandteil wird: es ist dies ein unzweifelhaftes Anzeichen des Verblässens der Reflexivbedeutung; vgl. BB. 18 159 f. (auch z. B. lit. *s-ukstas* bei Kurschat, *ap-s-gedėti* bei Juškévič, lett. *s-kaistis*, aus *sa-s-kaistī-s*,

1) Es ist durchaus nicht unmöglich, daß -*sin* sein *n* dem Einfluß des volltönigen Akk. *sien* verdankt, wie im späteren Sanskrit das alte Enklitikon *mā* beinahe in *mām* aufgeht.

gehört hieher). P. führt unter seinen Belegen auch solche (ich möchte sagen 'periphrastische') auf, wo das Reflexivpronomen selbständig in der nicht-enklitischen Form steht: so z. B. *patì sàve atidūsiu* 19, *tū sāv patš jēšhōkis maistā* 27 (man bemerke im letzteren das zweimalige Reflexivum). Es sind dies Fälle, die auf einer Stufe mit griech. Periphrasen des alten Mediums vermittelt des Reflexivpronomens (vgl. z. B. Krüger § 52 10 9. 10) stehen. Ursprünglich genügte vollauf das Medium allein zum Ausdruck des reflexiven Verhältnisses in allen Fällen (ich zweifle daran, daß Brugmann Recht hat, wenn er die reflexive Paraphrase schon der Ursprache zuspricht, Griech. Gr.³ 467 Anm.: das Reflexivpronomen scheint ja doch urspr. ein Pron. der 3. Ps. gewesen zu sein): als die Bedeutung des Mediums nicht mehr so deutlich empfunden wurde — eine Erscheinung, die sich so ziemlich an allen Sprachformen wiederholt — wurde in Fällen, wo das reflexive Verhältnis mit Nachdruck hervorgehoben werden sollte, die Periphrase gewählt. Im Latein verblaßt die Bedeutung des alten Mediums dermaßen, daß es auch in gleichgültigen Fällen mit Vorliebe durch die reflexive Periphrase ersetzt wird (vgl. z. B. Kühner II 81³), wobei nach Bedarf das Reflexivum verstärkt wird; im Baltischen ist die Periphrase ganz an die Stelle des alten Mediums getreten (ganz wie z. B. im Slav. und Germ.), sie ist ihrerseits zu einer gewissermaßen einheitlichen Verbalform geworden und weicht abermals nach Bedarf der Periphrase mittels volleren Formen des Reflexivpronomens, die sicherlich nicht unsprachlich sind, sondern auf Nachbildung des Pronomens der 2. Ps. Sg. beruhen.

Um jedoch zu P. zurückzukehren, so unterscheidet er, im wesentlichen mit einziger Ausnahme, Arten des Reflexivgebrauches, die sich mit jenen decken, die man seit alten Zeiten z. B. am griech. Medium unterscheidet. Jene einzige Ausnahme besteht darin, daß P. u. A. lehrt: "Durch die Form der reflexiven Diathesis wird ausgedrückt, daß das Subjekt des Prädikates eine gewisse Veränderung des Zustandes erfährt; und unter 'Zustand' verstehe ich ein solches Prädikat, welches für die gegebene Verbindung als ein bereits bestehendes, durch die Tätigkeit desselben oder eines anderen Subjektes bewirktes erscheint". Ich weiß nicht, ob ich richtig übersetze: P. liebt es, sich namentlich in dgl. definierenden Sätzen auf eine ungemein gelehrte Art und Weise auszudrücken, jener nicht unähnlich, welche in den Schriften gewisser älteren Philosophen jeden unschuldigen Uneingeweihten mit namenlosem Schrecken erfüllt. Die meisten von seinen Belegen dieser Art gehören auch zum gewöhnlichen objektiven Reflexivum (z. B. *lėiskis in szitā szūlni* 'laß dich in diesen Brunnen [hinunter]' usw.); und jedenfalls liegt die Veränderung des Zustandes im Verbum, nicht im Reflexivum. Es kommt z. B. meines Erachtens im Grunde genommen auf ein und dasselbe hinaus, ob man sich erschießt oder erhängt; und doch führt P. den Satz *pėrsiszoė patš savė* S. 19 unter den Belegen des objektiven, *ir norėje pasikart* S. 33 unter solchen jener andern Art an. Hier lesen wir auch z. B. *ji pasilėndo po lėva* 'sie kroch unter das Bett' oder 'sie verkroch sich' u. d. B.; der Böhme kann sagen: *vlezla pod postel*, bzw. *zalezla pod postel*, nicht reflexiv, oder *vlezla si pod postel*, bzw. *zalezla se pod postel*, reflexiv: eine Veränderung des Zustandes ist jedenfalls vorhanden, sie hat jedoch mit dem Reflexivum nicht das Geringste zu tun. — P. unterscheidet also folgende Arten des Reflexivgebrauches (von seinen

Definitionen sehen wir hierbei ab): 1. das objektive¹⁾, (z. B. *deñgti-s* 'sich bedecken'), 2. das dative (oder des Interesses, z. B. *jis apsirinko vėnq mėrgq* 'er wählte sich ein Mädchen aus'), 3. jenes Reflexivum der Veränderung, 4. das reziproke (z. B. *visi susibėgo* 'Alle liefen zusammen'), 5. das dynamische (z. B. *mislykis sijkj* 'denk' dir mal'), 6. das impersonale (z. B. *ir telp nusidavė* 'und so geschah es'), 7. das passive (z. B. *szėskisi vėrđas tėvo* 'geheiligt werde dein Name'). Eine ausführlichere Erörterung hätten Fälle verdient, die P. unter 5. anführt. Hier findet man im Lit. und Lett., auch im Slav. gar merkwürdige Erscheinungen, die z. T. auch mit der Komposition mit Präfixen im Zusammenhang stehn. Zum reziproken Reflexiv gehören wohl auch Fälle, wie lett. *nestis* 'um die Wette tragen, durch Fragen wettkämpfen' Austr. 6, 289, ebenso *skritis* ebd. 289, 13, 663, Jelg. Kr. 2, 125, Baron-Wissendorff 2350 (vom Wettlaufen), *zikstis* Austr. 290, *dfidatis* Baron-Wissendorff 593, 863 (vom Sängerkampf), *tezėtis* ebd. 593, 2, *jėtis* Austr. 13, 463: es dürften dies Nachbildungen von Reflexiven wie lit. *pėsztis* 'sich raufen' u. dgl. sein? — Außerdem gibt es im Lit. und Lett. auch Verba, die nur in der Reflexivform vorkommen (lit *bijótis* 'sich fürchten' usw. P. 57, 82), die gewissermaßen den Deponentibus entsprechen.

Im 4. Kapitel trachtet P. die Vergangenheit der lit.-lett. Reflexivform aufzuhellen. Wie bereits oben angedeutet wurde, hält P. die innige Verschmelzung des Pronomens mit dem Verbum nicht für urbaltisch. Von dem unseres Erachtens zum mindesten nicht sicheren Momente abgesehen, daß das Preuß. keine eigentliche Reflexivform besitzen solle, sieht er einen Beweis davon in der Tatsache, daß das Reflexivpronomen im Kompositum, wo es nicht im Auslaut steht, dieselbe Schwächung (*si*, bzw. *s*) zeigt, wie im absoluten Auslaut: *skirti-s(i)* wie *pa-si-skirti*. Freilich ist der Begriff 'Verschmelzung' ein etwas vager und nebelhafter: jedenfalls ist das reflexive Pronomen in der balt. Reflexivform seit jeher ein Enklitikon gewesen, und dgl. Wortverbindungen besitzen immer einen gewissen Intimitätsgrad. Hauptsache ist, daß die Sprache die Identität des suffigierten Pronomens mit dem infigierten nicht vergaß: solange dies des Fall war, konnte die Lautform des ersteren immer die des letzteren beeinflussen. Die zusammengesetzte Deklination ist im Baltischen sicherlich uralte: und doch finden wir im Akk. Sg. z. B. *gerq-jj* für ein lautgesetzliches **geran-j*, weil eben das etymologische Bewußtsein über den Ursprung der beiden Teile der Sprache eine zeitlang nicht verloren gegangen war. Auch das reflexive **soi* **sė* konnte so im Wortinnern dieselben hier nicht lautgesetzlichen Veränderungen durchmachen

1) Nicht hierher gehören natürlich Fälle wie *apsivitko plėszciu* 'er zog sich den Mantel an' (S. 19), wo doch ein durchaus datives Reflexivum vorliegt. Auch möchte ich nicht P.'s Auffassung dieser Konstruktion teilen (S. 19², 31): sie gehört zu Fällen wie griech. περιβάλλειν τινί τι = τινά τινι neben περιβάλλεσθαι τι, lat. *circumdare aliquid alicui* = *aliquem aliqua re*. Dgl. Fälle gehen auf urspr. Konstruktion mit doppeltem Akkusativ zurück, wie sie bei Verbis des Ankleidens noch z. B. im Ai., bei *circumdare* noch bei Cato vorliegt (*circum vestimenta eam dato*). Als die urspr. Konstruktion anfang unbequem zu werden, konnte sowohl das eine wie das andere von den urspr. zwei Objekten als Objekt beibehalten werden, wobei das andere entsprechend anders konstruiert wurde.

wie im Auslaut; die alte Verbindung **toi-gi *tē-gi* (IF. 4, 478) war aus dem Kontakte mit dem Personalpronomen **toi *tē* gekommen, weil sie zu einer Partikel wurde, und blieb vom Einflusse des Pronomens **toi *tē*, später *ti* verschont, gerade wie *totye* den Wandel des Pronomens zu *coi* nicht mitmachte.

Die reflexive Form *si* führt auch P. auf urspr. **soi* zurück. Ihm gilt diese Form für dativisch: bekanntlich waren die Formen **moi *toi *soi* urspr. auch genitivisch, und sind die beiden ersteren (*mā tē*) im Veda auch akkusativisch; vgl. z. B. Delbrück Grdr. 3, 462. Auch im Balt. ist *-si* akkusativisch, und man braucht nicht mit Poržezinskij diese Funktion für unursprünglich zu halten. Er vermeint allerdings die echte Akkusativform dialektisch im Lett. zu finden (91 f.): als *se* (: griech. *ἐ*), bzw. *sa* (urspr. **so*, eine Nebenform zu **se*). Nun, sofern es sich um auslautendes, im Volkslied erscheinendes *-se -sa* handelt, stehen diese Formen auf schwachen Füßen; vgl. den Ref. Aufsatz "Über die sog. Flickvokale des lett. Volkslieds" (Sitzb. d. Kgl. Böhm. Ges. d. Wiss. 1895 19), bes. S. 20 f. Wenn *-sa-*, höchst vereinzelt (als dialektische Aussprache für *si*?) auch *se*, nicht auslautend vorkommt (meistens in Volksliedern belegt), so kann auch da sehr wohl eine unursprüngliche Lautform vorliegen. Im Auslaut, wo das Reflexivpronomen meist steht, gilt seit Jahrhunderten in wirklicher Sprache nur das apokopierte *-s*. Das auf dem Aussterbeat standende nichtauslautende (*-si-*) *-s-* konnte sehr leicht anderweitigen Einflüssen unterliegen, sobald sein Zusammenhang mit dem Reflexivpronomen verdunkelt worden war. So hat das Relativinfix in oberlettischen Gebieten, man weiß nicht recht warum, die Form *-fa-* (selten *-fe-*) angenommen (vgl. z. B. Bezzenberger Lett. Dial. 74^a, 75), vielleicht durch Einwirkung von Kompositen mit *f*-schließenden Vorwörtern, eher jedoch — weil ja */s* zunächst wie *s* gesprochen wird — durch Einwirkung von Reflexiven mit tönendem Wurzelanlaut, wie *no-f-gaustees* Jelg. Kr. 2 123: ist das Letztere richtig, so sieht man ja, wie unwesentlich der Vokal bei der ganzen Sache ist. Die im Volksliede öfters¹⁾ erscheinende Form *-sa-* dürfte unter Einwirkung des Präfixes *sa-* zustande gekommen sein: jedenfalls würde ich mich hüten, auf deren Grund ein ursprachliches **so* anzunehmen.

Nebenbei bemerkt, als ein Gegenstück hätte hier ein Hinweis auf die altlit. enklitischen Pronomina der 1. und 2. Ps. *mi ti* nicht geschadet. Vgl. Schleicher 234, Kurschat § 1150, Mitt. Lit. Ges. 4 229, 5 133, Bezzenberger Gesch. Lit. Spr. Hier hätte Poržezinskij auch noch Fälle gefunden, die er als Proben einer noch nicht völlig erstarrten Verschmelzung des Pronomens mit dem Reflexiv hätte verwenden können: so in *netysibe mano didesne ira nekayp galetu mi but attaysta* in Chylińskis Bibel (Mos. 1 4 13, Mitt. 4 229; vgl. Reynolds Anm.); *jog ti nebrasiu* (d. i. *jūg tāv nebe-rēsiu*) Wolter Chrest. 77, *tasay-m nugarbins* ebd. 78, *tasai-mj bratis dide abidu pa-mi-dare* Mitt. 5 133 u. s. Meist wird allerdings das pers. Pronomen so gesetzt wie das Reflexivum; auch bezeugen die bekannten Erscheinungen am Auslaut der Verbalformen wie in Reflexivverbindungen die innige Verschmelzung beider Elemente: so *duosiuo-t kotosiuo ti*

1) So auch mit merkwürdigen Tmesen, wie *ee-sa- muan -gribejohs* Jelg. Kr. 2 127 *no-sa- skañi -gawileju*, *if-sa- gauschi raudajo-s*, *ee-sa- man -domajās* Bar.-Wiss. 197 1. 2, 205, 632, 723 2. 3, 1085 5, usw.

Wolter 77, 78; *meldziūt* 'ich bitte dich' bei Nesselmann S. 379 ("meldziūt, Plur. *meldziūtes*, in der Anrede 'Lieber, Bester'. Nach Ruhig und Mielcke soll *meldziotes* bedeuten: 'ja doch', cum indignatione"). Auch etwas über die Stellung des Pronomens zwischen Präposition und Verbum, mit Bezug auf Wackernagel IF. 1 333 ff., Arbois du Jubainville MSL. 10 283 ff., wäre von Nutzen gewesen.

Im 5. Kapitel wirft der Vf. flüchtigen Streifblick auf die slavischen Verhältnisse¹⁾. Eine eigentliche Verschmelzung sei im Ursl. nicht anzunehmen (aber wohl z. B. bei russ. *-sja*), weil noch im Ksl. *se si* als wirkliche Kasus empfunden werden, — ein Merkmal der Nichtverschmelzung, welches bereits im vorigen Kap. zur Sprache kam, aber meines Erachtens cum grano salis zu nehmen ist. Dann prüft er in ganz kurzen Worten, inwiefern die verschiedenen im Lit.-Lett. nachgewiesenen Gebrauchs-kategorien im Slav. nachzuweisen sind. Auch der analogen Verhältnisse des Germanischen und Romanischen gedenkt er vorübergehend. Im 6. Kapitel erklärt endlich der Vf., die Verbindung des Verbums mit dem Reflexivpronomen (und die daraus entstandene eigentliche Reflexivform) sei durch Verlust des alten Mediums nötig geworden. Das Medium, welchem von Haus aus die reflexive (auch reziprok-reflexive) Bedeutung zukam, ging im Balt.-Sl. zugrunde, nachdem die ehemals medialen Endungen mit den aktiven vermengt wurden und infolgedessen die mediale Bedeutung allmählich verloren. Unseres Erachtens war dies erst möglich geworden, nachdem neben dem alten Medium das periphrastische Reflexivum aufgekommen war. So hat auch im Altindischen der unursprüngliche Gebrauch, das reflexive Verhältnis durch Umschreibungen mit *ātmā* auszudrücken, dem alten Medium den Todesstoß versetzt: im späteren Sanskrit und noch im Mittelindischen findet man als nächste Folge davon, daß aktive und mediale Endungen ganz gleichbedeutend und promiscue gebräuchlich wurden.

Smichov bei Prag.

Joseph Zubatý.

Günther S. Ziele, Richtpunkte und Methode der modernen Völkerkunde. Stuttgart Ferd. Enke 1904. VII, 52 S. gr. 8°. 1,60 M.

Die Entwicklung der Völkerkunde von den ersten eingehenden Völkerbeschreibungen, wie Dobritzhoffers Abiponer oder Egedes Grönländer, und den gleichzeitigen 'Menschheitsgeschichten' bis heute, ist gewiß ein lehrreiches Stück Wissenschaftsgeschichte. Es liegt darin nicht bloß das Aufkommen der Völkerkunde selbst, sondern vor allem auch die Anknüpfung jener neuen folgenreichen Beziehungen zur Geschichte, zur Staats- und Gesellschaftswissenschaft, zur Urgeschichte und Anthropologie, zur Geographie, die um die junge Völkerkunde einen weiten Kreis von Anregungen gezogen hat, in dem Umgestaltungen und Neubildungen längst begonnen haben. Für den Blick, der tiefer dringt, ist nicht die Entstehung einer neuen Disziplin mit Museen, Professuren, Zeitschriften usw. die Hauptsache, sondern die Richtung auf Annäherung und innigere Verbindung der älteren, zwischen denen sie emporgewachsen ist. Die Geschichte mit der Geographie und durch die Urgeschichte mit der Geologie inniger zu

1) Ein altes Reflexivum der Reziprozität im Ksl. ist z. B. *smiti se* 'convenire'.

verbinden, die Rassenanatomie und -physiologie mit der Geschichte und Gegenwart der Völker in engere Beziehungen zu setzen, die Vorgeschichte der Gesellschaften und Staaten zu erkennen und dadurch der rein deskriptiven Gesellschafts- und Staatslehre einen historischen Charakter zu geben, die Sprachwissenschaft mit den Wissenschaften von anderen Äußerungen des Menschengeistes und -willens zu verknüpfen: das sind einige von den Bewegungen, die wir in dem weiten Gebiete der Wissenschaft vom Menschen sich vollziehen oder anheben sehen. Die Völkerkunde wird nicht die Wissenschaft vom Menschen sein, die sich ankündigt, sie wird aber mit ihrer jugendlichen Schaffenslust einst am meisten dazu beigetragen haben, daß dieselbe sich ausbildet. — Aus diesen allgemeinen Erwägungen heißen wir den erweiterten Vortrag Günthers willkommen. Er gibt eine gut lesbare, klare, unparteiische Übersicht des Werdens und Strebens der Völkerkunde. Ausgehend von den Völkerbeschreibungen, die der Ethnographie dienen, und mit Herder und seinen Vorgängern überleitend zu der Ethnologie — wir gestehen, daß wir dieser scharfen Auseinanderhaltung keinen so großen Wert beilegen wie Günther — zeichnet er die Entwicklung der wissenschaftlichen Völkerkunde, in deren Mittelpunkt er Bastians Tätigkeit als Sammler und unermüdlicher Anreger stellt. Er unterscheidet als vier Forschungswege die anthropologisch-prähistorische, die linguistische, die soziologisch-psychologische und die geographische Richtung völkerkundlicher Arbeit, die wir nicht gerade als gleichberechtigte Methoden ansprechen würden, da sie sich zum Teil aus der Abgliederung der Völkerkunde aus den Nachbardisziplinen ergeben haben. Wir würden vielmehr das in aller völkerkundlichen Arbeit Notwendige: die Klassifikation, die von künstlichen zu natürlichen Motiven fortschreitet und zur Erkenntnis der Entwicklungsreihen, d. h. der Geschichte strebt, die also aus Völkerkunde Geschichte machen will, und dann darüber hinaus, mit der Geschichte vereint, die Gesetze des Völkerlebens erkennen will, mehr in den Vordergrund gestellt, und alle anderen "Methoden" als Seitenwege gekennzeichnet haben, die nur vorübergehend benützt werden. Das ganze Bild wäre dadurch wohl noch klarer geworden. Indessen ist das mehr ein Unterschied der Perspektive als der Sache selbst. Einige Kleinigkeiten möchten wir in einer künftigen Neuausgabe geändert sehen. Der hochverdiente Schilderer der Abiponer hieß Martin Dobrizhoffer, der Verfasser der ersten eingehenden Schilderung der Hottentotten Peter Kolb. Wo Lafiteau und Egede genannt werden, müßte des wissenschaftlich höherstehenden Missionars der Brüdergemeinde, Heckewelder († 1823), gedacht werden, dessen Verdienste um die Ethnographie und Sprachkunde der nordamerikanischen Indianer nicht hoch genug angeschlagen werden können. Zum Schluß noch die Berichtigung, daß neben der Professur der Völkerkunde in Berlin, eine in Leipzig besteht, die der Direktor des dortigen Museums für Völkerkunde bekleidet, und daß Breslau ebenfalls eine außerordentliche Professur der Anthropologie und Ethn. besitzt.

Leipzig.

Friedrich Ratzel.

Mitteilungen.

Zu Anzeiger 13 S. 294.

Nach einer Mitteilung des Herrn Universitätsbibliothekar Dr. W. Schlüter in Dorpat ist der Adressat des hier veröffentlichten Briefes von Jak. Grimm der Archivrat Frh. von Medem, der Verfasser des Buches *Der Hopfen, seine Herkunft und Benennung*, Homburg v. d. H. 1874. In diesem Buch, S. 23 f., ist der Brief bereits abgedruckt.

Leipzig.

K. Brugmann.

Personalien.

Am 1. April starb zu Leipzig im 89. Lebensjahr der Nestor der Sanskritisten, Geheimrat Otto von Böhtlingk.

ANZEIGER

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

SIEBZEHNTER BAND

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1905.

M. DuMont-Schauberg, Straßburg.

Inhalt.

	Seite
Helmolt H. Weltgeschichte (H. Hirt)	1
Torbiörnsson T. Jämförande språkvetenskap ur allmänbildande och pedagogisk synpunkt (Marius Kristensen)	3
Meringer R. Indogermanische Sprachwissenschaft (Willy Foy) . .	3
Schrader O. Die Schwiegermutter und der Hagestolz (Rudolf Meringer)	4
Thommen Ed. Die Wortstellung im nachvedischen Altindischen und im Mittelindischen (B. Liebich)	7
Schrader O. Maya-Lehre und Kantianismus (Paul Deussen) . . .	7
Philippson A. Das Mittelmeergebiet (Albert Thumb)	8
Hirt H. Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre (H. Hirt)	10
Brown L. D. A study of the case construction of words of time (Hans Meltzer)	12
Immisch O. Die innere Entwicklung des griechischen Epos (Albert Thumb)	16
Jacobsohn H. Quaestiones Plautinae metricae et grammaticae (P. E. Sonnenburg)	18
Carnoy A. Le latin d'Espagne d'après les inscriptions (Max Nieder- mann)	18
Laterculi vocum latinarum. Voces latinas et a fronte et a tergo ordinandas curavit Otto Gradenwitz (Ferdinand Sommer) . . .	20
Stokes Wh. und Strachan J. Thesaurus palaeohibernicus (Ferdi- nand Sommer)	21
Hansen Andr. M. Landnám i Norge, En utsigt over bosættningens historie (Gudmund Schütte)	21
Wilser L. Die Germanen (H. Hirt)	50
Lohmeyer Th. Die Hauptgesetze der germanischen Flußnamengebung hauptsächlich an nord- und mitteldeutschen Flußnamen erläutert (Gudmund Schütte)	51
Walde A. Die germanischen Auslautgesetze (Joseph Janko) . . .	55
Karsten T. E. Beiträge zur germanischen Wortkunde (Ludwig Sütterlin)	75
Pipping H. Nya gotländska studier (Marius Kristensen)	76
Storm J. Landsmaalet som Kultursprog (Marius Kristensen) . . .	76
Kluge F. Mittelenglisches Lesebuch (W. Heuser)	76
Daniels A. J. Kasussyntax zu den [echten und unechten] Predigten Wulfstans (J. Ernst Wülfing)	78
Later K. De Latijnsche Woorden in het Oud- en Middelnederduitsch (J. Franck)	82

IV

	Seite
Bartholomae Chr. Altiranisches Wörterbuch (Justi)	84
Mitteilungen:	
Otto Böhlingk (B. Delbrück)	131
Friedrich Ratzel † (W. Str.)	136
Hardys Nachlaß (R. Pischel)	137
Hardy-Stiftung	138
Hardy-Bibliographie (W. Str.)	139
Curtius-Stiftung	144
Personalien	144

ANZEIGER

FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG.

SIEBZEHNTER BAND.

1., 2. und 3. HEFT.

Helmolt H. Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von Th. Achelis usw. herausgegeben. In 8 Bänden. Leipzig und Wien 1899 ff. Preis des Bandes 8 M.

In dem 13. Bande dieses Anzeigers habe ich die Leser kurz über den 1. und 4. Band dieses Werkes unterrichtet. Seitdem sind weitere Bände veröffentlicht, die in gleicher Weise das Interesse auch der Sprachforscher in Anspruch nehmen dürften. Der zweite Band, 1902 erschienen, behandelt die Geschichte Ostasiens und Ozeaniens, sowie den Indischen Ozean und ist von M. v. Brandt, H. Schurtz, K. Weule und Emil Schmidt bearbeitet. Darf die Geschichte Chinas und Japans jetzt des allgemeinen Interesses sicher sein, so wird der Sprachforscher seine Blicke auf die Geschichte Indiens lenken, die Emil Schmidt dargestellt hat. Es kann nicht meine Aufgabe sein, diesen Teil zu kritisieren, ich möchte nur einiges allgemeine hervorheben. So bemerkt Schmidt, daß die weiße Rasse in Indien in ihren reinblütigen Vertretern nicht die Färbungstiefe der europäischen Mittelmeervölker überschreite. "Der Wuchs ist im ganzen höher, das Gesicht und die mit höherem Rücken mehr nach vorn vortretende Nase sind schmälere als bei den Schwarzen". "Betrachten wir die geographische Verbreitung der verschiedenen Rassen Indiens", sagt der Verf. S. 345 weiter, "so begegnen uns im Nordosten, unmittelbar anstoßend an die mehr oder weniger stark mit semitischem Blute durchsetzten Afghanen und Belutschen, die verhältnismäßig reinsten Vertreter der weißen Rasse. In Kaschmir, in den Hügeln des Fünfstromlands und hinüber bis zum Oberlaufe des Ganges ist wenig von einer Beimischung anderer Rassenbestandteile zu merken. Dagegen tritt eine stärkere Pigmentierung der Haut in verschiedenem nach Kaste und Wohnsitz abgestuftem Grade weiter östlich im Mittel- und besonders im Unterlaufe des Ganges hervor. Noch weiter östlich, in Assam, verschwinden die Merkmale der weißen Rasse mehr und mehr, und nur in den höheren Kasten ist eine geringe Beimischung ihres Bluts zu erkennen. Dagegen ist die weit überwiegende Rasse der Bevölkerung Mischblut der schwarzen und gelben Rasse. Ähnlich zusammengesetzt sind die zahlreichen kleinen Gebirgsstämme des Himalaya bis nach Dardistan hin. Südwärts dringt die gelb-schwarze Mischung kaum über Orissa hinaus; hier macht sich in den höheren Kasten (Brahmanen) eine stärkere Beimischung des weißen Rassentums bemerklich. Dann kommt in Mittelindien ein Gürtel fast unvermischter dunkelhäutiger Bevölkerung; auch weiter südlich auf dem Dekhan und der ihm vorgelagerten Randebene ist das Blut der schwarzen Rasse weit überwiegend, freilich

in den einzelnen Kasten in verschiedenem Grade mit Blut der weißen Rasse gemischt. Auf der Westküste dagegen sind, abgesehen von kleinen fremden Kolonien (Juden, Parsi), einzelne feste, fast weiße Gruppen in die dunkelhäutige Bevölkerung eingesprengt. Besonders bewahren einzelne Abzweigungen der Brahmanenkaste (Konkanath-, Nambutiri-, Haiga-Brahmanen) ängstlich ihre Kasten- und Blutreinheit; auch die Kriegerkaste der Nair und die Kaste der Tempelmädchen hebt sich von der übrigen Bevölkerung durch ihre helle Hautfarbe ab."

Weiter erhalten wir eine kurze Übersicht über die Ureinwohner Indiens, worauf eine Darstellung der iranisch-indischen Arier in ihren Ursitzen folgt. Hier ist ein Bild der Schmidtschen Wellentheorie gegeben. Die Urheimat der Indoiranier wird in das Land verlegt, das vom Oxus und Jaxartes bewässert wird. Bei der kurzen Übersicht über die Kultur dieses Volksstammes betont der Verfasser, daß der Besitz des Wagens darauf schließen lasse, daß die Indo-Iranier kein ausschließliches Hirtenvolk waren. Als Wege der Einwanderung gelten Schmidt sowohl die über das Pamir wie über den Hindukusch: "mehr östlich ziehend, konnten die Inder nicht allzuschwer über Tschitral oder Gilgit an den Indus und in das herrliche Kaschmir sowie nach dem obern Pendjab vordringen; der westliche Weg über den Hindukusch führte sie nach dem nördlichen Afghanistan in das Kabulgebiet". Ich kann hier nicht im einzelnen die Darstellung, die alles wesentliche umfaßt, verfolgen, ich nenne daher nur einzelne Überschriften, um zu zeigen, wie allseitig der Verfasser seine Aufgabe behandelt hat: die Religion der indischen Arier im Pendjab, die Ausbreitung der Arier im Gangesgebiete α) die Geschichtsquellen: das Mahābhārata, β) politische und soziale Wandlungen, γ) das brahmanische Kastenwesen, δ) die brahmanische Philosophie, ε) die brahmanische Götterlehre, ζ) die Verbreitung des Brahmanentums nach Südindien, η) die alten Königreiche im Süden Indiens, θ) das Vordringen der Brahmanen an der Malabarküste.

Auf dieses Kapitel folgt eine Darstellung des Buddhismus und dann die weiteren Ereignisse. Jedenfalls hat die Darstellung der indischen Geschichte in dieser Weltgeschichte einen größeren Umfang, als man sie sonst findet, und das kann man nur freudig begrüßen.

Der dritte Band, 1899—1901 erschienen, umfaßt Westasien und Afrika und ist von H. Winckler, H. Schurtz und C. Niebuhr bearbeitet. Die Entwicklung des alten Westasiens, Babylons, Assyriens, Elams, Armeniens, der Meder und Perser stellt H. Winckler dar. Man braucht nur diese Namen zu nennen, um zu erkennen, wie sehr auch dieser Teil der Weltgeschichte den Indogermanisten interessieren muß. Scheint es doch, als ob auch hier vor den Medern und Persern Indogermanen eingewandert sind. Denn die Namen der Könige von Mitani Tushratta, Sutarna, Artatama klingen in der Tat sehr indogermanisch.

Das Rätsel der hethitischen Schrift erklärt Winckler noch für ungelöst. Welche Stellung der Verfasser unter den Assyriologen einnimmt, ist bekannt, und man weiß daher auch, wie weit man seinen geschichtlichen Kombinationen mit Vertrauen entgegenkommen darf.

Der 7. und 8. Band, 1900 und 1903, behandeln im Zusammenhang die Geschichte Westeuropas von dem Zeitpunkt an, "wo von einem 'Westeuropa' überhaupt die Rede sein darf", bis auf die Gegenwart. Hier können wir uns natürlich nur rezeptiv verhalten.

Überblickt man die bisher erschienenen Bände, so läßt sich nicht verkennen, daß der Herausgeber seinem Plan, eine wirkliche Weltgeschichte zu geben, durchaus gerecht geworden ist. Hat es vielleicht am Anfang manchen gestört, daß der erste Band die Geschichte Amerikas enthielt, so kommt dies nach Erscheinen der übrigen Bände in Wegfall. Man wird ja die Bände nicht der Reihenfolge nach durchlesen. Man kann eben auch eine andere wählen. Jedenfalls sind hier die Gebiete, die sonst sehr stiefmütterlich behandelt werden, in ausreichender Weise herangezogen, während die, die die Weltgeschichte oder die Einzelgeschichte gewöhnlich umfaßt, knapper dargestellt sind. Der Sprachforscher, der sich von den Griechen und Römern auch nach Indien, Iran und zu den Slaven wenden muß, wird sich freuen, hier rasch und gut Aufklärung über die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse zu finden.

Leipzig-Gohlis.

H. Hirt.

Torbiörnsson T. Jämförande språkvetenskap ur allmänbildande och pedagogisk synpunkt. Upsala 1904. 50 S. Preis 75 Öre.

Dr. Torbiörnsson is a university docent of Slavic linguistics, but he is a naturalist and a schoolman as well. His object is to make linguistics as pedagogically useful as natural science, because he thinks it awfully unpedagogical that our learned school with its many lectures on language, does not at all give any understanding of the Law of Nature in the World of Words. 'Etymologies' he does not recommend, but every pointing out of the ties that knit the Universum together, from his point of view is a progress in scholarship. That it is possible to show the pupils the Evolution in Language, he has demonstrated by three examples, and he moreover adds a list of other objects worthy of teaching; no teacher of languages, who is able to read Swedish, shall certainly lay aside this little book without profit.

Askov.

Marius Kristensen.

Meringer R. Indogermanische Sprachwissenschaft. Dritte, durchgesehene Auflage. Sammlung Götschen 59. 151 S. kl. 8°. Leipzig 1903. Geb. 0,80 M.

Die dritte Auflage dieses kleinen Buches, dessen erste Auflage ich hier in Bd. X, S. 1—4 besprochen habe, zeigt nur wenige Verbesserungen und Zusätze. Viele Flüchtigkeits- und Druckfehler sind zwar beseitigt, aber im Grunde bleibt mein früheres Urteil bestehen, daß die ganze Anlage des Büchleins dem damit verfolgten Zweck in keiner Weise gerecht wird. Übrigens sind auch die Flüchtigkeitsfehler und Inkonssequenzen bei weitem noch nicht sämtlich verbessert (es begegnet uns z. B. noch ai. *mūsh* S. 77, 139 neben sonstigen *dydus* usw. oder ai. *sūnāu* S. 106, *ashtaū* S. 108 neben *dvāu* usw.), und auch manche notwendigen sachlichen Korrekturen, auf die ich in meiner ersten Rezension hingewiesen hatte, sind nicht gemacht worden (so z. B. findet sich gegen Schluß des Büchleins immer noch jener ungeheuerliche Satz von der Trennung der Indogermanen auf europäisch-asiatischem Boden). Zu verwundern bleibt ferner, daß auch in dieser neuen Auflage die Ergebnisse der Ethnologie nicht besser verwertet worden sind, obwohl doch der Verfasser einer der wenigen Indogermanisten ist, die sich auch auf

diesem Gebiete umgesehen haben: z. B. die Bemerkungen über den Ursprung der Sprachen S. 50 ff. würde ich gern — unter Berücksichtigung dessen, was Schurtz, Urgeschichte der Kultur S. 470 ff. ausgeführt hat — ganz anders abgefaßt sehen; ebenso verraten die Worte über die Kulturstufen S. 139 f. nicht gerade eine tiefere Kenntnis der ethnologischen Wissenschaft.

Neu sind in der dritten Auflage: ein Kapitel über Auslautgesetze S. 98—100, ein Teil der Ausführungen über 'Haus' S. 142 f., eine Bemerkung über J. Schmidts Verwertung des Zwölfersystems für die Heimatfrage der Indogermanen S. 146 f. und eine erklärende Liste der Abkürzungen.

Köln.

Willy Foy.

Schrader O. Die Schwiegermutter und der Hagestolz. Eine Studie aus der Geschichte unserer Familie. 1904 Braunschweig George Westermann. 8°. 119 S. 2,40 M.

"Woher der Typus der 'bösen Schwiegermutter'? Woher die unser soziales Empfinden beleidigende Gestalt des Hagestolzen", das sind die Fragen, die sich O. Schr. (S. 7) vorlegt.

I. Kap. Er handelt zuerst von der Mannesmutter, der Schwieger. Nur ihr kam das bekannte Wort ai. *çvaçrû*, lat. *socrus*, *ἐκυρά*, asl. *svekry*, ahd. *svigur* zu. Und ihr stand die Schwiegertochter gegenüber, die Schnur, ai. *snushá*, *vúoc*, lat. *nurus*, asl. *snúcha*. "Und da wir nun weiterhin die Beobachtung machen können, daß überhaupt alle auf Urverwandtschaft beruhenden Ausdrücke für Verschwägerungsgrade, ein Wort für den Vater des Mannes, ein solches für seinen Bruder, für seine Schwester, für die Frauen der Brüder des Mannes, lediglich die Beziehungen der Frau zu dem Hause des Mannes betreffen, während indogerman. Ausdrücke für das Verhältnis des Mannes zu dem Brautvaterhause nicht vorhanden sind, so ergibt sich hieraus der sichere Schluß, daß in jener alten Zeit nur die Verschwägerung der Frau mit den Angehörigen des Mannes als Verwandtschaft betrachtet wurde" (S. 8f.).

Es gab also damals nur eine Sorte Schwiegermutter, die Mutter des Mannes der Schwiegertochter gegenüber. Und diese Schwiegermütter verfolgt Schr. nun weiter.

Nach Osteuropa zuerst. Ohne daß man es gefragt hätte, nach langwierigen, zeremoniellen Verhandlungen zwischen den Ihrigen und den Abgesandten des Mannes, des Freiers, ist das russische Mädchen versprochen worden. Als sie das Haus des Mannes betritt, in dem sie von nun ab bleibt, da wird sie — wie die Volkslieder erzählen — schön begrüßt: Da bringen sie eine Menschenfresserin, sagt der Schwiegervater, eine Bärin, sagt die Schwiegermutter, eine Schlampige, sagen die Schwäger, eine Faulenzerin, die Schwägerinnen, eine Störenfriedin, die Tanten. Nun heißt es arbeiten, um sich die Schwiegermutter günstig zu stimmen. Aber diese, die mürrische, böse, grausame, die mit der schiefen Haube, der Drache, die Teufelin, brummt immer. Wie der Hund an der Kette, sitzt sie auf dem Ofen und schilt.

Das ist die russische Schwiegermutter. Aber sie ist auch anderswo nicht anders. Bei den Litauern und Letten, den Serben und Albanesen, bei Germanen, Griechen, Römern, Indern — überall ein tödlicher Haß zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter.

Er ist so unerklärlich nicht. Wo immer die Junge in das Haus des Mannes tritt, da sind die Bedingungen der Feindschaft vorhanden. Als Arbeitskraft, nichts anderes, wurde sie gefreit, und nun kann sie es der Schwiegermutter und den Schwägerinnen nicht recht machen. Die Alte hat die Torheiten hinter sich, ist hart und streng, und die Junge hat alle Lust die Torheiten ebenso durchzumachen. Oft zieht ihr Herz sie zu einem Andern als dem ungeliebten Manne. Schrader versucht eine Ehrenrettung dieser Art Schwiegermütter. Sie sei die Wächterin der Familienordnung, es gebühre ihr das Wort, das Homer gebraucht, wenn er etwas als unter dem Schutze der Götter stehend bezeichnen will, sie sei *τεπδ* (S. 26).

II. Kap. 'Die hagestolzlose Zeit'. Der Hagestolz war früher gering geschätzt. Seine Hinterlassenschaft fällt nach dem Gesetze höchstens zum Teile an die Familie, zumeist der Kirche oder dem Fiskus. Dem Hagestolz wird oft der Name 'Mann' verweigert. 'Lediger Kerl' nennt ihn der schlesische Volksmund. (Schrader hätte hier auch auf bair. *Bua*, frz. *garçon*, lat. *puer* verweisen können.) Ein gemeinsames indogerm. Wort für Hagestolz besteht nicht. Nach Schrader hat es eben keine Hagestolzen in so alter Zeit gegeben und konnte keine geben, "aus religiösen wie aus weltlichen Gründen" S. 33. Der Mann mußte heiraten wegen seiner persönlichen Sicherheit, für die damals noch kein Staat wachte, um einen Rächer zu finden, wenn er erschlagen worden sein sollte, um auf seinem Grabe Opfer zu erhalten, deren der Tote bedurfte.

III. Kap. 'Die Weibesmutter'. Unter anderen sozialen Verhältnissen ist diese böse Schwiegermutter entstanden. Sie kann erst ihre Tätigkeit beginnen, wenn der Mann in ihr Haus kommt, d. h. wenn der junge Freier in das Haus seiner Schwiegereltern hineinheiratet. Diese Begriffe von Schwiegersohn und Schwiegermutter sind versältnismäßig jung. Darauf weist auch hin, daß die indogerm. Sprachen in der Bezeichnung des Schwiegersohns ziemlich weit auseinandergehen (vgl. dazu jetzt auch Schrader IF. 17 S. 11 ff). Und ebenso in der Bezeichnung der Weibesmutter. Darin zerfallen die indogerm. Sprachen Europas in zwei geographisch geschiedene Gruppen. Im Osten, bei Litauern und Slaven sind ganz neue Namen für die Eltern des Weibes geschaffen worden; im 'römisch-germanischen Westen' (S. 41) sind die Bezeichnungen für die Eltern des Mannes auch auf die des Weibes übertragen worden.

Wie steht nun die Weibesmutter zum Schwiegersohn? Nach Zeugnis des russischen Volkslieds liebt sie ihn. Sie ist ihm gütig, freundlich, sie füttert ihn. Er ist dafür frech, unverschämt, gefräßig. Auch dann, wenn er in das Haus der Schwiegereltern einheiratet. Man braucht eben seine physische Arbeitskraft. So ist's auch bei den Serben. Ungefähr so auch bei den modernen Griechen. Auch im römischen Altertum ist die Gestalt der bösen Weibesmutter erst in schwachen Umrissen vorhanden (S. 53). Erst im Ausgange des Mittelalters tritt sie uns "bei den romanischen und germanischen Völkern in 'ihrer Sünden Blüte' entgegen" (S. 57). Also erst in Zeiten, wo nicht mehr so große Bedeutung den physischen Kräften zukam.

IV. Kap. 'Der Hagestolz' (S. 62). In den ältesten Kulturverhältnissen war kein Platz für ihn. Ihm hat erst die Entstehung der Städte die Daseinsbedingungen geschaffen (S. 64). Die Stadt sorgt für die Sicherheit, für die materielle Daseinsmöglichkeit des sippelosen Mannes. Hier kann

er so leben, wie er es sich bezahlen kann. Schon im 2. Jahrh. hört man von überhandnehmendem Hagestolzentum und Zweikindersystem in den Städten (S. 69). Die Erfahrungen des ausgehenden Altertums über die 'Bilanz der Ehe' faßt Schrader S. 71 in drei Sätze zusammen: 1. Die Ehe ist ein Übel. 2. Ein notwendiges wegen des Staates. 3. Der Weise hält sich besser fern von ihr. Diese Frucht findet die christliche Kirche vor; die römische Kirche verlangt die Ehelosigkeit von ihrem gesamten Priesterstand (S. 72).

V. Kap. 'Rückblick und Ausblick'. Schr. 'rettet' die Schwiegermutter und wünscht, daß einst beim letzten Hagestolz in Erfüllung gehe das Wort Shakespeares (Viel Lärm um nichts I, 1) "Hier ist zu sehen Benedikt der Ehemann!" —

Wir legen mit Dank Schr.'s schöne Arbeit aus der Hand. Im großen ganzen wird sie wenig Widerspruch finden, wie sie ja auch wenig Überraschung bringt.

Inbezug auf die 'hagestolzlose Zeit' macht sich m. E. Schrader einer Übertreibung schuldig. Was er anführt, die erst von der Sippe gewährte Sicherheit, den Animismus, das war genug des Antriebs zur Heirat, aber gewiß noch kein Zwang. Wenn man mit Recht sagt, daß die Menschen sich im Grunde eigentlich wenig ändern, dann wird man wohl jeder Zeit die Fähigkeit zutrauen, einsame Menschen hervorzubringen. Und — das muß man Schr. fragen — wo steht denn geschrieben, daß jeder, auch wenn er heiraten wollte, es auch konnte? Was war's, wenn einmal in einer Verkehrsgenossenschaft weniger Mädchen als Männer vorhanden waren? Das wird selten genug der Fall gewesen sein, wenn auch damals die weiblichen Geburten überwogen, doch, wer weiß es? Für jeden Fall räumten die Gefahren der Jagd, Kampf und Raufereien sowie die Blutrache genug unter den Männern auf. Aber muß denn jeder Sonderling, Krüppel, jeder aus irgendeinem Grunde mißbeliebte Mann, die man doch nicht alle einfach erschlagen konnte, ein Weib gefunden haben, auch wenn er eins wollte? Und auch ohne direkte Nachkommenschaft ist der Hagestolz nicht völlig allein gestanden. Irgendeiner Sippe muß er doch angehört haben. Sein Fluch, söhnelos zu bleiben, konnte auch den Ehemann treffen, trotz Ehehelfer oder anderen Weibes.

Das Wort 'Hagestolz' faßt Schr. als einen, "der in einen Hag gestellt ist" (S. 76). Formell ist dagegen nichts einzuwenden. Aber dem Sinne nach ist besser, "einen Hag als Besitz habend" zu erklären. Vgl. got. andstald n. ἐπιχηρορία, wovon -staldan, trotzdem es redupliziertes Perfekt hat, abgeleitet ist. — Wegen Eidam vgl. Schrader IF. 17, S. 11 f. Es bedeutet gewiß den durch einen Eid, durch irgendwelchen Vertrag gebundenen, nicht blutsverwandten Angehörigen. Daß Eid selber zu oīroc (Osthoff BB. 24, S. 209) gehört und nichts anderes als 'Gang', dessen Art und Brauch erst dem Wort den neuen Sinn gegeben hat, bedeutete, hatte ich mir längst gedacht, als ich von H. Schuchardt zu meiner Freude erfuhr, daß A. Noreen Spridda Studier (1895) S. 76 (vgl. auch Tamm Etyl. svensk ordbog S. 119) diese Erklärung ausgesprochen hat. Eidam und Ehe (ai. eva M. Gang) gehören zur W. i 'gehen'.

Zu dem Aufsätze Schraders IF. 17, S. 11 ff. bemerke ich folgendes: Das Arling, das ich zitierte, lebt heute noch in Kärnthen (Schrader S. 32); daß Arl, Arling, Riester aus dem Slavischen entlehnt seien, habe ich IF. 17, S. 121 Anm. zurückgenommen. Wenn ferner Schr. Schmetten S. 33

ein Wiener Wort sein läßt, so ist das ein Irrtum. Für die Annahme, daß Schwager aus dem Slavischen entlehnt sei S. 26, wird Schr. vorläufig wenig Gläubige finden.

Graz.

Rudolf Meringer.

Thommen Ed. Die Wortstellung im nachvedischen Altindischen und im Mittelindischen. Gütersloh, Bertelsmann 1903. 59 S. 8°.

Der Verfasser, ein Schüler Wackernagels, führt die Untersuchungen Delbrücks, der sich auf die vedische Sprache, und Speyers, der sich auf Veda und Sanskrit beschränkte, noch einen Schritt weiter, indem er neben Sanskrit-Prosa auch Pali-Prosa und die Asoka-Inschriften heranzieht. Durch diese Ausdehnung des Beobachtungsfeldes bei gleichzeitiger Beschränkung auf ein einzelnes, leicht zu isolierendes Kapitel der Syntax gelingt es ihm, einzelne Aufstellungen seiner Vorgänger teils zu modifizieren, teils schärfer zu formulieren, auch in der psychologischen Begründung der sprachlichen Erscheinungen hier und da über jene hinauszukommen; eine Aufführung im einzelnen ist nicht gut angängig, ohne zu sehr ins Detail zu geraten. Da er sich der Wahl seines Themas gemäß stets auf historischem Boden hält, so brauchte er zu der heiklen Frage, wieweit die habituelle indische (und arische) Wortfolge in die indogermanische Vorzeit zurückprojiziert werden dürfe, nicht Stellung zu nehmen, sodaß seine Arbeit als eine solide und nüchterne Erweiterung unserer positiven Kenntnisse auf diesem entlegenen Gebiet bezeichnet werden darf. Interessant ist die zuerst von Speyer gemachte, von Th. (S. 4) bestätigte Beobachtung, daß im passivischen Ausdruck der Agens gemeinlich die Subjektstelle einnimmt, daß also der Nominativ des aktiven Satzes und der Instrumental des passiven im Sprachgefühl des Inders ganz gleich rangieren, als gleichwertig empfunden werden. Hier haben wir offenbar die psychologische Wurzel für die merkwürdige und bezeichnende Erscheinung, daß die indischen Grammatiker keinen technischen Namen für das Subjekt schlechthin aufgestellt haben, wie die griechischen, sondern nur einen (kartṛ, Agens), der beides, unser Subjekt im aktiven und den persönlichen Instrumental im passiven Satz gemeinsam bezeichnet, wofür es wieder in der europäischen Grammatik an einem Aequivalent fehlt, sodaß man sich bei der Wiedergabe mit Ausdrücken wie 'logisches Subjekt, inneres Subjekt' behelfen muß.

Breslau.

B. Liebich.

Schrader O. Maya-Lehre und Kantianismus. Berlin Ratz 1904. 1,25 M.

Die gegenwärtige kleine Schrift ist, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, der Einleitung zu einer von ihm beabsichtigten Übersetzung und Erklärung der schon von Windischmann 1833 herausgegebenen und bearbeiteten Bālabodhanī entnommen, und der Verfasser veröffentlicht die vorliegenden Seiten in Separatabdruck als "eine Warnung, den Vedānta durch die Brille der Kant-Schopenhauerschen Philosophie zu betrachten und so Parallelen zu sehen, wo keine sind". Er geht dann in der Kürze auf den Grundgedanken der Kantischen Philosophie und seine Fortentwicklung bei Fichte, Schelling, Hegel, Herbart und Schopenhauer ein und spricht die Hoffnung aus, daß die philosophische Entwicklung sich von diesen modernen Theorien zur klaren und konsequenten Maya-Lehre

des Vedānta und zum Buddhismus zurückwenden möge, dessen tiefgreifende Differenzen vom Vedānta der Upanishads dabei nicht hinreichend berücksichtigt werden. So erfreulich im übrigen der kräftige Hinweis auf Indien als den Urquell echter philosophischer Erkenntnis ist, so wenig ist dem Verfasser die tiefe innere Verwandtschaft zum deutlichen Bewußtsein gekommen, welche zwischen den Lehren Čaṅkaras und den Grundanschauungen der Kantischen Philosophie besteht, welche keineswegs zum Ideal-Realismus und seiner absurden Annahme einer Doppelwelt führt, wie sie leider auch vom Verfasser Seite 8 vertreten wird. Der aber ist noch nicht in den tiefen Sinn der Kantischen Lehre eingedrungen, welcher mit E. v. Hartmann und so vielen Modernen das Ding im Bewußtsein von dem Ding außer dem Bewußtsein unterscheidet und zwischen beiden einen psychophysischen Parallelismus konstruiert. Vielmehr liegt der eigentliche Sinn der Kantischen Lehre darin, daß das Ding, welches ich außer mir im Raume mit meinen Augen sehe und mit meinen Händen fasse, in seiner ganzen räumlichen Ausbreitung durch und durch nichts anderes ist und nie etwas anderes sein wird als meine Vorstellung. Die vollkommene empirische Realität der Dinge schließt nicht aus ihre transscendente Idealität, so wie diese wiederum nicht ausschließt ihre transscendente Realität. Aber diese Realität, auf der alle Verschiedenheiten der Dinge beruhen müssen, ist eben eine transscendente und daher unserer Erkenntnis schlechterdings entzogen. Sie erscheint, wenn man das ewig Unerkennbare per nefas in die Formen der räumlichen und zeitlichen Erkenntnis einzwängt, als die Reihe der — als wirkende Kräfte in der Natur auftretenden — Platonischen Ideen; sie sind eine für die Philosophie unentbehrliche Hilfskonstruktion. Aber der heutzutage noch grassierende Idealrealismus nimmt an, daß jedes Ding zweimal vorhanden ist, erstlich ideal im Bewußtsein als ein Glied der Welt, die wir kennen, und zweitens real außer dem Bewußtsein, als Glied einer uns völlig unbekannten und nur von den Ideal-Realisten erträumten Wirklichkeit.

Kiel.

Paul Deussen.

Philippson A. Das Mittelmeergebiet. Seine geographische und kulturelle Eigenart. Mit 9 Figuren im Text, 13 Ansichten und 10 Karten auf 15 Tafeln. Leipzig B. G. Teubner 1904. VIII u. 266 S. 6 M.

Einer der besten Kenner des Mittelmeergebiets, zu dessen Erforschung er hervorragend beigetragen hat, gibt in dem vorliegenden, für einen weiteren Kreis bestimmten Buch eine vortreffliche Darstellung des ganzen Gebietes, das dem Leser vor allem als geographische Einheit geschildert werden soll. Zwar herrscht in dem Buch die geographisch-naturwissenschaftliche Betrachtungsweise vor, und es möchte daher vermessen erscheinen, daß ein Sprachforscher dieses Werk anzeigt; aber da ich selbst gerade diejenigen Teile, in deren Schilderung der Verf. aus eigener Forschung schöpft, ebenfalls aus eigener Anschauung kenne und nicht nur mit dem Interesse des Dialektforschers durchwandert habe, so war es mir ein Vergnügen, dieses Werk als interessierter Laie durchzuarbeiten, und ich kann versichern, daß ich daraus für das geographische Verständnis der mir bekannten Länder außerordentlich viel gelernt habe. Die folgende Inhaltsübersicht zeigt am besten, wie mannigfach die Belehrung ist, die das Buch bietet: 1. Weltlage, Bau- und Entstehungs-

geschichte in ihrem Einfluß auf die Oberflächengestalt. 2. Übersicht der einzelnen Teile des Mittelmeergebietes. 3. Das Mittelmeer (d. h. das Meer selbst). 4. Die Küsten. 5. Das Klima. 6. Gewässer, Oberflächenformen und Boden. 7. Die Pflanzenwelt. 8. Die Landtiere. 9. Der Mensch. (1. Völker, Religionen, Staaten. 2. Soziales. 3. Zur Wirtschafts- und Siedlungsgeographie.). Ph. beweist hier, wie in seinen früheren Werken, daß er ein Geograph von vielseitigem Interesse ist; es kam ihm darauf an, die geographische Bedingtheit und Wechselwirkung von Natur, Kultur und Geschichte eines Landes aufzuzeigen. Schon die geologische Geschichte des Gebietes gibt ihm Gelegenheit, den Leser auf solche Beziehungen aufmerksam zu machen: ich verweise z. B. auf die lichtvolle Darstellung der Küstenbildung (S. 64 ff.) und der dadurch bedingten Verkehrsverhältnisse in Altertum und Neuzeit. Auf Schritt und Tritt findet der Kulturhistoriker fruchtbare Anregungen, wie z. B. über den Einfluß des Mittelmeeres auf die Entwicklung der Schifffahrt (S. 59), der Tier- und Pflanzenwelt auf die wirtschaftlichen Zustände (vgl. etwa S. 60 f. über Fischerei). In den Mittelmeerländern haben sich altertümliche Werkzeuge und Gegenstände (z. B. Schiffstypen), wirtschaftliche Methoden (z. B. beim Dreschen des Getreides) mit seltener Zähigkeit bewahrt, und die ethnologische Forschung, welche die Entwicklung der einzelnen Kulturgebiete studiert, könnte aus diesen Dingen noch vieles lernen; "aber leider — so bemerkt der Verf. S. 61 mit Recht — beschäftigt man sich heute viel mehr mit dem Kulturbesitz der Südsee-Insulaner als mit dem der uns so nahen Völker des Mittelmeeres!"

Daß die Lage der menschlichen Siedelungen unmittelbar geographisch bedingt ist, wird bei verschiedenen Gelegenheiten erörtert. Besonders beachtenswert scheinen mir die Darlegungen des Verf. über die Bedeutung der Quellen für charakteristische Formen der Siedelung (S. 144, 217 ff.). Daß die physische Erscheinung des Menschen, seine Naturanlagen und sein Charakter das Produkt der äußeren Umgebung sind, darüber wird gern in allgemeinen Redensarten "tiefsinnig" rasoniert; dem Verf. ist es aber gelungen, in klarer und sachlicher Darstellung zu zeigen, wie sich die gemeinsamen Züge in der physischen und psychischen Eigenart der Mittelmeervölker aus der Eigenart ihrer Heimat verstehen lassen (s. S. 135 ff., 208 ff.; vgl. dazu auch die treffenden Bemerkungen über die Levantiner S. 239). Unter den Teilen des Buches, die besonders den Vertreter der Kulturwissenschaften interessieren, gehören jene Abschnitte zum Anziehendsten und Anregendsten, was uns geboten wird; sie zeigen, daß die Beobachtungsgabe des Verf. den Menschen gegenüber ebenso fein und treffend ist, wie wir sie bei seinen naturwissenschaftlichen Beobachtungen ohne weiteres voraussetzen. Ich möchte nur die etwas unklare Bemerkung über die Arier (S. 196 f.) und das Urteil über den Charakter der Hellenisierung des alten Orients (S. 199) als unrichtig beanstanden.

Für die Beurteilung von Geschichte und Kultur der Mittelmeerländer ist es ein altes, z. B. von Hehn erörtertes Problem, ob der wirtschaftliche Rückgang jener Gebiete durch eine Verschlechterung der natürlichen Verhältnisse (Klimaänderung) oder durch die Tätigkeit des Menschen verschuldet sei. Ph. scheint mir den Nachweis erbracht zu haben (S. 129 ff., 148, 177), daß den Menschen allein die Verantwortung für die heutigen Zustände trifft; einen wie wesentlichen Anteil überhaupt der

Mensch an der Schaffung des Bildes hat, das die Mittelmeerländer uns heute darbieten und das uns so charakteristisch scheint, zeigt sich am besten in der Pflanzenwelt. Bei dieser Darstellung kommt der Verf. dem Kulturhistoriker in einer Streitfrage zu Hilfe, in der man sich in neuester Zeit gegen V. von Hehn entschieden hat. Ph. bemerkt zwar, daß eine Reihe von Kulturpflanzen, die nach Hehn erst in historischer Zeit eingeführt sein sollen, schon seit Alters im Mittelmeer heimisch sind (S. 133), betont aber an einer andern Stelle (S. 159), daß manche Pflanzen, die bereits im jüngeren Tertiär vorkommen, durch die darauf folgende Eiszeit wieder verdrängt sein konnten; gegenüber den Einwänden des Botanikers Engler wäre also Hehn doch nicht so ganz im Unrecht: man darf an eine Neueinwanderung mancher Pflanzen denken, und "die Rückeinwanderung könnte sich zum Teil noch bis in die historische Zeit fortgesetzt haben".

Aus dem reichen Inhalt des Buches habe ich einige Dinge herausgegriffen, um zu zeigen, daß es auch dem Philologen die Kenntnis nützlicher Tatsachen vermittelt; jeder, der sich mit Geschichte und Kultur des Mittelmeers beschäftigt, wird die Darstellung Ph.'s mit großem Gewinn lesen. Ich füge hinzu, daß gelegentlich auch der Sprachforscher im engeren Sinn auf seine Rechnung kommt, so wenn der Verf. die neu-griechischen Namen der Winde zusammenstellt (S. 99 f.). Nur möchte ich wünschen, daß einige absonderliche Transskriptionen wie *Kaïmenaes* statt *Kaïménēs* in einer Neuauflage verbessert werden. — Als dankenswerte Beigabe des Werkes seien die Illustrationen und Kärtchen hervorgehoben, durch welche der Verf. seine Ausführungen glücklich ergänzt; durch seine frappierende Naturwahrheit hat mir besonders das Bild einer messenischen Gartenlandschaft Eindruck gemacht; es ist vorzüglich geeignet, die lebendigen Vegetationsschilderungen unmittelbar anschaulich zu machen.

Marburg.

Albert Thumb.

Hirt H. Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre. Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Griechischen. Heidelberg 1902. 464 S. 8 M. (Auch u. d. T. Sammlung indogermanischer Lehrbücher unter Mitwirkung von Berneker, Buck, Mikkola, Sommer, Streitberg, Thumb, Walde, Zubatý herausgegeben von H. Hirt. I. Reihe: Grammatiken. 2. Bd.).

Der Herausgeber dieses Anzeigers hat mich gebeten, und das ist bei dem Verhältnis, in dem ich zu ihm stehe, leicht verständlich, eine Selbstanzeige dieser Sammlung und meines Buches im Besonderen zu schreiben. Ich bin nicht gleich dazu gekommen, glaube aber nicht, daß es schon zu spät ist.

Eine Sammlung derartiger Lehrbücher hat mir schon seit langem vorgeschwebt, und als daher der Verleger mit seinem Plan an mich herantrat, bin ich gern bereit gewesen, ihn auszuführen, und mit Dank darf ich es begrüßen, daß ich überall bei den Fachgenossen, an die ich mich um Mitarbeit wandte, freundliches Entgegenkommen gefunden habe. Wenn auch die Ausführung der einzelnen Werke natürlich länger gedauert hat, als ursprünglich gedacht war, so wird doch hoffentlich nicht allzulange Zeit mehr vergehen, bis die meisten geplanten Bände vorliegen.

Sommers lateinische und meine griechische Grammatik sind erschienen, Thumbs Altindische Grammatik ist in dem Augenblick, da ich dies schreibe, im Satz nahezu vollendet, und wird, wenn dies gedruckt ist, ausgegeben sein. Der Druck von Waldes etymologischem Wörterbuch der lateinischen Sprache hat begonnen und wird rasch zu Ende geführt werden, womit dann eine lange schmerzlich empfundene Lücke ausgefüllt sein wird. Gleichzeitig mit ihm wird Bucks oskisch-umbrisches Elementarbuch, das die meisten Texte bequem zugänglich machen wird, vorliegen, und auch die übrigen Bände werden bald fertig gestellt sein.

Der wesentliche Plan dieser Sammlung ist der, den Philologen die Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen Erkenntnis für die Einzelsprachen in möglichst einfacher Darstellung zugänglich zu machen, und dieses Ziel wird hoffentlich erreicht werden. Wenn es einerseits wünschenswert ist, daß sich die Philologen mit Sprachwissenschaft beschäftigen, so ist andererseits unbedingt notwendig, daß die Sprachwissenschaft von dem hohen Kothurn, auf dem sie wandelt, etwas heruntersteigt und ihre Ergebnisse möglichst einfach darstellt. Wie weit das jedem gelingt und wie weit es insbesondere mir gelungen ist, ist natürlich eine andere Frage. Persönliche Beziehungen zu Philologen haben mich belehrt, daß wir immer noch viel zu fremdartig reden. Schon die Transskriptionsfrage ist ein großes Hindernis für das Verständnis. Ich halte Brugmanns Standpunkt, den er in dieser Zeitschrift dargelegt hat, nicht gerade für glücklich. Die historisch entstandene phonetische Transskription der Einzelsprachen mit allen ihren Mängeln verewigen zu wollen, ist wirklich nicht angebracht. In meiner Sammlung sind wir freilich im wesentlichen nicht von der Brugmannschen Transskription abgegangen, aber für die Zukunft muß doch etwas anderes an die Stelle treten. Schon durch systematische Durchführung einzelner Zeichen wäre eine große Erleichterung zu schaffen. Wer, wie ich den Index zu den Idg. Forschungen anfertigt, kommt darauf ganz von selber. Weshalb schreiben wir nicht ein für allemal für die Länge den —? Wen soll das nicht verwirren, wenn es daneben noch \hat und \acute findet? \hat kann ja zur Bezeichnung der überdehnten Länge bleiben. Daß wir im Litauischen noch sz und $ž$ schreiben, ist nur ein alter Zopf. $š$ und $ž$ tun dieselben Dienste, und ebenso sollte man lit. $š$, slav. $ž$ durch \bar{s} ersetzen. Ferner sollte man $č = tsch$, auch im Indischen durchführen. Lieber dann neue Zeichen schaffen als dieselben in ganz verschiedenem Sinne zu gebrauchen. Die Orthographie jeder Einzelsprache kann in besonderen Büchern, die sich mit ihr beschäftigen, ja noch erhalten bleiben. Denn wenn sich jemand im besonderen mit ihr beschäftigt, so wird er auch die besondere Orthographie rasch lernen. Aber wenn ein Philologe in den zusammenfassenden Handbüchern nachschlägt und hier dieselben Zeichen im verschiedensten Sinne angewendet findet, so muß er stutzig werden.

Ein zweiter Punkt, der manche Änderungen erfahren könnte, ist die Terminologie. Wir haben ja manche indischen Ausdrücke schon fallen lassen, könnten darin aber noch weiter gehen, und entweder deutsche Ausdrücke einführen, wie silbisch statt sonantisch, oder uns an die der klassischen Sprachen halten.

Die Entwicklung unsrer Wissenschaft hat es mit sich gebracht, daß die Lautlehre lange Zeit fast ausschließlich im Vordergrund des Interesses gestanden hat. In den meisten Grammatiken nimmt sie daher einen

großen Raum ein, und auch ich habe noch eine ausführliche Lautlehre gegeben. Aber ich bin zweifelhaft, ob wir damit richtig handeln. M. E. genügt es, für die Lautlehre die Erscheinungen hervorzuheben, die für das Verständnis des Formensystems eine Rolle spielen. Dahin gehört natürlich der Ablaut, der gerade das griechische Verbalsystem in so hervorragender Weise durchsetzt, und ich habe auch meine bekannten Anschauungen dargestellt, die doch für die Erklärung des Verhältnisses von Formen wie βᾶλλω, βέβληκα, ἁμαρτ-άνω, ἁμαρτή-cw usw. unentbehrlich sind. Können wir große allgemeine Lautgesetze aufstellen, wie es etwa das Gesetz der offenen Silben im Slavischen ist, so darf man das nicht übergehen. Aber viele Einzelheiten gehören nicht in eine Grammatik, sondern in eine Darstellung der Etymologie. Solche Bücher wie Curtius' griechische Etymologie fehlen uns ja leider. Hier wäre der Raum, die einzelnen Lautgesetze mit vollem Material zu behandeln. Ich hoffe, daß auch derartige Bücher noch in meiner Sammlung erscheinen werden.

Aus dem Gesagten werden die Leser erkennen, daß ich selbst noch manche Ausstellungen an meinem Handbuch zu machen habe, mehr vielleicht noch als die Rezensenten alle zusammen geäußert haben. Im allgemeinen kann ich mich über die Aufnahme meines Buches von seiten der Fachkritiker nicht beklagen. Mich mit ihnen über Einzelheiten auseinanderzusetzen, sehe ich keinen Grund. Für mich ist schon seit Jahren die Beobachtung der Rezensionstätigkeit ein höchst interessantes Studium. Kann man doch oft mit positiver Sicherheit vorher sagen, wie eine Rezension ausfällt. Der Grundsatz ne bis in idem, gegen den man ja in jungen Jahren leicht fehlt, scheint in der Schweiz allerdings noch nicht durchgedrungen zu sein. Sollte eine zweite Auflage des Buches notwendig werden, so werde ich hoffentlich noch manches Bessere bieten können. Vielfach hat man sich darüber gewundert, daß ich, von Haus aus Germanist und Slavist, das Griechische darzustellen unternommen habe. Nun erstlich trägt mein Buch den Untertitel 'Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Griechischen', es sollte also vor allem die sprachwissenschaftliche Seite zu ihrem Recht kommen, und zweitens kann man sich doch allmählich auch mit andern Gebieten vertraut machen, als die man in den ersten Jahren der wissenschaftlichen Tätigkeit behandelt hat.

Am Schluß möchte ich noch den Wunsch aussprechen, daß mir die Benutzer des Buches, namentlich Philologen, ihre Bemerkungen über Mängel und Lücken mitteilen möchten. Ich werde sie mit Dank benutzen.

Leipzig-Gohlis.

H. Hirt.

Brown L. D. A study of the case construction of words of time. Doktor-dissertation der Yale University im Selbstverlage des Verfassers. New Haven 1904. 141 S. 8o.

Der Verfasser hat 3100, bzw. mit Abzug der von ihm als unbrauchbar erfundenen, 2500 Beispiele des Kasusgebrauches bei Wörtern für Tag, Nacht, Monat usw. (ἡμέρα bzw. ἡμαρ; νύξ bzw. εὐφρόνη; μήν; ἔτος; ἐνιαυτός; λυκάβας; ἔαρ; θέρος; ὁπώρα, μετόπωρον, φθινόπωρον; χειμῶν; ὄρθρος, περίορθρος; ἔως; μεσημβρία; δεῖλη; ἑσπέρα; ὥρα; χρόνος) aus Ilias und Odyssee; Herodot; Thukydides; Xenophons Anabasis und Hellenika gesammelt und, was seiner Abhandlung eine besondere methodologische Bedeutung verleiht, mit Unterstützung u. a. von Morris, geprüft.

Des genannten Prinzipienforschers Einfluß zeigt sich sofort in dem

peinlichen Bestreben durchgeführter Klassifikation, für welche formalen Einteilungsgründen mit Morris ein unvergleichlich viel höherer Wert zugemessen wird als funktionellen. Zunächst werden zwei Klassen unterschieden: 1. Ausdrücke ohne, 2. solche mit Präpositionen; da diese nur 13 % umfassen, so sind sie nur in einem Anhang berücksichtigt. Die erste Klasse kann betrachtet werden nach der An- oder Abwesenheit von adjektivischen Zusätzen (*modifiers* genannt); nach der Bedeutung des Substantivs; nach der Bedeutung des Zusatzes (*modifier*); nach der Flexionsendung; nach dem Numerus des Substantivs; nach der Bedeutung des den Kasus bestimmenden Verbs. Zuerst wird abgegrenzt zwischen Fällen 1) mit und 2) ohne Zusatz (*modifier*). Zu 2. gehören ἡμέρα, νύξ, ἐνιαυτός, θέρος, ὁπώρα, χειμῶν, ἡώς, μεσημβρία, δαίλη, ἑσπέρα, ὀρθρος, ὥρα, χρόνος, d. h. die Wörter für Tages- oder Jahreszeit, die aber doch auch (S. 10) *may be used with modifiers*. Zu 1) gehören ἡμέρα, νύξ, μῆν, ἔτος, ἐνιαυτός, λυκάβας, ἔαρ, θέρος, χειμῶν, ἡώς, μεσημβρία, δαίλη, ἑσπέρα, ὀρθρος, ὥρα, χρόνος, d. h. die Wörter für Zeit, Tag, Monat und Jahr: ἔτος, λυκάβας, μῆν und ἔαρ werden nicht ohne Zusatz gebraucht; für ἔτος im Singular tritt hier ἐνιαυτός ein, während ὁπώρα umgekehrt nicht mit einem *modifier* vorkommt.

Wertvoller jedoch soll sein die Beobachtung, daß einige Wörter wie ἐνιαυτός und χρόνος einen verborgenen Zusatz (*implied modifier*) enthalten, insofern jenes so viel ist wie εἷς ἐνιαυτός, dieses soviel wie κυνός χρόνος; ἡμέρα ist doppelseitig, insofern es im Sinne von "Tag" (= 24 Stunden) nichts anderes bedeutet als μία ἡμέρα, dagegen im Sinne von "Tageszeit" keinen solchen hinzuzudenkenden Zusatz in sich birgt. Darnach erhalten wir wiederum zwei Klassen: 1. Wörter ohne Zusatz (*modifier*), z. B. ἡμέρα = Tag, 2. mit Zusatz a) mit ausgedrücktem, b) mit nichtausgedrücktem, z. B. ἡμέρα = Tageszeit. Die Substantiva ohne Zusatz sind in der Regel beschränkt auf Gen. und Akk. sing., die mit ausgesprochenem oder unausgesprochenem Zusatz sind unbeschränkt, mit Ausnahme des Dat. plur., sodaß der Unterschied von Worten mit und ohne Zusatz offenbar einen solchen in Zahl, Kasuskonstruktion und Wortbedeutung bezeichnet. Die Frage, ob die Zusätze einen förmlichen Einfluß ausüben, wird folgendermaßen beantwortet: seltene und beschreibende sind ohne Belang, αὐτός 'ebenderselbe' und ἐπιών, ἐπιγιγνόμενος u. a. desgl. Dagegen sind ὑπεραιός und die Ordnungszahlen fast stets mit dem Dativ verbunden. πολὺς, ὀλίγος, ὅλος, τοσοῦτος haben meist den Akk. oder Gen. bei sich, ἕκαστος den Gen. Doch überall gibt es Ausnahmen, weil "there are other strong influences at work which neutralize the force of the modifying word, the inferences which have been drawn must be taken not as rules invariably followed but as indicating tendencies pointing strongly in this or that direction" (S. 9). Die Zusätze können wir in drei Abteilungen unterbringen; wir haben 1. solche mit allen drei Kasus: αὐτός, ἐπιών und vielleicht ἐπιγιγνόμενος; 2. solche mit Dativ und Akkusativ (vereinzelt Genitiv): ὑπεραιός und vielleicht προτεραίος, πρότερος, ὑστερος, ἄλλος 'nächst'; 3. solche mit Dativ und Akkusativ, selten Genitiv: πολὺς, ὀλίγος, ὅλος, πλείων, πλείετος, τοσοῦτος, ὅσος, πᾶς und Komposita, ἕκαστος, ἄλλος 'übrig', τίς und Artikel. 1. und 2. sind von demonstrativer Art mit Neigung zum Dativ; 3. bezeichnet ein Maß und bevorzugt Genitiv und Akkusativ. "The predominance of the former group in the dative and the latter in the genitive and accusative, especially the latter, quadrates with the general meanings assigned to the respective case constructions of words of time." (S. 10.)

Eine weitere Haupteinteilung beruht auf der Bedeutung des Wortes im Zusammenhang mit dem Kasus, um zu zeigen, ob bestimmte Substantive bestimmte Kasus etwa bis zur Ausschließlichkeit bevorzugen. Da der bloße Dativ des Plural in den Quellen nicht auftritt, so beschränkt Brown die Statistik auf den Singular. Nun überwiegt der Genitiv bei ἡμέρα "Tageszeit", νύξ, ἔαρ, θέρος, ὁπώρα, χειμῶν, ἡώς, μεσημβρία, δαίτη, ἑσπέρα, ὄρθρος, der Dativ bei ἡμέρα "Tag", μὴν, ἔτος, ἐνιαυτός, χρόνος, ὥρα.

Noch etwas anders würde sich die Sache stellen, wenn man die Fälle weglasse, in denen der Zusatz (*modifier*) einen Einfluß üben könnte. Allein deren Zahl ist zu gering; als daß wir viel damit anzufangen vermöchten. So wird eine neue Liste aufgestellt mit den Beispielen, in denen das Demonstrativpronomen αὐτός "ebenderselbe", ἐμῶν oder ἐπιτηγνόμενος den Zusatz bilden. Dann bekommen wir als Bevorzuger des Genitivs νύξ, ἔαρ, θέρος, χειμῶν, χρόνος (?), des Dativs ἡμέρα "Tag", ἔτος, ἐνιαυτός. Das Gesamtergebnis all dieser Versuche ist (S. 14): "the words of time that may be used unmodified incline toward the use of the genitive rather than the dative, *whether a modifying word be present or not*; but those that call for some definitive modifier seem to prefer the dative to the genitive case. Das erstere ist kein Wunder, as they are the words most often used in giving a *precise date* and so would naturally fall in that case which had been adapted to that purpose."

Nachdem in so gründlicher Weise der methodische Boden gelegt ist, werden die drei Kasus Genitiv, Dativ, Akkusativ einzeln durchgenommen, wobei zuerst die Substantive kommen, möglichst mit ihren adjektivischen Zusätzen, nebst angeschlossenen kommentarartigen Bemerkungen. Sodann wird der Gegenstand nochmals behandelt in der Reihenfolge Akkusativ, Genitiv, Dativ und zwar so, daß die Verben vorangestellt werden, mit denen die Kasus verbunden sind, wobei auch auf den Einfluß der Aktionsarten geachtet wird.

Da eine weitere Darlegung des Gedankenganges der breit angelegten Untersuchung über den Rahmen einer Anzeige weit hinaus ginge, so teile ich nur noch die Hauptergebnisse mit. Wir erfahren auf S. 135 ff.: 1. Eine Klassifikation nach den Flexionsendungen deckt sich nicht mit sich gegenseitig ausschließenden funktionellen Einteilungen. Dies erklärt sich aus der Einwirkung des Zusammenhangs, von dem am wichtigsten ist das modifizierende Wort und dann das Verb. 2. Die Genauigkeit der Bedeutung des Kasus liegt nicht allein in der Endung, sondern ist verteilt über verschiedene Elemente, bes. aber beruht sie auf dem Sinne des Zeitsubstantivs selbst. Manchmal braucht man überhaupt nicht auf den Kasus zurückzugreifen. 3. Nomina mit sehr unbestimmtem Sinn nehmen meist eine Präposition zu sich. 4. Wo beide Ausdrucksweisen, die präpositionale und die nichtpräpositionale, nebeneinander vorkommen, pflegt die erstere zu überwiegen. 5. Die genannten Faktoren wirkten so stark, daß schließlich auch da, wo sie nicht zutrafen, der Kasus allein die Last der Zeitangabe zu tragen vermochte: dem Akkusativ verhalf ein Beiwort des Masses oder die durative Bedeutung des Verbs zu seiner Anwendung; dem Genitiv seine Unbestimmtheit und der Charakter der Verben, welche Vollendung ausdrücken; dem Dativ die ständige Anwesenheit eines hinweisenden Wortes.

Wenn sich der Verfasser der Hoffnung hingibt, trotz der Beschränkt-

heit des Materials und sonstiger Einwendungen werde sein Hauptresultat doch angenommen werden, so hat mich eingehendes Studium seiner Schrift hievon nicht zu überzeugen vermocht. Seine Versuche, immer wieder einen anderen Einteilungsgrund zu finden, scheinen mir erzwungen. Die Rolle des *modifiers* ist weit überschätzt, was er selbst mehrfach zu empfinden scheint; ein *implied modifier* vollends ist ein Unding. Andererseits ist der Wert der Kasusendungen viel zu sehr herabgedrückt, was dann zu solchen Verlegenheitsauskünften führt wie S. 105: "Perhaps all that can be said is that one phrase has the inflectional ending of the accusative and the other that of the genitive". Wie vertragen sich damit die vielen Fälle, in denen auch nach dem Verfasser der Kasus der alleinige Träger der Bedeutung ist, und wie erklärt es sich, daß eine bestimmte Summe zeitlicher Merkmale einen bestimmten Kasus hervorrief, wofür wir in Thuc. I, 30, 3f. (περὶ τῷ θέρει — τὸ θέρος τοῦτο — χειμῶνος ἤδη) eine geradezu klassische Stelle haben? Mich dünkt, Brown verwechselt zwei Stadien der Sprachgeschichte, das prähistorische, in dem sich die Gebrauchstypen durch allmähliche Adaptation gebildet haben mögen, und das historische, in dem sie zur Genüge feststanden. Die von ihm so stark gepreßten gegenseitigen Kreuzungen erhärten das nicht, was sie erhärten sollen. Denn einmal werden allmähliche Verblassungen nicht zu bestreiten sein (Delbrück Vgl. Synt. 1, S. 246). Sodann aber dürfen wir uns nicht einbilden, mit unseren wesentlich logisch-statistischen Mitteln all den Feinheiten auf die Spur zu kommen, die bei aller anscheinenden Gleichheit doch noch zarte Unterschiede in sich bergen. Damit, daß *essentially, practically, virtually* schließlich dasselbe Produkt herauskommt, ist die Sache nicht erledigt, wie denn auch Brown gelegentlich darauf hinweist, daß Partikeln, Negationen, Wortstellungen usw. eine leise Verschiebung des Sinnes bewirken. Es handelt sich hiebei vielfach um das, was neuerdings bes. auch von philosophischer Seite über den Gefühlswert der Worte ausgeführt worden ist und wofür der Amerikaner am einfachsten zu verweisen ist auf die rasch orientierende Zusammenfassung in Oertel, *Lectures on the Study of Language*, New York-London 1901. Besonders übel ergangen ist es dem Genitiv, von dem Brown S. 94 die nichtssagende, weil rein negative Bestimmung gibt, seine *inflectional ending ... is not necessary for obtaining the meaning, but only to show, as it were, that it is not accusative*.

Die meisten Beispiele, wo er mit dem Dativ oder Akkusativ einfach zusammenfallen soll, werden sich durch genauere Interpretation wegräumen lassen. Aus der Beobachtung, daß er bei Herodot häufiger sei als bei Thukydides, folgt nicht, daß er sich von des letzteren Dativ nicht abhebe, sondern daß er in seiner Unbestimmtheit und Allgemeinheit (als πῶς γενηή!) besser zu dem läßlichen Plauderstil des jonischen Fabulisten paßt als der aktenmäßig scharfe, etwas pedantische Dativ, der dem korrekten Ernst des gereiften Thukydides besser ansteht; wenn dieser selbst fast ausnahmslos bei den Jahreszeiten den Gen. anwendet, so scheint mir darin im Gegensatz zu Brown S. 33 ff. eine feine Andeutung enthalten, daß er diese immerhin recht mangelhafte Art der Zeitangabe eben nicht als vollwertige Datierung empfand. Ferner ist bei Herod. 3, 15 οὐδὲν nicht zu übersehen und Thuc. 8, 29, 1 ist distributiv zu fassen: 'jedesmal in der folgenden Zeit', nämlich an den Zahltagen. Herod. 6, 12 τοῦ λοιποῦ μὴ πειθόμεθα ist 'laßt uns in der Zukunft nicht gehorchen!'

(eine Art Partitiv!), während τὸ λοιπὸν wäre: 'laßt uns nicht gehorchen über die Zukunft hin!' Thuc. 2, 97, 2 hat der Genitiv natürlich mit ἀνύκα gar nichts zu tun, sondern ist überhaupt Genitivus qualitatis 'ein Weg von 13 Tagen, zum Vollenden'. Ebenso ist beim Dativ Herod. 7, 12 auszuscheiden, weil ganz sicher übersetzt werden muß *nocti rem permisit diiudicandam*. Außerdem ist zu beachten, daß in diesem Kasus nicht bloß der alte Lokativ, sondern gelegentlich auch der alte Soziativ-Komitativ-Instrumentalis fortleben kann (Delbrück Vgl. Synt. 1, 223) so wohl u. a. in χρόνῳ, dessen Sinn dann wäre 'mit der Zeit' = *with the time*, was weder vom Genitiv 'im Verlauf der Zeit (gelegentlich)' = *within the time (then and now)*, noch auch vom Akkusativ 'durch die Zeit hin' = *through the time* sonderlich weit abliegt. Daß für den Dativ nur der Singular in Betracht komme, scheint übrigens angesichts der nicht seltenen Fälle wie Ὀλύμπῳ nicht allzu sicher.

Vielleicht ist noch der Wunsch gestattet, es möchte in Abhandlungen über die Kasus das englische Wort *case* eindeutig in diesem Sinne verwendet und sonst durch eines der zahlreichen anderen Ausdrücke wie *example, instance, evidence, quotation, phrase, passage, expression* ersetzt werden, die sich sämtlich ebenfalls bei Brown finden. Wenn wir auch nicht glauben, daß seine Arbeit eine wesentliche Förderung über das von seinen Vorgängern, zumal Krüger, Erreichte hinaus bringe, so erkennen wir doch die Sorgfalt des Verfassers und die Gewinnung kleinerer Ergebnisse an.

Stuttgart.

Hans Meltzer.

Immisch O. Die innere Entwicklung des griechischen Epos. Ein Baustein zu einer historischen Poetik. Leipzig Teubner 1904. 34 S. 1 M.

Vor einiger Zeit ist wieder einmal der Versuch gemacht worden, das homerische Problem zu lösen, indem man ein einzelnes Kultur-element, die Bewaffnung, als Kriterium für zeitliche Schichtung wählte; aber dieser Versuch scheint mir wieder einmal gezeigt zu haben, daß man sich um die prinzipielle Seite des Problems, um die Frage nach der Möglichkeit eines Weges zu sicherer Erkenntnis, zu wenig kümmert, weil jeder glaubt, den untrüglichen Wegweiser gefunden zu haben, der ihn durch die verschlungenen Pfade der epischen Dichtung führt. Es geht hier ähnlich wie mit der Frage nach der idg. Urheimat, wo man erst in jüngster Zeit eingesehen hat, daß die lang geübten Methoden überhaupt nicht zu dem Ziel führen können, das man für erreichbar hielt. Niemals wird man mit Hilfe eines Kriteriums wie z. B. der Form der Bewaffnung imstande sein, die innere Geschichte des Epos überzeugend klarzustellen; denn in dieser 'Gemeinschaftsdichtung' sind, wie der Verfasser richtig bemerkt, die einzelnen Teile so innig miteinander verschmolzen, daß wir in den ältesten Teilen junge Elemente, in den jüngsten Teilen älteres Gut erwarten müssen; es handelt sich ja nicht um ein einfaches Erweitern und Interpolieren, sondern um die sozusagen organische Weiterbildung einer Dichtung, die, jeweils von einer Generation auf die folgende vererbt, von dieser als Ganzes weitergepflegt wurde. Man kann überhaupt die Frage aufwerfen, ob es noch möglich ist, die Nähte und Fugen zu erkennen, in denen die einzelnen Teile aneinander stoßen; der Unzulänglichkeit unserer Methoden wird man sich immer mehr bewußt, jemeher Versuche gemacht werden, das Epos bis in seine letzten Bestandteile aufzulösen. Nur wenn die verschiedensten Kriterien, die unter sich von-

einander unabhängig sind, zu gleichen Resultaten der Analyse führen, nur wenn sich die Schlüsse aus den Realien, aus Kultur, Sprache, poetischer Technik einander ergänzen und eine gegenseitige 'Probe aufs Exempel' bilden, nur dann darf man hoffen, eine Lösung des homerischen Rätsels zu finden. Das sind eigentlich selbstverständliche Wahrheiten; aber so lange sich auch die Forschung mit Homer beschäftigt, so ist doch im Sinne einer exakten Lösung nur wenig erreicht.

Ich glaube, daß die Sprache der Ausgangs- und Angelpunkt in diesen Untersuchungen bilden muß, weil es sich hier um Dinge handelt, die zum größten Teil unbewußt angewendet werden; dazu kommt, daß gerade bei der sprachlichen Untersuchung die Masse der Tatsachen (man denke nur an Hartels Digammauntersuchungen) uns in den Stand setzt, die Fehler zu korrigieren, welche gelegentlich infolge bewußter Willkür eines Dichters die Rechnung stören. Mag auch mancher die Sprachstatistik für ein unbequemes, ja vielleicht unästhetisches Hilfsmittel der Homerforschung halten, — man wird nicht darum herumkommen, einmal die Sprache des Epos statistisch so durchzuarbeiten, wie dies mit Erfolg für den Rigveda geschehen ist. Eigene Vorarbeiten lassen mich hoffen, daß man auf diesem Weg weiterkommen wird; sollte aber dieses Hilfsmittel doch versagen, dann ist das Homerproblem hoffnungslos, sofern es sich um eine ins einzelne gehende Analyse handelt; dann führt wohl nur der Weg zum Ziel, den I. in seinem anregenden und gedankenreichen Schriftchen vorzeichnet, der aber doch nur in großen Zügen über alte und junge Schichten im Epos zu belehren vermag. I. geht davon aus, daß das Epos in der Form erstarrt ist, daß aber eine Weiterentwicklung des geistigen Inhalts sich trotz der erstarrten Form geltend mache. Ein Dichter, ein dichtendes Volk kann niemals sich so verleugnen, daß nicht Denken und Fühlen auch da durchbricht, wo es durch eine ererbte Kunstübung in feste Formen gezwängt wird. In einigen großen Strichen skizziert nun der Verfasser die Entwicklung des Epos von der alten und typischen Gemeinschaftsdichtung zum Individualismus und Realismus einer jüngeren Zeit; die Form verkümmerte, aber der geistige Gehalt nahm zu. Wo sich Züge eines 'kecken Rationalismus' gegenüber der alten Götterwelt (wie in der Episode von Ares und Aphrodite) oder Spuren 'romantischer Sentimentalität' oder Vorliebe für geistige Überlegenheit (wie beim Helden der Odyssee) zeigen, da kann allerdings kein Zweifel bestehen, daß solche Stücke von Menschen einer jüngeren, fortgeschrittenen Zeit herrühren. Solche Gesichtspunkte sind, wie der Verfasser selbst bemerkt, nicht ganz neu, aber als 'Leitmotiv' der Forschung sind sie doch noch nicht in gleicher Pointierung ausgesprochen worden. I. hütet sich davor, die von ihm empfohlene Methode zu überschätzen und mehr beweisen zu wollen, als zu beweisen ist; aber wenn diese Methode mit exakten Untersuchungen über Sprache, Metrik, poetische Technik und Realien verbunden wird, dann wird einmal der Tag kommen, wo sich die Wissenschaft über das Homerproblem einigt. Von diesem Ziel sind wir noch weit entfernt; es bedarf noch vieler Arbeit. Möge das hübsche Schriftchen in weiten Kreisen dazu anregen!

Marburg i. H.

Albert Thumb.

Jacobsohn H. Quaestiones Plautinae metricae et grammaticae. Diss. inaug. Göttingen 1904. 54 S. 8°.

Die Arbeit versucht zu beweisen, daß die bei Plautus nach der 4. Arsis des iambischen Senars sowie nach der 2. und 6. Arsis des trochäischen Septenars überlieferten Hiäte vom Dichter zugelassen seien, eine Ansicht, die wohl schon vermutungsweise geäußert, aber noch nicht zusammenhängend behandelt worden war. Die Beweisführung legt weniger Wert auf die im ersten Abschnitt vorgelegten überlieferten Beispiele von solchen Hiäten, die keine andere Erklärung zulassen — und das kann man nur billigen — als auf die Tatsache, daß veraltete Worte und Wortformen, die Plautus sonst nur im Versschluß anwendet, sich auch an diesen Stellen öfter finden, und die andere, daß prosodische und metrische Schwierigkeiten, für die verschiedenartige Erklärungen versucht sind, sich so durch eine gemeinsame Erklärung heben lassen. Daß auch so die Zahl der drei Arten von Beispielen nicht groß ist, gibt der Verf. selbst S. 8 zu, obwohl er sogar solche, die seiner Theorie direkt entgegen sind, anführt (S. 10 *siem* und *possiem* in *Synaloephe*). Die ganze Annahme ist aber innerlich durchaus unwahrscheinlich, weil Plautus, wie die dem griechischen Drama fremde strenge Beobachtung der Caesur im iambischen Senar beweist, den Vers anders als das griechische Drama aufgefaßt hat und durchaus als Einheit betrachtet. Die Annahme einer Diaeresis (der Verf. konstruiert sich denn auch S. 51 eine „quasi diaeresis“) vor dem letzten Metrum trägt eine widersprechende Auffassung hinein, und wäre nur glaubhaft, wenn Plautus den iambischen Senar (wie dies für den trochäischen Septenar in seiner Weise gilt) in zweifacher Weise gebaut hätte, entweder als metrische Einheit mit Caesur, oder als zusammengesetzten Vers mit Diaeresis nach dem zweiten Metrum, wobei dann allerdings zu fordern wäre, daß der 4. Fuß ein reiner Iambus sei, und nicht einzusehen wäre, warum dieselbe Diaeresis nicht auch nach dem ersten Metrum zulässig sei. Die vom Verf. angenommene Diaeresis nach der 6. Arsis des trochäischen Septenars ist ebenso zu beurteilen. Es steckt, wie der Verf. auch andeutet, das Meyersche sogen. Dipodiengesetz dahinter, und wer der Ansicht ist, daß dies als metrisches Gesetz von Langen widerlegt sei (vgl. Skutsch Forschungen S. 155 f.), muß auch die Aufstellungen des Verf. grundsätzlich ablehnen. An sich glaublicher ist die Diaeresis nach der zweiten Arsis des trochäischen Septenars, weil Plautus diesen Vers in der Tat als iambischen Senar mit vorgesetztem Creticus behandelt: vielleicht gibt dafür mehr Wahrscheinlichkeit die vom Verf. S. 41 in Aussicht gestellte Behandlung der cretischen und bacheischen Verse, von der ein Teil schon S. 21—25 sehr zum Schaden der ohnehin nicht großen Übersichtlichkeit der Abhandlung eingeschoben ist. Kretische Monometer zeigt ja auch die Kolometrie des Ambrosianus Epid. v. 85 ff. — Die grundsätzliche Ablehnung des Hauptergebnisses kann die Anerkennung der sorgfältigen und methodischen Arbeitsweise, sowie der Sachkenntnis des Verf., der manche wertvolle Einzelbemerkung gibt, nicht beeinträchtigen.

Münster, Westf. P. E. Sonnenburg.

Carnoy A. Le latin d'Espagne d'après les inscriptions. Louvain I.-B. Istan, 1903. 227 S. gr. 8°.

Die Tatsache, daß den auf dem Gebiete des Vulgarlateins der Lösung harrenden komplizierten Problemen nur durch systematische Einzel-

forschung beizukommen ist, ist in den letzten Jahrzehnten zu oft verkannt worden als daß uns nicht schon der Titel der Abhandlung Carnoys mit Genugtuung erfüllen müßte. Möge sein Beispiel und das seines Landsmanns Pirson, der 1901 die Sprache der lateinischen Inschriften Galliens zum Gegenstand einer Monographie gemacht hat, bald eifrige Nachahmung finden. Es ist wirklich an der Zeit, daß an Stelle der nachgerade allzu üppig wuchernden Hypothesen die Realität des ja in so reicher Fülle vorliegenden Materials wiederum in den Vordergrund gerückt werde.

Die Art, wie Carnoy sein Thema behandelt hat, zeigt uns ihn als einen mit latinistischen und romanistischen Kenntnissen gleich gut ausgerüsteten Forscher, dessen methodische Umsicht als vorbildlich hingestellt werden darf. Er hat sich nicht damit begnügt, die vorliegenden Inschriftensammlungen und die spanischen Zeitschriften, die über neue Funde berichten, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu exzerpieren, sondern er hat in jedem einzelnen Fall den Stand der Überlieferung geprüft: wir erfahren, ob eine Inschrift im Original vorhanden ist und von dem Herausgeber hat eingesehen werden können, oder ob davon eine oder mehrere Abschriften bestehen und welcher Grad der Glaubwürdigkeit den letztern jeweils beizumessen ist, ob eine Form einer offiziellen oder einer privaten Urkunde entstammt etc., alles Dinge, denen bislang die mit inschriftlichen Belegen operierenden Linguisten bei weitem nicht die gebührende Beachtung zu schenken pflegten. Wenn so in bezug auf philologische Akribie allen Anforderungen Genüge geleistet ist, so hat nun freilich anderseits der Verfasser die neuere sprachwissenschaftliche Literatur entschieden viel zu spärlich herangezogen. So kommt es, daß er nicht nur ab und zu offene Türen einrennt, sondern, was ungleich mehr zu bedauern ist, bereits anderwärts richtig gedeutete sprachliche Erscheinungen schief beurteilt. So wäre beispielsweise der Besprechung der Formen *versuculus* und *cornucularius* S. 68 die Kenntnis von Heraeus, Die Sprache des Petronius und die Glossen S. 45f., und der Behandlung der Superlativendungen *-umus*, *-imus* S. 64 ff. diejenige der sorgfältigen Dissertation von Arthur Brock, Quaestionum grammaticarum capita duo (caput I.: de superlativorum formis) in hohem Grade zugute gekommen. Daß die Berufung auf die Compilation von O. Nazari, I dialetti italici (S. 31) unter Umgehung der Arbeiten v. Plantas und Conways einer wissenschaftlichen Abhandlung nicht zur Zierde gereicht, sei nur im Vorbeigehen bemerkt.

Unter den Paragraphen, die uns besonders gelungen scheinen, und die eine definitive Bereicherung unseres Wissens bedeuten dürften, heben wir hervor: im ersten Teil § 14 *La diphtongue ae*, namentlich die Bestimmung des Lautwerts von *ē* aus *ae* in den von Varro zitierten rustiken Formen *Mēsius*, *ēdus*, § 19 die *Remarques générales sur les cas de svara-bhakti en Espagne*; im zweiten Teil § 3 *Le bétacisme*, wo unseres Erachtens die Ausführungen des Verfassers entschieden den Vorzug vor der bekannten Hypothese Parodis verdienen, § 4 das S. 153 zur Erklärung der Vertauschung von *tj* und *cj* Gesagte. Vermißt haben wir ein Kapitel über die Vereinfachung der geminierten Konsonanten, in dem Beispiele wie das S. 125 in anderem Zusammenhang erwähnte *imudavit* hätten besprochen werden müssen. Auf Grund eigener Sammlungen glauben wir behaupten zu dürfen, daß namentlich die Reduktion der Geminaten nach

der aus den Musterbeispielen *ofella: offa* und *disertus: dissero* zu entnehmenden Regel im Vulgärlatein überaus häufig war, während sie bekanntlich im Hochlatein meist durch Analogiewirkungen rückgängig gemacht erscheint. Zugunsten eines diesbezüglichen Abschnitts hätten wir gern auf die Einbeziehung der Eigennamen verzichtet; der daraus resultierende Gewinn ist denn doch im Vergleich zu dem durch sie beanspruchten Raum verschwindend klein.

An Einzelheiten wäre etwa zu berichtigen, daß in Fällen wie *aspicias* aus *adspicias* (S. 171) nicht Ausfall des Dentalis des Praefixes, sondern Assimilation vorliegt, daß die Behauptung, das Latein habe keine dreifache Konsonanz geduldet (S. 170), offenbar falsch ist, daß afrz. *avuec*, nfrz. *avec* eher auf *apud hocce* als auf *apud hocque* zurückgehen dürften, endlich, daß die S. 185 gebrauchte Wendung: . . . *en vertu d'une loi de la vieille métrique latine, s + consonne n'allongeait pas nécessairement la voyelle précédente* auf der, wie es scheint, schlechterdings nicht auszurottenden irrigen Auffassung beruht, als gäbe es positionslange Vokale, während doch nur Silben positione lang sein können.

Bei französisch verfaßten Abhandlungen sind wir an eine sehr sorgfältige sprachliche Darstellung gewöhnt. Mit dieser guten Tradition hat leider Carnoy vollständig gebrochen. Er schreibt ein ganz merkwürdig gezwungenes, um nicht zu sagen barbarisches Französisch, das uns stellenweise die Vermutung nahe gelegt hat, er drücke sich nicht in seiner Muttersprache aus. Auch die Unsitte, den französischen Text mit deutschen Wörtern wie Volksetymologie, Ablaut, gemeinromanisch, Nachschlag usw. zu spicken, wo doch die französischen Äquivalente wahrlich nicht fern lagen, muß energisch verurteilt werden.

Die Studie Carnoys bringt vorläufig nur die Lautlehre. Hoffen wir, daß uns der Verfasser auf die Formenlehre nicht allzu lange warten lasse. Wir haben zwar den Eindruck, daß dabei nicht gerade sehr viel interessantes abfallen werde, aber die Arbeit muß eben doch gemacht werden, und Carnoy hat ja das Material dazu vollständig in den Händen.

La Chaux-de-Fonds.

Max Niedermann.

Laterculi vocum latinarum. Voces latinas et a fronte et a tergo ordinandas curavit Otto Gradenwitz. Leipzig 1904. 8°. Pr. 16 M.

Ein lateinischer Wortindex 'von vorn' und 'von hinten' ist sicher ein in mehr als einer Beziehung willkommenes Hilfsmittel, dessen Erscheinen auch die Linguisten, speziell, soweit sie sich mit Problemen der Stammbildung beschäftigen, dankbar begrüßen werden. Das Material ist auf der letzten Auflage von Georges' Handwörterbuch mit Einbeziehung der lexikalischen Arbeiten in Wölflins Archiv und Pauckers Sammlungen aufgebaut. Was sich nicht bei Georges findet, ist durch den Asteriscus gekennzeichnet. Würde es sich nicht empfohlen haben, anzugeben, wo man das betreffende Wort nun zu suchen hat? — Wie weit Lücken oder Versehen den Wert des Index beeinträchtigen, kann erst die praktische Benutzung erweisen. Ref. konnte einstweilen nur feststellen, daß der evidente Druckfehler *minerrimus* für *minerrimus* bei Georges (vgl. I. F. 11, 64) nicht ausgemerzt worden ist.

Basel.

Ferdinand Sommer.

Stokes Wh. und Strachan J. Thesaurus palaeohibernicus. A collection of old-irish glosses, scholia, prose and verse. Vol. II: Non-biblical glosses and scholia; old-irish prose; names of persons and places; inscriptions; verse; indexes. 8°. Cambridge 1903. 20 sh.

Über diesen zweiten Band des Thesaurus, der den Abschluß des textlichen Materials bringt, kann Ref. dasselbe lobende Urteil abgeben wie über den ersten (vgl. Anz. 14, S. 17). Das Studium des gesamten altirischen Literaturschatzes ist uns nun so leicht gemacht wie nur möglich, und der Dank der Keltologen ist den Herausgebern sicher. — An der äußeren Anordnung des Stoffes fände ich etwa nur das auszusetzen, daß die Marginalglossen nicht im Text mit abgedruckt, sondern in der "description of the mss." gegeben sind, ebenso wie auch die Gedichte aus dem St.-Galler Prisciancodex auf S. 290 besonders stehen. Rechtfertigt sich auch das letztere Verfahren durch die Einteilung des Werkes, das die metrischen Stücke im Zusammenhang bringt, so wäre doch wohl ein kurzer Hinweis an Ort und Stelle im Glossentext angebracht gewesen. — Der Wunsch, das versprochene altirische Wörterbuch als 3. Band des Thesaurus erscheinen zu sehen, sei an dieser Stelle aufs dringendste wiederholt.

Basel.

Ferdinand Sommer.

Hansen Andr. M. Landnám i Norge, En utsigt over bosættningens historie. Kristiania. W. G. Fabritius & Sønner. 1904. 356 S. VII kartogr. Pl. Pr. 10 Kr.

I. Det ariske landnám. Topografiske studier over bostedsnavnene . . .	1
II. Væksternes indvandringsveje. Plantageografiske studier . . .	48
III. Den første bosættning. Arkæologiske studier	98
IV. Fin, Kvæn, Lap. Etnografiske studier	154
V. Arier og Anarier. Antropologiske studier	208
VI. Landnámstiderne. Geologiske studier	274

Durch das bloße Inhaltsverzeichnis wird schon auf den ersten Blick einleuchtend, wie allseitig die Untersuchung angelegt ist, wie viele Einzelgebiete Dr. Hansen in sein Forschungsgebiet hineinzieht. Es ist wohl selten ein Werk erschienen, das in der Beziehung mehr böte.

Wegen der großen Bedeutung des Inhalts werde ich mich im ersten Teile meiner Besprechung auf ein bloßes Referat beschränken, damit die Darstellung Dr. Hansens um so schärfer hervortrete.

In diesem werde ich soweit als möglich den Verfasser selbst reden lassen, halte mich jedoch nicht immer an die von ihm vorgezeichnete Reihenfolge, sondern gestatte mir, zuweilen der Übersichtlichkeit halber einiges vorzugreifen, was ich durch die hinzugefügte Seitenzahl kenntlich mache. Meine eigenen Bemerkungen und Zusätze werde ich, um das Referat nicht zu unterbrechen, für den zweiten Teil aufsparen.

I. Die idg. Landnahme. Topographische Studien über Siedlungsnamen.

(S 1.) "Wie Norwegen besiedelt wurde", ist frühzeitig diskutiert worden. Die Asen kamen nach Are Frode (11. Jahrh.) aus "Tyrkland", nach einem Bericht des 13. Jahrh. von "Troia", nach Saxo von "Byzanz", nach Snorre aus "Asia-Asaheim". Snorre läßt sie über Gardarike (Rußland),

Saxland, Dänemark nach Schweden und die Yngve-Sippe weiter nach Norwegen ziehen. Dieser Bericht, mag er allein auf mythisch-etymologischer Spekulation oder daneben auch auf volkstümlicher Sage beruhen, ist tatsächlich eine richtige Darstellung der Einwanderung aus der idg. Urheimat, welche bis zum Schwarzen Meere reichte (vgl. des Vfs. Menneskeslægten *ælde*, II). Nach Snorre wurde Norwegen über Vermland besiedelt, nach der Hist. Norwegie ist der Trøndelag von Schweden aus besiedelt. In der wahrscheinlich trønderischen Nor-Sage kommen die Brüder Nor und Gor aus dem mythischen Jotland. Gor kommt seewärts um Dänemark herum und unterwirft sich die ganze Küste bis Sogn. Nor kommt durch Schweden über Helsingland nach dem Trøndelag; seine Söhne sind die Eponyme der norwegischen Landschaften. Wir sehen hier einen Gegensatz zwischen Küsten- und Binnensiedlung.

(S. 3 ff.). Keyser und Munch sahen in der Nor-Sage einen Beweis für ihre Lehre, daß Norwegen im Gegensatz zu Dänemark und Südschweden von Norden her besiedelt wurde. Diese Auffassung hängt zusammen mit der Lehre von den 'wiederholten Eroberungen', wodurch man die schroffen Sprünge der arch. Schichtung erklären wollte.

Allein das rein äußere Geographische über die Route der Wanderung scheint in der Nor-Sage das weniger Wesentliche; weit mehr fällt die Tatsache ins Gewicht, daß die Stammsage den Zusammenhang der Norweger mit dem germ. Süden deutlich festhielt. Und die arch. Erklärungsmethode durch 'wiederholte Eroberungen' hat sich durchgehends nicht bewährt.

(S. 6 ff.). Die Grundlage einer neuen Diskussion der Frage wurde gegeben durch O. Ryghs monumentale Arbeit 'Norske Gaardsnavne' (Norwegische Hofnamen).

a) Hauptschichten der norw. Siedlungsnamen.

Die Schichten von der Neuzeit bis zum Altertum hinauf können folgendermaßen markiert werden: exotisch-gelehrt — Chicago, Gimle — dänisch-deutsch — Frydenlund (-en ist deutsche Bildungsweise) — Artikelnamen — Viken (gegenüber Vik) — *rud*, *setr*, *land* — [*stadir*] — *vin*, *heim*.

Die Artikelnamen sind sämtlich jung, während die artikellosen Kurzformen mitunter zu den ältesten Schichten gehören können.

Die *rud*-Namen betragen ca. 2900, sie erscheinen vorzugsweise im Ostland, — dän. schwed. ryd, rød, red, deutsch rode, rat. Sie enthalten viele christliche Namen und finden sich nicht in den Kolonien der Wikinger; letzteres sagt übrigens nicht viel, erstens weil diese Kolonien von Haus aus waldlos waren, und zweitens weil die Neusiedler meistens aus dem Westlande stammten, wo das *rud* nicht verbreitet ist. Die Periode der *rud*-Namen dürfte zwischen die Jahre 1050—1550 fallen. Nach Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Ma. 1, 159, 2, 54 fallen die *rat*-Namen im Moselgebiet um das Jahr 1100.

Die *setr*-Namen betragen ca. 900. Sie enthalten keine christlichen Namen und finden sich nach Rygh nicht auf Island, wohl aber auf den Shetlands-Inseln. Hierzu ist zu bemerken, daß die *setr*-Namen im ganzen nur wenig Personennamen enthalten, und daß die shetl. -*str* in der Regel nicht aus *setr*, sondern aus *stadr* herrühren.

Die *land*-Namen betragen ca. 2000. (Von den etwa darin enthaltenen Personennamen wird nichts gesagt. G. S.) Sie gehören nach Rygh im ganzen der Wikingerzeit und sollen gleichzeitig mit den *stadir* sein, sind

aber in Wirklichkeit jünger. (S. 13.) Sie ersetzen im Norden die *rud* des Ostens und die *setr* des Westens.

(S. 16). Die Gruppe *rud*, *setr*, *land* wurde durch den 'schwarzen Tod' abgeschlossen; sie fällt etwa 1050—1350.

(S. 10). Die *stadir*-Namen betragen ca. 2500. Sie enthalten keine christlichen Namen (bis auf einen *Jónsstadir*) und finden sich oft in den Kolonien und auf Island. Rygh meint, sie seien gleichzeitig mit den *land*, aber Ryghs eigene Kurven zeigen, daß sie älter sind. (S. 17.) Nach der Größe bilden die dänischen *stadir* mit den *leif* zusammen eine ältere Gruppe (Steenstrup) und so auch nach den darin enthaltenen urgerm. Personennamen (Nygård). Wenn die *stadir* ausscheiden, bleibt nichts übrig für die wohl bevölkerten Schwedengauen des Tacitus. Nach Rygh selbst werden im Stift Tromsø die alten Landnahmsorte durch *stadir* vertreten; nun wissen wir aber, daß Halogaland in der Zeit der Königssagas bis zum Vågsfjord besiedelt war. Demnach muß die Anfangsgrenze der *stadir* schon vor das Jahr 800 fallen; ihre Hauptmasse fällt etwa ca. 800—900.

(S. 10). Die *heim*-Namen betragen ca. 1000 und gehören nach Rygh zur ältesten Schicht. Es finden sich nur ganz isolierte Spuren in den Kolonien und auf Island. (S. 22.) Zwei auf Shetland können appellativisch, zwei andere ebd. können Nachbildungen norwegischer Urbilder sein. Wenn nun die Kolonisation Shetlands mit gutem Grund früher als die eigentliche Vikingerzeit gesetzt wird, und wenn sich keine *heim* auf den Färöern finden, wird jedenfalls klar, daß die eigentliche Zeit der *heim* schon lange vor 800 abgeschlossen war. Das *heim* findet sich bekanntlich bei den Angelsachsen und Deutschen der Völkerwanderungszeit, hier aber mit Personennamen, und zwar denselben, die auch in den dänischen *stad-leif* vorkommen (Nygård). Weil solche Personennamen in den norw. *heim* fehlen, so ist damit die Möglichkeit gegeben, daß sie wesentlich älter als das 4. Jahrh. sein könnten. Damit ist zu vergleichen, daß einer der allerältesten germ. Namen eben ein *heim* ist, *Bojohaemum*; vgl. auch den alten Landschaftsnamen *Trondhjem*.

(S. 24.) Die *vin*-Namen sind zahlreich und gehören nach Rygh zur ältesten Schicht. Dr. Jakobsen findet auf den Shetlands-Inseln vier *vin*, die jedoch appellativischer Natur sein können. Wahrscheinlich hat Rygh Recht, wenn er annimmt, daß das *vin* etwas früher auftritt als das *heim*. *vin* bedeutet Weide (so auch im Altn. belegt) und hängt mit ackerbauender Siedlung zusammen; dementsprechend nehmen die *vin* (und *heim*) die zentralsten und besten Teile der Gauen ein, vgl. die Karten II, III, IV. Die Abstände zwischen den *vin*-Siedlungen sind sehr gleichmäßig, was für die Beurteilung der frühesten Siedlungsverhältnisse wichtig ist, da es mit nomadischer Siedlung unvereinbar scheint. Es lassen sich hinter den *vin-heim*-Namen keine Spuren älterer Namengebung nachweisen.

(S. 32.) Daß die *vin-heim* eine ältere Schicht vollständig verdrängt hätten, läßt sich nur bei Annahme eines neu eingewanderten Volkselements begreifen, und selbst dann noch kaum; vgl. das Moseltal und Hellas, wo ältere Namen sich unter mehreren Schichten späterer Eindringlinge fest erhalten. Alles deutet darauf hin, daß die *vin-heim*-Schicht wirklich die erste Siedlung eines erdbauenden Volkes unserer Zunge vertritt.

b) Verteilung der *vin-heim*.

(S. 33.) Eine Darstellung gibt die graphische Kurve Karte I neben der Übersichtskarte IV.

Zunächst fällt auf, daß die *vin-heim* sehr spärlich an der Küste auftreten, wo doch heute zwei Drittel der Bevölkerung sitzen, vgl. die beiden Karten in Hansen La Norvège S. 8 und hinten. Noch auffälliger wäre das Bild, wenn allein die *vin* herangezogen würden. Dies bestätigt die Charakterisierung der *vin*-Siedlung als ackerbauend.

Zweitens bemerkt man die lange Unterbrechung an der Südküste von Egðafylke bis gegen Rogaland; hier finden sich nur vereinzelte *heim*.

Die Gegensätze können nicht durch Quantität oder Qualität des Bodens, sondern nur historisch-ethnisch erklärt werden.

Hier fallen verschiedene Momente ins Gewicht. 1. Egðafylke, obgleich räumlich zum Ostland gehörig, wird dennoch gerichtlich zum Westland gestellt, indem es dem Gulathingsgesetze folgt. 2. Die Nor-Sage stellt den Eponymen Egðafylkes mit denen der westländischen Landschaften Rogaland und Hordaland zusammen. 3. Es scheiden sich die westlichen und östlichen *vin-heim*-Gebiete durch ihre Siedlungsform: im Westland sind die Höfe zwischen vielen 'Aufsitzern' (Opsiddere) geteilt, sogar bis auf 20 hinauf, während im Ostland und im größten Teil des Nordlands nur Einzelbesitzer vorkommen, ganz wie im Süden, z. B. in Franken. 4. (S. 39.) Die Dialektscheide zwischen Westnorwegisch und Ostnorwegisch-Nordnorwegisch ist nach Lundell wesentlicher als die zwischen Ostnorw.-Nordnorw. und Mittelschwedisch. 5. Das Westland zeigt in arch. Beziehung mehr westeurop. jütländische Neigung als das Ost- und Nordland, welche östlicheren Verkehrswegen folgen.

Im einzelnen läßt sich die entgegengesetzte Wirkung der beiden Zentren oft wahrnehmen. Im Hallingdal, in Valdres (welche ursprünglich dem Gulathingsgesetz folgten) sowie im Østerdal finden wir deutlich eine zwifache Stellung: *vin-heim* ist im obern und untern Teile des Talgebiets zahlreich vertreten, in der Mitte aber fehlt es ganz.

(S. 40.) Das östliche Zentrum gründete eine Filiale im Þrándheimr und von dort wieder eine Abzweigung ostwärts nach Schweden hinüber, durch *vin-heim* gekennzeichnet. Nach Karlsson (Sv. Fornminnefören. tidsskr. 1900) stammen die norrländischen *vin*, *heim*, *stadir* vom Trøndelag, nicht von Svealand. Nach Lundell ist der Dialekt Norrlands norwegisch, d. h. trønderisch. Nach Munch schließt sich das Helsinggesetz an das Frostuthinggesetz und trennt sich von den schwedischen Gesetzen. Jemtland folgte dem Frostuthinggesetz. Nach Montelius ist norwegischer Einfluß in helsingischen Funden unverkennbar. Ferner wissen wir, daß ein Teil Helsinglands sich an den norw. König Håkon den guten anschloß. Håkon Jarl benutzte H. als Stapelplatz für seine Vikinger-Unternehmungen nach dem Osten. Olaf der Heilige legte seine Rückreise nach Norwegen über Helsingland. Heimskringlas Stammsagen führen die Helsingr und Jemten auf Norwegen zurück. Von den Helsingern stammen weiter die Schweden in Finnland.

(S. 42.) Die Südgrenze der *vin* in Schweden ist zweifelhaft; jedenfalls finden sie sich trotz Karlssons Zweifel zahlreich noch in Västergötland (50 Belege), dem Hauptgebiet der schwed. *heim*. In Ostschweden sind sie spärlicher (15 in Östergötland, 15 in Upland), und sie fehlen in Dalarne und Gestríkland; überall hier kam erst mit den *stadir* die dichte Besiedlung.

In Dänemark wird die erste Besiedlung vertreten durch *leif*, *løse*, *inge*. Nach Steenstrup haben die seeländischen *leif* ein Durchschnitts-

areal von 1200 Tonnen Land, d. h. so viel als 6—8 *vin*-Siedlungen im Christianiagebiet. Die *leif*, mit urgerm. Personennamen zusammengesetzt, häufen sich auf Seeland (80), Schonen (62), auch noch auf Lolland, 'Falster' NO Jütland, sind spärlicher in Halland, in SV Jütland (38) und Schleswig (25). Dann treten sie erst wieder in Thüringen auf. Das Zentralgebiet findet sich offenbar auf Seeland und in Schonen. Nur ein einziges *leif* überschreitet die norwegische Grenze, Ja(r)l(al)eif in Skjeberg.

løse gehört kaum zum Adj. 'los', ist wahrscheinlich 'Weide neben Gewässer'. Es reicht im N etwas weiter als das *leif*, bis Östergötland; einzelne vereinzelte Ausläufer scheinen sich, trotz Rygh, in Norwegen zu finden.

ing, das man zu dän. *Eng* 'Wiese' stellt, reicht gleichfalls etwas über das *leif* hinaus, bis Östergötland und Småland. Es ist zweifelhaft, ob es in Norwegen vorkommt. Überhaupt ist es schwierig, dies Element von der Ableitung *-ing* zu unterscheiden, welche zur Zeit der germanischen Völkerwanderung auftritt.

heim scheint nur im Inland als eigentlich schichtbildend aufzutreten, vor *by* und *stad*. In Småland folgen nach wenigen zerstreuten *leif*, *løse* und *inge* die gleichfalls nicht zahlreichen *stadir*, sowie ein Paar vereinzelte *heim* an der Küste von Möre. In Vestergötland sind die *heim* zahlreich und zerstreuen sich offenbar von dort ostwärts nach den Svealändern, wo sie mit einigen vereinzelt und verstümmelten Namen in Upland endigen. Nach *heim* und einer lokalen Reihe *tuna*, die wohl gleichzeitig ist, kommt die zusammenhängende Siedlung mit *stadir*, welche die Ebene füllt, aber nach dem Norden zu bloß gerade den Dalef überschreitet.

Überall neben den Siedlungstypen erscheinen reine Ortsnaturnamen: Ø, Vik, Næs, Fjord, teils alleinstehend (artikkellos), teils mit Personennamen, teils mit Lokaleigenschaftsnamen zusammengesetzt.

Daneben erscheint eine Reihe dunkler Bildungen; dänische Inselnamen wie Fyn, Møn, Falster, norwegische Insel-, Strom- und Fjordnamen wie Bokn, Hitr, Drafn (Drammen), Ign, Bumbl, Vefsn, norw. Siedlungsnamen, wie Totn, Dofr(ar) usw. Eigentümlich ist der Auslaut, wo oft ein geschlossener Konsonant in einen offenen hinüber 'platzt'. Jedenfalls ist diese Gruppe sehr alt.

II. Die Einwanderungswege der Gewächse. Plantographische Studien.

(S. 49.) Das arktische Element der norw. Flora ist tertiär ost-sibirisch, während der Eiszeit eingewandert. Dann kam ein mitteleuropäisches Klima; selbst bis zum Nordkap gedieh die Kiefer gut. (S. 58.) Unter den eingewanderten wärmeliebenden Pflanzen war eine Gruppe ('Plantesamlag' nach dem dänischen Botaniker Warming) von mittelgroßen Gewächsen, unter denen besonders *Origanum vulgare* hervortritt, eine rötliche, stark duftende Merian-Art, welche am Hardanger, in Småland und Upland König oder Kung heißt; vgl. Plinius Konila; man könnte nach ihr die gesamte Gruppe als die *Origanum*-Formation oder die Kung-Sippe bezeichnen. Die Verbreitung dieser Sippe zeigt auffällige Unterbrechungen. Blytt hat diese durch eine 'Relict-Theorie' erklärt, d. h. die Sippe sei bei wärmerem Klima überall eingewandert, und dann bei rückgängigem Wärmegrad dort übriggeblieben, wo stellenweise wärmeres Klima herrschte. Diese Theorie stimmt aber nicht zu den Tatsachen,

denn in dem warmen Schiefer-Geröll von Rogaland, Saude, Suldal, sowie in dem gleichfalls warmen Geröll von Lysterdal verschwindet die Kung-Sippe ganz. Die Erklärung kann nicht im Klima, sie muß im Terrain gesucht werden: die Verbreitung der Kung-Sippe ist im ganzen an genau vorgezeichnete Bahnen gebunden, wo Schiefer und Mergel den Weg zeigten.

(S. 76). Die edlen Laubbäume reichen an der Küste weiter als im Binnenland; die Kung-Sippe setzt sich über die Schieferbrücke in Valdres bis zum Trøndelag fort und von dort nach Schweden hinüber bis zur Küste Helsinglands. Beide, das Kung-Gefolge und die Laubbäume, haften an den sonnigen Hügeln, den offenen Wiesengeländen; an solchen günstigen Örtlichkeiten konnten sie, wie von C. Welzer nachgewiesen, den Kampf mit dem Nadel-Urwald siegreich aufnehmen.

(S. 78). Nun zeigt sich aber, daß genau denselben Weg wie die Kung-Sippe auch die *vin-heim*-Siedlung gewählt hat, vgl. Seite 7. Diese Siedlung war entschieden an den Ackerbau gebunden; keine Jäger- oder Fischerbevölkerung könnte so wohnen. Der primitive Ackerbau der *vin-heim*-Siedler konnte im Urwald-Dickicht nicht vorwärts kommen; wohl aber in den offenen Hainen und in den Laubwald-Enklaven, die sich in den dunklen Umgebungen dem Auge von weitem als lichte Flecke kenntlich machten. Auch in Deutschland war die Siedlung an solche Gelände gebunden, vgl. Rob. Gradmann, Geogr. Jahrb. B. 7, Leipzig 1901.

In den Siedlungsamen erscheinen die Kräuter seltener, was eine allgemeine Erfahrung ist. Bäume erscheinen häufig, nämlich in 2500 von 95,400 Hofnamen; darunter Laubbäume weit überwiegend, Nadelbäume bloß in 5—600 Fällen.

III. Die erste Siedlung. Archäologische Studie.

(S 100). Die Verteilung der Gräber zeigt eine beim ersten Anblick auffällige Erscheinung, die noch nicht genügend beleuchtet ist, und zwar handelt es sich um eine starke Verschiebung des Schwerpunkts nach dem Norden zu.

Wir finden in der Statistik bei Montelius:

	Schonen	Vestergötland	Vernland, Dal
Dysser	55	—	—
Jættestuer	9	82	—
Hellekister	—	9	50

Ganz entsprechende Erscheinungen zeigt die Statistik aus Norwegen:

	Ältere Eisenzeit	Jüngere Eisenzeit
Solum, Gjerpen, Hollen	9	5
Lunde, Saude, Bø	11	16
Obere Distrikte	9	50 (242 Fünde)

Im ganzen kann man sagen: Dänemarks Übergewicht über Norwegen ist während der Steinzeit überwältigend groß, tritt dann nach und nach zurück und wird in der Vikingerzeit durch völlige Unterlegenheit abgelöst. Nun aber wäre es doch undenkbar, daß eine wohl besiedelte Landschaft wie Schonen während der Zeit der Hellekisten so ganz verschwinden sollte. Daher müssen wir wohl der Erklärung Soph. Müllers beipflichten: entweder die Hellekisten sind eine lokale Phase der Väner-Gauen, gleichzeitig mit den Dyssen in Schonen, oder aber sie fallen später, zu einer

Zeit wo in Schonen die Dyssen schon durch die Gräber der Bronzezeit abgelöst waren.

Im ganzen dürfen wir davon ausgehen, daß Gräber und Siedlungsnamen sich in den verschiedenen Perioden entsprechen müssen. Und diese Voraussetzung bestätigt sich auch tatsächlich. Die skand. Steinzeitgebiete zeigen eine deutliche Parallele mit der *leif-løse-inge*-Siedlung. Es stimmt genau für Jütland, Schonen, Bleking, Småland, Öland, Nerike (wo sich die Nordgrenze der *løse* nach dieser Seite hin findet), Halland, Båhuslen. In Vestergötland, Dal, Vermland hört die Übereinstimmung auf; hier finden sich zahlreiche Dyssen urd Hellekisten, aber keine *leif*, *løse*, *inge*. Dagegen Massen von *vin* und gleichfalls von *heim*, welche in Jütland deutlich auf die *leif*, *løse*, *inge* folgen und über das jütische Steingrabgebiet hinausgreifen. Montelius setzt ausdrücklich die Hellekisten am Übergang zur Bronzezeit, und es läßt sich auch verstehen, daß die Steinkultur sich in jenen entlegenen Gauen länger erhalten konnte.

(S. 105.) Die Anfangsgrenze der ältern Steinzeit fällt nach Montelius spätestens ca. 2500 v. Chr., nach S. Müller spätestens ca. 1700 v. Chr. So weit müssen wir also die *leif*-Siedlung hinaufrücken. Dies wird viele Historiker befremden, und besonders die Sprachforscher werden protestieren. Munch hat behauptet, die ältesten germ. Ortsnamen könnten keine Personennamen enthalten. Und wenn auch Nygård für die in den *leif* enthaltenen Personennamen die Möglichkeit urgermanischer Datierung zugibt, wird er außer dieser Konzession kaum so weitgehende Schlußfolgerungen ziehen. Hollquist sagt (Ark. f. nord. fil. 17): "Diese Auffassung, daß ca. 3000 v. Chr. diejenige Sprache im Norden gesprochen wurde, von der die jetzigen Dialekte stammen, hat unter Sprachforschern kaum mehr einen einzigen überzeugten Anhänger". Die Herabsetzung von 3000 auf 2000 Jahre wird sie kaum befriedigen. Hat man doch den Archäologen die längst verlassene Auffassung wieder aufdrängen wollen, die Einwanderung der Skandinavier sei erst 4—500 Jahre v. Chr. erfolgt. Bremer hat gegen die Annahme früherer Besiedlung zwei Hauptargumente: 1. örtlich: das Gebiet von Prändheim und Svealand bis zur Ems, zum Harz und zur Weichsel konnte keine zusammenhängende Basis für gemeinsame Sprachneuerungen wie die Lautverschiebung abgeben; 2. historisch-archäologisch: die Verbreitung der Germanen ging von dem südlichen Viertel nordwärts.

Zu dem allgemein sprachlichen Argument ist zu bemerken, daß es keine ältere Schicht gibt als gerade die *leif*-Gruppe, sei es in örtlicher, sei es in archäologischer, sei es in namengeschichtlicher Hinsicht. (S. 121) die Bemerkung Munchs, daß Personennamen in den ältesten Ortsnamen nicht vorkommen, ist nicht stichhaltig: von Anfang wurden die Ortsnamen je nach ihrer verschiedenen Art verschieden gebildet, daher *løse* und *inge* ohne Personennamen, aber anders *leif*, welches in sich eine persönliche Beziehung ("Erbschaft") enthält. Auf Bremers Behauptungen läßt sich folgendes erwidern: 1) jedenfalls archäologisch fand sich die als "zu weit" in Abrede gestellte Gemein-Basis; sprachlich erhielt sich der Zusammenhang innerhalb $\frac{3}{4}$ des Gebiets ungestört 1000 Jahre hindurch, und es läßt sich kein örtlicher Grund nachweisen, weshalb der südlichste Viertel sich viel früher hätte abtrennen sollen: der Verkehr über See, über den Belt und den Sund war leichter als durch das binnenländische Germanien, "horrida silvis". 2) daß die Verbreitung der Germanen noch nach d. J. 500 v. Chr. von S nach N ging, — das ist eben was be-

wiesen werden sollte. Tatsache ist nur, daß die historische Bewegung bis zur Völkerwanderungszeit hinab von N nach S ging. Und wenn z. B. Bornholm erst um 400 v. Chr. seine germ. Bevölkerung erhalten hätte, dann hätte die Insel in 800 Jahren eine geradezu enorme Sterblichkeitsziffer haben müssen, vgl. die Untersuchungen Vedels. Schon eine statistische Betrachtung zeigt, daß hier ganz andere Zeiträume gefordert werden, — wenngleich die genaue, von Stufe zu Stufe gehende Darstellung Vedels auf Bremer keinen Eindruck machen kann, der nach seinen eigenen Worten nicht im Stand ist, die archäologischen Data genügend zu beurteilen. Rein sprachgeschichtlich müßte auch die Ungereimtheit (so Verf.) einer Siedlungsgeschichte einleuchten, die für Jemtland noch um d. J. 1000 nach Chr. Bronzekultur annimmt, während schon lange die ersten Kirchen südlicher in demselben Gebiete erbaut waren, wo die Sprache noch gemein-alt-nordisch war. Kurz, die philologische Chronologie, die Bremer der germanischen Lautverschiebung zuliebe aufstellt, ist vollständig unvereinbar mit den Resultaten der gesamten nordischen Altertumswissenschaft.

Norwegen fällt so zu sagen außerhalb der Besiedlung der Steingraber-Zeit. Die erste germ. oder vielmehr idg. Landnahme fällt in die Bronzezeit mit der *vin-heim*-Siedlung.

In Jütland sind gerade in den steingrabarmen Teilen die *leif* selten, die *heim* zahlreich. In Schweden entsprechen die *heim* den Bronze-gräbern. Vgl. die Tabelle von Montelius aus d. J. 1874 (in $\%$):

	Bronzezeitliche Funde	<i>vin</i> u. <i>heim</i> .
Vestergötland	32	56
Båhuslen	17	11
Dalsland	11	4
Vernmland	4	9
Nerike	2	1
Östergötland	6	8
Södermanland	14	3
Vestmanland	5	1
Upland	9	8
Gestrikland	—	—
Dalarne	1	—

Die Anfangsgrenze ist am besten mit Müller um 1200 v. Chr. zu setzen; das wenig differenzierte Gepräge in dem sehr weiten Gebiet paßt besser zur 400jährigen Periode Müllers als zur 1000jährigen Periode von Montelius. Der Schwerpunkt fällt wahrscheinlich zwischen 1000—700, also gleichzeitig mit der Wanderung der Dorier nach Südgriechenland und Asien c. 1000—800, aber während den Griechen damals schon das Eisen bekannt war, kannten die nordischen Landnahmемänner bloß das Kupfer. Möglicherweise besteht ein gewisser innerer Zusammenhang zwischen beiden Völkerbewegungen, was freilich reine Hypothese bleiben muß.

(S. 119 ff.) Über das Bronzegebiet hinaus und in das Eisengebiet hinein tretend, gelangen wir in die *stad*-Siedlung. Es finden sich 149 *stad*ir nördlich in Helgeland, durch ihre Lage ausgezeichnet, oft auch noch heute bedeutend. Hier wohnte im 9. Jh. Ottar "der nördlichste unter allen Nordmännern". — Svealand zeigt, daß *stad* älter ist als bisher angenommen. Nach Tacitus waren die Schweden hervorragend sowohl

durch Land- als Seemacht; dies erklärt sich nicht durch die wenig zahlreichen *vin-heim*, einzig und allein durch die *stadir*. In Östergötland bilden die *stadir* $\frac{1}{6}$ aller Gemeinden und beherrschen die Ebene. Noch in der Bronzezeit wiegen die gesamten Svealänder nebst Östergötland wenig gegenüber Vestergötland und den früher dänischen Landschaften (1874: 159 + 30 Funde gegenüber 187 + 2000). Aber schon in der älteren Eisenzeit kommen sie nach, und das kann nur durch die *stadir* bedingt sein. In Dänemark folgen die *stadir* in Gröfse dicht hinter den *by* (Steenstrup) und sie zeigen dieselben Personennamen wie die *leif* (Nygård).

(S. 124.) Die Rhythmen der nordischen Besiedlung, wie sie sich durch Ortsnamen und Funde markieren, dürften sich in der Hauptsache folgendermaßen gestalten:

<i>leif, løse, inge</i>	Dänische Groß-Steingraberzeit	c. 1700-1200 v. Chr.
<i>vin, heim, tun</i>	Bronzezeit	c. 1200-400 v. Chr.
<i>stadir (by)</i>	Eisenzeit	400 v. Chr.-1000 n. Chr.
<i>rud, holt, land, set</i>	Katholische Zeit	1000-1350 (1500)
Artikelnamen	Neuere Zeit	1500-1900

(S. 126.) Montelius macht geltend, die Steinzeit-Siedlung reiche bis Helsingland und þrandheim, wo ein reiches Feld sich findet, ja sogar bis zum Namdal. Somit sollte hier eine feste nordische Besiedlung vor der *vin-heim*-Bronzezeit vorliegen.

Allein eine nähere Untersuchung ergab ein ganz anderes Resultat. Wer die Funde genau ins Auge faßt, kann sich des schlagenden Eindrucks nicht erwehren, daß hier ein von der jüngern Steinzeit Dänemarks ganz abweichender Typus vorliege, dessen vorherrschendes Material nicht Feuerstein, sondern Hartschiefer ist. Trotzdem die Funde im SO von Christiania sich an den skand. Typus annähern, steht fest, daß kein einziger der hierhergehörigen Siedlungsfunde sich in den Groß-Steingraber-typus einreihen läßt. Zweifellos haben wir hier eine direkt fortgesetzte Entwicklung der dänischen ältern Steinzeit, unabhängig von der dänischen jüngern Steinzeit; man kann sie nach dem hervorragendsten Fundorte den Nøstvet-Typus oder nach dem Material den Schiefer-Typus nennen.

Weiter lassen sich die Spuren bis Frankreich verfolgen. Es läßt sich ein ununterbrochener Zusammenhang von der typisch arktischen Steinkultur in Tromsø Stift über das Fosen-Gebiet und Bøml (mit etwas jüngeren Formen), Jæder, Lister, das reiche Nøstvet-Gebiet bei Christiania, Ske (Båhuslen), Ringsjö (Schonen), Frænnemark (Bornholm) bis zu den dänischen Schalhäufen und von dort weiter bis zu den Höhlenfunden Nordfrankreichs beobachten.

Die bornholmischen Funde zeigen eine lange Übergangszeit zwischen gespaltenem und geschliffenem Feuerstein; dadurch wird teilweise erklärlich gemacht, wie im noch entlegeneren Norwegen die ältere Steinkultur noch weiter leben konnte, nachdem schon Dänemark die Kultur der großen Steingraber empfangen hatte.

Aber der Gegensatz könnte teilweise auch durch eine Einwanderungs-Theorie erklärt werden, und tatsächlich muß dies der Fall sein.

Denn die Karte (Nr. VII) zeigt, daß die Nøstvet-Kultur entschieden der Küstenbevölkerung angehört, in radikalem Gegensatz zur *vin-heim*-

Bronzesiedlung. Deutlich sind die Nøstvet-Leute sowie die Altsteinleute Dänemarks und die Mittelsteinleute Bornholms ein Volk von schaltieressenden Fischern und Waidmännern, unabhängig von dem urbanen Terrain, welches die Ansiedlung der Skandinavier bedingte. Also haben wir Nicht-Indogermanen gegenüber Indogermanen.

Daß zerstreute Altertümer skand. Gepräges unter den Nøstvet-Sachen vorkommen, sagt nichts: natürlich konnten Beeinflussungen und Beimischungen nicht ausbleiben. Gräberfunde bei Hevne und Höhlenfunde bei Bjugn reichen hinab bis zur Vikingerzeit; in den quadratischen Gräbern am Varangerfjord (Nordkap) fanden sich Metallsachen, zum Teil entschieden nordischer Form, unter sonst ganz unnordischen Sachen: Bogen aus Wachholder, Pfeilen mit Beinspitzen, bisweilen Schneeschuhen, weiter Quarz, Schalen von Buccina und Cyprina, Seesternen, Vögel- und Fischbeinen zermalnten Kiefern von Renttieren, Füchsen, Bibern und Walrossen.

IV. Finnen, Quänen und Lappen. Ethnologische Studien. (S. 156 ff.) Man ist gewohnt, sich die idg. Steinleute als 'Wilde' vorzustellen. Das ist aber fehlerhaft. Denn mit einer alten Zivilisation kamen die Indogermanen nach Skandinavien und ließen sich dort nieder, während der Steinzeit in den dänischen *leif*, während der Bronzezeit in den norwegischen *vin-heim*. Ganz anders die vorhergehenden Jäger: in diesen können wir eher als in den Skandinaviern richtige Wilde erblicken. Nur den Hund hatten sie als Haustier und auch diesen nicht zweifellos außerhalb Dänemarks. Seetiere spielten bei den Urindogermanen nur eine geringe Rolle, — hatten sie doch nicht einmal ein gemeinschaftliches Wort für 'Fisch' (Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte); dagegen im Haushalt der Altsteinleute waren die Seetiere ein Hauptstück. Auch die jüngern Schalhaufen sind gewiß von den Ureinwohnern gebildet. In der Stora Förvar-Höhle auf der Karlsinsel bei Gotland findet sich eine fortgesetzte Siedlungs-Ablagerung, mit Fischen und Seehunden anfangend bis zu einer dünnen Oberschicht mit idg. Haustieren, Bronze- und Eisen-geräten. Daneben zerquetschte Menschenknochen, was auf Menschenfresserei deutet: auch bei Sjøngheller in Søndmøre fanden sich solche Spuren. So etwas scheint nicht indogermanisch; Menschen wurden bei den Skandinaviern zwar geopfert, kaum aber gefressen, — diese Sitte gehört gewiß den Nicht-Indogermanen.

Somit zeigen sich in Skandinavien von alters her zwei Rassen, getrennt nicht durch zufällig verschiedenen Erwerb, sondern durch ihr ganzes ethnisches Gepräge. Die Verlegung des archäologischen Schwerpunkts nach N, von den dänischen Schalhaufen der Altsteinzeit über Nøstvet in Viken bis zum arktischen Steingebiet in Finnmarken, das Fehlen der ältesten Typen im N und der jüngsten im S — dies alles zeigt, daß die Verschmelzung der Rassen im Süden frühzeitiger eintrat. Die nicht-idg. Bevölkerung hielt sich die ganze Zeit hindurch nördlich der idg. Schwerpunkte und wurde zugleich mit diesen nordwärts verschoben; in den äußersten Außengebieten der neuen Kultur hat sie ihre Eigenart am längsten behaupten können.

Wenn zwei so scharf getrennte Rassen jahrtausendlang neben einander wohnten, erhebt sich die Frage, ob dieser Sachverhalt keine historisch-literarischen Niederschläge hinterlassen habe.

Tatsächlich finden wir seit dem Bekanntwerden Skandinaviens eine ununterbrochene Reihe von Zeugnissen, die über ein von den Nordleuten grundverschiedenes Volk im Norden berichten. Von Tacitus, Prokop, Jordanes, Anonymus Ravennas, Paul Warnefrid bis zu den Schweden des 17. Jahrh. werden die Stämme hinter den Nordleuten ganz gleichartig geschildert, als ein Zaubervolk, dessen Männer und Weiber gemeinschaftlich aufs Waidwerk ziehen und das ein mehr tierisches als menschliches Leben führt. Bei Prokop wird ausdrücklich der Gegensatz dieser Wilden zu den Skandinaviern hervorgehoben. (S. 171.) Das Gesamtbild stimmt genau zu dem, was wir von jenen Nicht-Indogermanen erwarten mußten, die noch während der Eisenzeit auf der Stufe der arktischen Steinzeit standen.

Die Nichtindogermanen im Norden werden bei den Schriftstellern Finnen oder Skridfinnen genannt. Dadurch erhalten wir für sie eine ethnische Benennung, wodurch übrigens nichts über ihre ursprüngliche Nationalität gesagt wird, denn bekanntlich fließen die Völkernamen manchmal in einander über, vgl. den Namen *Finnagardr auf den Shetlands-Inseln, der nach Jakobsen für *Pettagardr steht, d. h. piktische Ansiedlung bedeutet.

Wir haben daher zunächst nur an der Hand des Finnen-Namens unsere Vorstellungen von der ursprünglichen Verbreitung der Vor-Skandinavier zu kontrollieren.

Die literarischen Zeugnisse ergeben mehrere örtliche Anhaltspunkte. Jordanes erwähnt 'Finni mitissimi', d. h. "die am meisten zivilisierten Finnen" neben den Raumaricii d. h. den Bewohnern von Raumariki (Romerike) am Christiania Fjord. Beowulf erwähnt Finna land an der Küste nördlich der Heaþo-Reamas = Raumaricii. Nach der Nor-Sage hatte Nors Sohn Raum mit der Tochter des Jötuns Thrym von Vorsa einen Sohn, der Finn-Alfr genannt und bei dem Mutterbruder Berg-Finn erzogen wurde. Sturla Thordson sagt von einem Aufgebot aus der ganzen Christianiafjord-Gegend, welches sich im Jahre 1257 in Tønsberg versammelte "*dygðir menn or Finna bygðum*". In dem Eidsiva- und Borgartingsgesetz, welches u. a. für Raumariki und Alfheimar galt, wird verboten zu den Finnen zu fahren "*at spyrja spá*" (die Wahrsager zu befragen); falls solches ruchbar werde, soll es streng bestraft werden. Diese Vorstellung, daß man sich insgeheim zu den Finnen begeben konnte, und es wohl auch häufig tat, paßt nicht zu dem fernen Finmarken, sie läßt auf ein eng benachbartes Gebiet schließen. Nach diesem allen kommen wir auf ein Finnland an der Küste des Skagerak oder des Kattegat.

Andere Finnen werden nördlicher erwähnt. Nach Adam von Bremen war der Hauptsitz der Skridfinnen in Helsingland. Ottar lebte im 9. Jahrhundert in Helgeland unter Finnen. Im Jahre 1311 erließ Håkon Magnusson auf Gesuch des Finnenkönigs Martin eine Verordnung betreffs der Finnen Helgelands, welche darin als noch heidnisch, aber zugleich als fest angesiedelt erscheinen.

Neben den literarischen Zeugnissen kommen zahlreiche Ortsnamen mit Finn in Betracht, z. B. Finveden in Småland (Finnaithe bei Jordanes), Finholt an dem Ringsjö in Schonen, Finholt in Romerike, vgl. Karte VII. Diese Namen können nur ausnahmsweise von der unscheinbaren Grasart 'Finnskegg' herrühren, eher von dem Personennamen Finn, aber dennoch ist kaum denkbar, daß z. B. die 25 Finnstad und die 5 Finnestad sämtlich nur den Personennamen enthalten sollten. Auffällig bleibt immerhin, daß von den 30 stad-Namen mit Finn nur ganz wenige sich an der West-

und Nordküste befinden, 1. im Westland, 2. bei Stenkjær (Trøndelag), 1. in Nordland (2. in Tromsø Stift sind neugebildet). In Smålenene, Romerike und den Mjøs-Gauen finden sich die $\frac{4}{5}$; wäre dies etwa an die Finni mitissimi des Jordanes anzuknüpfen? Im ganzen dürfen wir sagen, daß die Hauptmasse der Finn-Namen südlich bis Finnhult in Schonen den Volksnamen, nicht den Kräuter- oder Personennamen enthalten.

Was bedeutet aber der Name? Gewöhnlich werden Finnen = Lappen gesetzt. Dies wird begründet durch den heutigen norwegischen Sprachgebrauch, aber noch mehr durch das Zeugnis Ottars, nach welchem die Finnen dieselbe Sprache hatten als die Bjarmer. Allein aus dem heutigen Sprachgebrauch kann man, wie oben gesagt, keine sichern Schlüsse auf das Altertum ziehen, und selbst wenn man aus dem Götternamen Jomali schließen kann, daß die von Thore Hund im Jahre 1026 besuchten Bjarmer Karelisch sprachen, so folgt daraus dennoch nicht notwendig dasselbe für die um 250 Jahre älteren Bjarmer Ottars.

Tatsächlich stimmen die Lappen weder örtlich, noch ethnisch, noch zeitlich zu den vorskandinavischen Finnen. Die Hauptmasse der Lappen findet sich in den Lappmarken, wo die Finn-Namen fehlen; andererseits fehlen alte lappische Ortsnamen vollständig in dem Nøstvet-Finn-Gebiet, die vorhandenen lappischen Namen sind hier einfach Umbildungen oder Übersetzungen nordischer Vorbilder. Dies ist für die Frage eigentlich schon entscheidend. Es ist vollständig ohne Parallele, daß eine ursprüngliche Bevölkerung nicht einmal so viel als eine einzige Spur ihrer Sprache in den Ortsnamen hinterlassen hätte.

(S. 182.) Die Lappen gehören zweifellos der niedrigen nordasiatischen Tundra-Kultur an (s. Menneskeslægtenes ælde S. 377). Selbst ihre Sprache müssen sie von andern Völkern bekommen haben, und diese waren die der Rasse nach weit von ihnen abstehenden finnisch-ugrischen Stämme, welche ihre nahen Süd-Nachbarn von Sibirien bis Finnland waren. Die lappische Rentier-Kultur, welche sich durch den Wortvorrat als uralt erweist, hängt zusammen mit den Samojeden. (Vgl. Hansens Aufsatz bei Nansen, Paa Ski over Grønland, Kra. 1890, S. 94—108.) Die unindogermanischen Skinamen der Lappen weisen auf Mittelasien, Altai, Baikal. (S. 259 ff.) Die Ski der Lappen waren zweifelsohne von Anfang an nach asiatischer Art mit Fell besetzt, so wie sie in der Kalevala erscheinen, nicht glatt wie die nordischen und die in den sogenannten Lappengräbern am Varangerfjord gefundenen. Die Lappen kannten nicht solche verhältnismäßig großartige Grabgebäude wie die am Varangerfjord. Sie kannten keine soziale Gliederung wie die in Ottars Mitteilungen und in den häufigen Erwähnungen von Finnenkönigen hervortretende. Die Lappen werden von den Skandinaviern stets mit tiefer Verachtung erwähnt, als feig und verzagt; sie konnten nicht jene Finnen sein, die den Schweden als gefährliche Feinde galten und auch sonst immer mit größtem Respekt geschildert werden. Die Lappenweiber nehmen nicht am Waidwerk teil; so fern wurden sie früher davon gehalten, daß die Beute durch eine Hintertüre des Zelts in einen eigenen, nur den Männern zugänglichen Raum gebracht wurde. Dagegen bei den Finnen, den Skridfinnen sowie den Seefinnen, sind die Weiber beim Waidwerk überall die Gefährten der Männer, und in einem der angeblichen Lappengräber am Varangerfjord wurde ein Weiberkopf (J. Heibergs Diagnose) mit Ski, Bogen und Pfeilen gefunden. Die Lappen haben ihre Fangapparate von

den Norwegern geborgt, die Seefinnen dagegen hatten nach Leem selbst-erfundene, die von den norwegischen abwichen. Die Lappen brauchen als Kerzen nur Späne, die Seefinnen verwenden in großem Maßstabe Tran usw.

(S. 188.) Zu diesen Zeugnissen, welche die örtliche und ethnische Verschiedenheit zwischen Lappen und Urfinnen verraten, kommen nun die Lehnwörter aus dem Nordischen, welche entschieden auf späte Einwanderung der Lappen deuten. Ein Teil ist freilich alt, aber diese haben die Lappen mit den Finnen gemeinsam, d. h. zweifelsohne durch finnische Vermittlung, was auch lautlich wahrnehmbar ist. Hätten die Lappen von Alters her neben den Skandinaviern gesessen, so müßten sie eine Reihe selbständig übernommener urnordischer Wörter besitzen; die ältesten nord. Lehnwörter stammen aber erst aus der Vikingerzeit (Quigstad Nord. Lehnw. im Lappischen, Chr. V. Selsk. Forhandl. 1893). Bemerkenswert ist, daß alle Seeausdrücke im Lappischen nordischen Ursprungs sind, selbst solche wie Meer, See, Strand, Welle, Holm. Ein einziger Ortsname hat im Lappischen urnordische Form, Makkaravjo = Magerøy. Aber dieser Einzelfall kann die urnordische Nachbarschaft nicht erweisen; die Lautverbindung *avj* vertritt auch sonst im Lappischen das norw. *øy*, welches dem Lapp. abgeht. Alle übrigen Ortsnamen sind deutlich erst seit altnordischer Zeit übernommen. Während Habicht im Lapp. *habag* heißt, finn. *hafukka*, heißt bei Skjerø, Tromsø und Tysfjord das norw. Haukø im Lapp. Avka, d. h. es zeigt eine Lautform, die jünger als das Jahr 800 ist. Bei der Genauigkeit, mit welcher das Lappische sonst die finnisch-germ. Lautform bewahrt, ist es undenkbar, daß es sie hier auf eigne Faust hätte weiter entwickeln sollen. Wir sehen auch anderseits, daß durch den Übergang ins Lappische die altnorw. Lautform ganz oder halb versteinert, z. B. Vahke = Vågar, Vågen (Lofoten), Reip-vahk = Reiper-våg (Finmarken), Skanek = Skåneyjar (Trondenes, Tromsø), fal- = altnorw. -hval- in Kvalsøy (Vestfinmarken), Karlsø, Kvalsund (Tromsø). Selbst größere Örtlichkeiten haben norw. Namen. — Die altnorw. Form gilt indessen nach dem Süden zu bloß bis Ofoten, kaum bis Vesterålen. Weiter südlich gelten neunorwegische Formen: Voahke = Våge (Salten, vgl. Vahke), Golse = Kvalsø (Hadsel in Vesterålen, vgl. fal-), Guitanassje = Kvitnes (vgl. fital = hvitling, Fischname). Südlicher in Salten Langovvo = Lan(de)go(de), Gødjåa = Gøya = Gødey, Jemgabmo = Hjemgam = Heimgam. Noch südlicher sind die Formen noch jünger: Sirejolla = Sirejol (Hattfjelddalen, 'dickes *r*' = *rd*), Svejeg, Sveing = Svidning, Svenningdalen. Im Trøndelag finden wir endlich vollständig modern-norwegische Dialektformen: Beiston = Beistan = Beitistað, Sperrbe = Spårbu = Sparabu, Sjtientsje = Stenkjær = Steinker, Vardale = Vårdålen = Veradal, Sjkierde = Sjørdalen = Stjóradal, Moarrak = Mårråk = Merakr, Sallbu = Salabu (nicht früher als das 15. Jahrh.) = Selabu.

(S. 185.) Dazu kommt nun, daß eine verhältnismäßig alte Überlieferung sowohl die Einwanderung der Lappen als ihre Verschiedenheit von den Seefinnen bezeugt. Pastor Lund schreibt im Jahre 1689 (N. Vid. Selsk. Skr. 19. Aarh. B. 1, Throndhj. 1817): "Man erzählt für wahr, daß die Lapfinnen, welche sich meistens durch zahme Renntiere ernähren, bei ihrer ersten Ankunft in diesen thrundhjemschen Gebirgen (früher gab es jedoch Finnen, welche von Wild und Waidwerk lebten) in einem Tage sowohl Männer als Weiber mit den Wiegenkindern in Norlde ausröteten und zu Grunde richteten, aber diesen Mord revanchierte ein Mann in Sørlide, wohnhaft zu Estil" — indem er sie einlud, dann zwischen der

Wand und dem Langtisch festklemmte und mit Beilen niedermetzte. "Die Überlebenden im Gebirge lernten später sich zu fügen." "Von diesem Manne rechnet man jetzt fürwahr das fünfte Glied in recta linea descendente." Demnach scheinen die Lappen erst im 16. Jahrh. bis Indherred (in der Nähe vom Trøndelag) angelangt zu sein, vgl. hierzu die neunorwegischen Sprachformen der lappischen Ortsnamen in Vesterålen. Bemerkenswert ist die scharfe Unterscheidung zwischen Lapfinnen und Seefinnen, die sich auch bei Peder Claussøn findet (16. Jahrh.).

Also die Lappen scheinen erst spät in Skandinavien heimisch; ihr erstes Auftreten wird etwa in die Zeit zwischen dem 10. und 11. Jahrh. fallen.

(S. 179 ff.) Wenn nun die Urfinnen keine Lappen sind, wo können wir sie dann unterbringen? Eine positive Sprachbestimmung läßt sich vor der Hand nicht geben, aber so viel ist wenigstens klar, daß eine Reihe arktischer Funde außerhalb der *vin-heim-stad*-Gebiete in Schweden nach Quäenland führen. Die Quänen sind wie die Lappen Träger des Finnennamens, und jenes Gebiet arktischer Funde in Ostschweden wird im Jahre 1273 'Finmark' genannt. Die Ur-Quänen können weder Lappen noch Suomi gewesen sein, vgl. Wiklund Ark. f. nord. fil. 12, 1896. Suomi-Ortsnamen finden sich nicht über Norrbotten hinaus, welches spät besiedelt wurde. Lappische Ortsnamen reichen nicht bis zum Küstenland. Soweit ist Wiklund im Recht; wenn er aber seine Quänen zu Skandinavien oder 'Schweden' stempelt, so widersprechen die arch. Data dem entschieden. Zwar finden sich Altertümer der jüngern Steinzeit auch nördlich der *stadir*-Gebiete in Ångermanland, allein die Siedlungsnamen sind deutlich ganz späten Gepräges. Noch im 14. Jahrh. nennt das Helsinggesetz keine vollständige Gemeinde im südlichsten Teile Vesterbottens: es erwähnt diejenigen die in Ume und Bydgc wohnen und dann im allgemeinen 'alle diejenigen die nördlicher wohnen'. Die arktischen Funde, welche der Küste ihr Gepräge verleihen, können kaum zu skandinavischen Altertümern gestempelt werden. Entschieden gegen das nordische Volkstum der Quänen spricht ihre allgemeine historische Stellung, ihre Unabhängigkeit von den Helsingern, ihre oftmalige Feindschaft mit ihnen und mit den Haløygern. In den späteren Sagas werden sie mit den "Kirjalén, gehörenten Finnen und beiden bjarmischen Völkern" zusammengestellt (Hist. Norv. 1190); von Olaus Magnus werden sie 1555 als die Fuhrknechte (Køresvende) der Finnen, von den Norwegern Finmarkens 1598 'Ostfinnen' genannt, deutlich unter die Finnen eingereiht. — Während somit alle arch. und hist. Data dem angebl. nordischen Volkstum der Quänen widersprechen, werden sie sofort verständlich, wenn wir die Quänen zum Kulturkreis der nicht-indogermanischen Urfinnen Norwegens stellen.

(S. 202.) Adam von Bremen sagt, daß die fern-wohnenden Jäger-völker eine Sprache sprechen, die wie Zähne-Geknirsche klingt. Dies könnte Lappisch sein; jedenfalls müßte das Urfinnische schon lange vorher ausgestorben sein. Nur in Ortsnamen können wir Spuren erwarten, und kaum in eigentlichen Siedlungsnamen, dagegen in den Namen von Naturfaktoren, von Inseln, Strömen, Seen und Fjorden. Und gerade hier findet sich eine Reihe altertümlicher Gebilde mit jenem auffälligen 'platzenden' Auslaut (vgl. oben S. 25). Dazu kommen auch finnische Königsnamen wie Sumbl, Theng(i)ll, Matt(u)ll. Hier könnte ein Rest der urfinnischen Sprache vorliegen, was freilich nur als Vermutung hingestellt werden darf.

V. Indogermanen und Nicht-Indogermanen. Anthropologische Studie. (S. 211 ff.) Die Archäologen gaben lange jeder neuen arch. Periode ein neues Siedlervolk. Aber kein einziger Fund der skand. Stein-, Bronze-, Eisenzeit fällt über die jetzt bekannten Variations-Grenzen hinaus. Die bisherige Kraniologie arbeitet viel zu schematisch; ein Unterschied von 1 cm entscheidet manchmal, ob ein Typus als lang- oder breitschädlig registriert werden soll. Manchmal laufen die Definitionen auf die Sophistik des Erasmus Montanus hinaus: "Ihr kräht wie ein Hahn, ergo seid Ihr ein Hahn!"

Ein Zusammenhang zwischen Körperhöhe und Schädellänge läßt sich von vorn herein vermuten und findet sich tatsächlich auch; es ist das sog. Gesetz Welckers (1862). So auch in Schweden nach der Anthr. suec. (Material: 21 jährige Rekruten):

Höhe.	71	72-76	Index. 77-81	82-86	87-
185 cm	—	1.22	0.93	0.82	—
184-180 „	1.30	1.13	0.95	0.88	0.40
179-175 „	1.10	1.10	1.00	0.88	0.96
174-170 „	0.95	1.02	1.00	0.97	0.97
169-165 „	0.94	0.94	1.02	1.08	0.86
164-160 „	0.71	0.86	1.04	1.16	1.21

Man könnte versuchen, die Bedeutung der Tabelle durch die Hypothese abzuschwächen, daß die Breitschädel langsamer wachsen als die Langschädel, so daß der Unterschied sich bei späteren Jahren wieder ausgleiche, allein gerade das Umgekehrte ist der Fall. 432 ostnorrw. Soldaten zwischen 22 und 28 Jahren, meist Langschädel, zeigten zwischen der ersten und zweiten Messung einen Zuwachs von durchschnittlich 1.90 cm; 267 westnorrw. Soldaten, meist Breitschädel, zeigten nur 1.04.

Das Verhältnis der Augen- und Haarfarbe zum Schädel- und Körperbau wird gewöhnlich so aufgefaßt, daß Langschädel und Langwuchs zu Blauaugen und Blondhaar, und anderseits Breitschädel und Breitwuchs zu Dunkelaugen und Dunkelhaar gehören. Allein so einfach liegt die Sache nicht. Des statistische Verhältnis ist merkwürdig unklar; so auch in Frankreich und Baden nach Collignon und Ammon.

Anthr. suec. ergibt folgende Konstellationen:

Blondhaar	Blauaugen	Braunaugen
Langschädel	Breitschädel	Breitschädel
Breitwuchs	Langwuchs	Langwuchs

Und dennoch gehört unstreitig Langschädel zu Langwuchs und Blondhaar zu Blauaugen. Die Erklärung dieser scheinbar widersprechenden Verhältnisse ist in dem Nachwuchs zu suchen: es gibt eine Nachdunklung. Pitzner (Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. B. 1. 3. 1899. 1901) gibt für das Elsaß folgende Statistik:

	blond.	braun.	schwarz.
bei Neugeborenen	90	10	—
bei Erwachsenen	20	70	10

Weil nun die Langschädel schneller wachsen als die Breitschädel, so erreichen sie den abschließenden Grad von Dunkelheit schneller als diese.

Klarere Verhältnisse finden wir bei einem Rassen-Extrem, nämlich im Falle schwarzer Haarfarbe; es zeigt sich, daß die schwarzhaarigen schneller zum Abschluß des Körperwuchses gelangen, und die Statistik

ergibt nun deutlich die zu erwartende Verknüpfung zwischen Breitschädel, Breitwuchs und Schwarzhaarigkeit. Vgl. die Zahlen aus der Anthr. suec.:

Index	72-76	77-81	82-86
Haar: schwarz	0.95	0.99	1.13
Augen: meliert oder braun			
Höhe	179-175	174-170	169-165
Haar: schwarz	0.97	1.14	0.99
Augen: meliert oder braun			
	164-160		0.88

Hiermit stimmen die norwegischen Zahlen Larsens:

Index	76	77-81	82
Haar: schwarz	0.99	0.98	1.10
Augen: braun	0.97	1.01	1.05
Haar: schwarz	0.95	0.99	1.08
Augen: braun oder meliert			

Um vollgültiges Material zu bekommen, müßten wir ganz erwachsene Männer haben; zur Unterscheidung der schwierigen braunen Nuancen (ursprüngliches und sekundäres braun) müßten wir zahlreiche Kindermessungen vergleichen.

Auch Larsen erkennt jetzt die wesentliche Verwandtschaft zwischen dem hellen und dunkeln Mittellangschädel. Also bleibt in unserm Gebiet nur ein Langschädeltypus übrig, und wir haben demnach nur zwei Gegensätze zu konstatieren: Nr. 1 langschädlig, langwüchsig, in der Kindheit ausgeprägt blond, später etwas dunkler; Nr. 2 breitschädlig, niedriger, jedoch nicht zwerghaft, mit schwarzem Haar und mehr oder weniger braunen Augen.

Fragen wir jetzt nach der örtlichen Gruppierung, so finden wir, daß Nr. 1 sich mit der *vin-heim*-Siedlung, und daß Nr. 2 sich mit der Nøstvet-Siedlung deckt.

(S. 226.) Schon Retzius, der Vater der Kraniologie, hat den mittellangschädlichen Typus als gewöhnlich in Schweden während der Steinzeit festgestellt (1840). Die gesamten Rassenzeichen: Langschädel, Langwuchs und Blondhaar, finden sich wieder bei den Galliern, bei den Russen echt slavischen Ursprungs, bei den römischen Patriziern und den echten Hellenen. Man könnte den Typus füglich den indogermanischen nennen.

Welche sind jetzt aber die Völker, die den breitschädlichen Skandinaviern der Rasse nach nah stehen? Man antwortet: 'die Lappen', aber diese vertreten trotz ausgesprochener Breitschädligkeit einen ganz abweichenden Typus. Auf diese Zwerge paßt nicht Sven Estridsøns Schilderung der nicht-nordischen Jägervölker, die von 'modica statura', kräftig und gewandt waren und deshalb als gefährliche Feinde der Skandinavier galten. Die sogenannten Lappengräber am Varangerfjord, c. 30 im ganzen, zeigen sämtlich einen unlappischen Typus. Nur in einem einzigen Grabe fanden sich Lappenschädel, und da diese sich neben einem unlappischen Schädel befanden, während sonst sämtliche Gräber nur eine Leiche enthalten, sind sie offenbar überzählig, erst nachträglich hineingesteckt worden. Die unlappische Form konstatierte mit Entschiedenheit Quatrefages in 1869, so auch Retzius und Sommier, und Larsen bemerkt, daß diese 'Lappenschädel' eine auffällige Ähnlichkeit mit gewissen norw. Formen, besonders des Trøndelags, verraten. Diese anthropologischen

Beobachtungen vollenden den durch die arch. und hist. Tatsachen schon hinlänglich geleisteten Beweis, daß die vorindogermanischen Finnen keine Lappen gewesen sein können.

Sie gehören auch nicht dem mediterranen Typus, der niedrig, dunkel und entschieden langschädlig ist.

Was sind sie denn aber? Es ist nur merkwürdig, daß die Antwort so schwer fällt. Von Norwegen und Südschweden zieht sich der Faden über Dänemark, wo die Breitschädel schon stark anschwellen, bis zu einem großen zusammenhängenden Gebiete von Breitschädeln in Mitteleuropa, welches man das 'alpine' nennen kann.

Wichtig für die Altersfrage ist, daß die Breitschädel, deren Hauptsitz in Asien liegt, weit nach dem Westen zu auftreten, in Frankreich und Belgien bei Furfooz und Solutré, in Schichten, wenigstens gleichalterig mit den Schalh ufen Dänemarks, die der älteren Steinzeit angehören, wenn sie nicht noch älter sind.

Also in Norwegen hebt die Besiedlung mit der alpinen Rasse an, mit älterer Steinkultur, Jäger-Erwerb, Schalh ufen und mit der ethnischen Bezeichnung 'Finnen'. (S. 251.) Zu bemerken ist, daß im *ru -land*-Gebiet die Breitschädel stärker vertreten sind als in den *vin-heim-stadir*-Gebieten, genau so wie in den entsprechenden dänischen Schichten. Hier sind die Breitschädel als Jäger und Freigegebene der unterworfenen Bevölkerung an der Siedlung beteiligt. Die Rodungszeit ist die christliche Bekehrungszeit mit Freilassung zahlreicher Sklaven. Erling Skjalgson ließ seine Sklaven den Wald roden, damit sie sich frei kaufen könnten. Harald H rfagri fordert, daß alle Waldroder, Salzbrenner und Waidm nner zu See und zu Lande ihm h rig sein sollen; hier sehen wir die Urbewohner deutlich als eigene Kaste.

VI. Die Landnahmezeiten. Geologische Studien.

In der großen Eiszeit, während Renntier, Moschusochs und Polarfuchs bis Frankreich verbreitet waren, war Skandinavien unbewohnbar. Zu dieser Zeit hatten die Menschen in Mitteleuropa etwa die Eskimo-Stufe erreicht, mit feinen Geräten aus Bein und Horn. Es folgte die Zwischeneiszeit; die Steppe breitete sich bis gegen Jütland aus, und der Mensch rückte nach. Dann folgte die neuere Eiszeit mit einer Wärmesenkung von etwa 5—6 Grad; dadurch hörte Skandinavien nicht auf, den Menschen bewohnbar zu sein; die Vegetation des Westlands war wie jetzt die Finmarkens.

Die Siedlung der Breitschädel mag um 6—5000 fallen; eine absolute Zeitgrenze läßt sich nicht finden.

Die Siedlung der Indogermanen f llt während der Tapes-Zeit, d. h. während der Zeit der großen Schaltierb nke. Für die genauere Fixierung kommt die Erhebung des Erdreichs in Betracht. Bei Annahme eines c. 20 m niedrigeren Niveaus kommen die meisten der 150 Helleristungen in Sm lenene bis zur Wasserfläche (O. Rygh, Chr. V. Selsk. Forh. 1873), und ungefähr die gleiche Senkung, von 20—40 m, läßt ebenfalls die *vin-heim*-Siedlung direkt ans Meer herantreten, wodurch viele bisher unerklärte Lücken ihrer Verteilung verschwinden und viele jetzt unmotivier te Namen auf  , Nes, Vik, Fjord usw. ihre Erklärung finden. Damit hätten wir die Küstenlinie der älteren Bronzezeit gewonnen. Das Klima war damals um 2  C. wärmer als jetzt; in Dänemark baute man Hirse, die

jetzt kaum dort gedeihen kann. — Die Tapes-Zeit wird mit einer für Geologen ungewöhnlichen Genauigkeit zwischen 1500—400 v. Chr. gesetzt. Der Schwerpunkt der *vin-heim*-Siedlung fällt in Norwegen c. 500 v. Chr. Gegen die Alt-Eisenzeit ist die jetzige Küstenlinie erreicht.

Neben den skandinavischen Helleristungen findet sich, bis zu 67° N.B. hinauf, eine Reihe deutlich abweichender Formen, anstatt der 'Kreise', 'Räder' und 'Schiffsfiguren' sehen wir hier eine Reihe sehr naturalistischer Zeichnungen von Renntier, Elen, Fischen usw. deutlich ein ganz fremder Typus, der den breitschädigen Finnen gehören muß. Wenn wir nun bisweilen die indogermanischen und die nichtindogermanischen Helleristungen zusammen finden, wenn es nach Kvam und Lossius ersichtlich ist, daß die Schiffsfiguren bei Bardal jünger als die Elentiere sind, dann liegt hierin ein Beweis, daß auch die Helleristungen der Waidefinnen aus der Zeit der indogermanischen Bronzezeit stammen. Eine Datierung der 'Breitschädelkultur' auch für diese Periode, die bei den Gräbern nicht zu finden war, ist hiermit gegeben.

Wenn der Jæder eine so starke vor-indogermanische Besiedlung aufweist, so erklärt sich diese Anziehungskraft durch den höheren Wasserstand, der an dieser jetzt hafenarmen und gefürchteten Küste viele gute Häfen und geräumige Fjorde schuf.

Die 5 reichsten Nøstvet-Siedlungen des Ostlandes sind deutlich an einen um 60 m höheren Wasserstand geknüpft, wodurch sie sich in die Zeit der Ostråa-Bänke einreihen. In Båhuslen setzen die entsprechenden Funde einen um 30 m höhern Wasserstand voraus, in Halland 18—30 m, in Schonen liegen sie nur ganz unbedeutend höher als der jetzige Wasserstand; diese Verhältnisse stimmen zu dem um 60 m höhern Wasserstand der Christiania-Gegend. Der Schwerpunkt der Ostråa-Bänke und der Nøstvet-Schicht fällt c. 2500—1800.

Die Mulerud-Funde sind älter als die Nøstvet-Funde und vertreten dementsprechend ein älteres Erdniveau, Husholm im Randsfjord c. 135 m höheren Wasserstand, Gardermo c. 200 höh. Wass., Grue c. 180 höh. Wass.

Die allerersten sichern Spuren menschlicher Siedlung finden sich bei Narverød und gehören zur Zwischeneiszeit; sie müssen jünger als die Madeleine-Funde sein und etwa in die spätere Solutré-Periode fallen.

R ü c k b l i c k.

In geologischer Hinsicht erscheint die Geschichte der norw. Siedlung folgendermaßen zu verlaufen: die erste sichere Spur ist der Siedlungsfund bei Narverød, aus der Zwischeneiszeit. Die unvollkommen bearbeiteten, sehr kleinen Feuersteinsplitter werden jünger sein als die schönen Geräte der schon hochentwickelten arch. Periode der Madeleine-Zeit, die in Mitteleuropa gleichzeitig mit der südfranzösischen Renntier-Fauna herrschte. Geologisch fällt der Narverød-Fund in die spätere Solutré-Periode mit mildem Interglacial-Klima. Er gehört wahrscheinlich derselben Breitschädel-Rasse wie die spätern Funde. Die jüngere Eiszeit mit ihrer Wärmesenkung von 5—6° C. vertrieb kaum den Narverød-Menschen von dem eisfreien Vorland im Westen, dessen Vegetation wie die jetzige Finmarkens war.

Sichere Spuren des Menschen finden wir indessen erst nach der Eiszeit. Die Mulerød-Funde fallen in eine Zeit, da das Land wesentlich niedriger als jetzt lag, wohl um ein Drittel höher als in der Binnensee-Periode. Das Klima am Christiania-Fjord war wie jetzt in Nordland; diese Periode wird ungefähr zwischen 6000—4000 fallen.

Erst nachdem ein Klima ungefähr wie jetzt eingetreten und das Land bis zu einem Niveau um zwei Drittel höher als in der Binnensee-Periode gestiegen war, werden die Funde zahlreicher, und wir gelangen in die Nøstvet-Zeit. Ihre Kultur wurde von Breitschädeln getragen, die später die 'Schieferkultur' bis zur 'arktischen Kultur' entwickelten, und welche sich als Fischfang und Waidwerk treibende Finnen bis in die historische Zeit verfolgen lassen. Die Nøstvet-Kultur erreichte ihre Hauptentwicklung am Christianiafjord während der Zeit der Ostråa-Bänke, ca. 2000 v. Chr.

Nach Dänemark war damals, mit der jüngeren Steinzeit, schon ein neues Volkselement gekommen, die langschädlichen Indogermanen, mit Ackerbaukultur, entwickelt in den offenen Hainen am Steppenrande im Süden des europäischen Waldgürtels. Sie zerstreuten sich nordwärts besonders der Westküste Schwedens entlang; aber erst in der Bronzezeit, ca. 1000 v. Chr., erreichten sie Norwegen. Die Hauptsiedlung fällt auf die *vin-heim* in den offenen Wiesen der Laubwälder, den Linien entsprechend, auf denen die mitteleuropäischen borealen Pflanzen sich im Urwald emporgearbeitet hatten. Das Land hatte sich damals bis zum Tapes-Niveau erhoben, bis um vier Fünftel höher als in der Binnensee-Periode; das Klima war um 2° C. wärmer, die Waldgrenze lag ca. 300 m höher als jetzt.

Schon vor ca. 2000 Jahren, zu Anfang der idg. ältern Eisenzeit, war das Land bis zum jetzigen norw. Niveau gestiegen. Das Klima verschlechterte sich wieder; die wärmeliebenden borealen und atlantischen Pflanzen verschwanden stellenweise von ihren frühern Niederlassungen.

Erst nachdem die jetzigen Boden- und Klimaverhältnisse eingetreten waren und schon das Licht der Geschichte auf das Land zu fallen begann, kamen die Lappen, als die westlichsten Ausläufer der nördlichen Renn-tier-Kultur der Tundren des alten Festlandes.

Noch später kamen die äußersten Vorposten der finnisch-ugrischen Völker mit ihrer den Wassergeländen des Waldgürtels angepassten Kultur.

Wir sind jetzt mit dem Referat über das inhaltreiche Buch zu Ende; hoffentlich ist es mir einigermaßen gelungen, die Hauptpunkte hervorzuheben und mich nicht allzu vieler Mißverständnisse schuldig zu machen; manches jedoch habe ich als Nicht-Fachmann bei Seite lassen müssen.

Schon oben hob ich den umfassenden Plan Dr. Hansens hervor; es ist durch ihn der Untersuchung eine Basis geschaffen worden, wie man sie wohl selten finden wird. Der Hauptfehler fast aller bisherigen Ethnologen — das einseitige Theoretisieren ohne Besorgnis um Gegenproben — wird hier völlig vermieden. Und die einander kontrollierenden Forschungsgebiete greifen so genau ineinander wie die Zahnräder eines gut regulierten Uhrwerks. Man braucht sich nur die beigegebenen Karten anzuschauen, um sich davon zu überzeugen; diese Vergleichen — die Richtigkeit ihrer jeweiligen Einzelgrundlagen vorausgesetzt — reden deutlicher als jeder Kommentar. Ein Blick auf sie, und der Gang der Hauptargumentation Hansens ist sofort klar, noch ehe man eine Zeile des Buches gelesen hat. Die Richtigkeit der Fundamente im Einzelnen vermag ich natürlich nur in ganz beschränkten Fällen zu beurteilen; soviel scheint aber klar, daß eine Übereinstimmung zwischen onomatischen, klimatischen, botanischen, kulturellen, historischen und anthropologischen Zeugnissen aufgedeckt ist, die eine Reihe bisher unverhoffter Resultate verspricht.

Kurz, das Buch Dr. Hansens bezeichnet nach meiner Ansicht den ersten methodischen Fortschritt der germ. Ethnologie seit Zeuß. Oder ich möchte sagen: weil die grundlegende Arbeit von Zeuß nach der Natur der Sache bloß die philologisch-historische Seite des Stoffs umfassen konnte, so ist "Norsk Landnám" vielleicht überhaupt das erste im vollsten Sinne ethnologische Werk, das auf dem Gebiete der germ. Altertumskunde erschienen ist, — jenes Werk, das ich in meiner Anzeige von Bremers Ethnographie (HZ. Anz. 45) noch mit Bedauern vermifste.

Durch Dr. Hansens Werk erkennt man eigentlich erst recht, auf welchem Niveau die Ethnologie sich befindet. Die philologischen Ethnologen legen auf ihren lautgesetzlichen Apparat solchen Wert, daß sie darüber alles andere vergessen. Ist eine Etymologie lautgesetzlich möglich, so ist sie damit schon sachlich bewiesen. "Ihr kräht wie ein Hahn, ergo seid Ihr ein Hahn!" Hätte Dr. Hansen als Ethnologe an den Philologen rächen wollen, was von den Philologen an der Ethnologie gesündigt worden ist, was hätte er nicht alles zusammenschreiben können, ohne das Maß des jetzt "wissenschaftlich" Erlaubten auch nur im geringsten zu überschreiten! Aber anstatt dessen zeichnen sich selbst seine philologischen Erwägungen stets durch eine Mäßigung und Besonnenheit aus, die uns Philologen überraschen und manchmal beschämen muß.

Den Ausgangspunkt Dr. Hansens will ich hier gleich hervorheben: die gerechte Würdigung der alten Stammsagen. Die landläufige historisch-philologische Auffassung, steht meistens noch auf dem Standpunkt von Zeuß: "die Sage vom Auszuge wie der Gothen, so der Gepiden aus Scandinavia, welche Jornandes aus gothischen Volksliedern mitteilt, weist die kritische Geschichte als Fabel zurück" (S. 437). "Wie die Gothen fabelten auch die Langobarden von Scandinavia als ihrem Stammlande" (S. 402). Der Grund zur Verurteilung der Stammsagen ist für den älteren kritischen Forscher ihr Widerspruch mit der sprachgeschichtlich erschlossenen idg. Urheimat in Asien; für den heutigen ist es ihr Widerspruch mit der germanischen Lautverschiebung u. dgl. Allein eine quellenkritische Würdigung der "kritisierten" Denkmäler hat, wie ich in meiner Anzeige von Bremers Ethnographie hervorhob, noch niemand versucht, trotzdem sie die älteste belegbare Literaturgattung unserer Vorväter vertreten; man hat sie einfach sans phrase in absurdum reduziert. Wie ganz anders klingt das Urteil Hansens: die Sage von der Einwanderung der Asen enthalte eine richtige Darstellung des Zusammenhanges mit der idg. Urheimat in Mitteleuropa und mit den südlicheren Zweigen der Germanen, die Nor-Sage bewahre die Erinnerung an den Gegensatz zwischen Küsten- und Binnensiedlung in Norwegen und an das Vorhandensein eines vorindogermanischen Elements dicht neben Raumarike und Alfheimar. Vgl. meine oben erwähnte Anzeige S. 5.

Hansen bespricht nicht direkt die zahlreichen "Fabeln" von der skandinavischen Urheimat der Germanen, aber seine Stellungnahme zeigt sich hinlänglich in der gegen Bremer gerichteten Bemerkung, daß sämtliche geschichtliche Völkerbewegungen von der vorchristlichen Zeit bis zur großen Völkerwanderung hinab die Hauptrichtung von N nach S zeigen. Es ist dies eine sehr richtige und wichtige Beobachtung. Vgl. meine Anzeige S. 7.

Hervorzuheben ist auch die richtige Beurteilung des altgerm. Verkehrskreises und seines Einflusses: Lautneuerungen drangen leichter

über die See, über Belt und Sund als durch das binnenländische Südgermanien 'horrida silvis'; vgl. meine Anzeige S. 12.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß ich in allen Punkten mit Dr. Hansen einverstanden sei oder sein Kontrollmaterial erschöpfend finde.

In direkter Anknüpfung an die Wanderungsfrage werde ich zunächst auf das Material der Personennamen aufmerksam machen. Dies zieht Dr. Hansen nicht heran; tatsächlich kann es aber ein mitunter willkommenes Licht auf die ethnische Zusammengehörigkeit werfen, wenn auch nicht gerade in der ältesten Urzeit. Es zeigen sich Abgrenzungen von äußerster Schärfe aber anderseits auch mit ganz überraschenden Konstellationen; z. B. stellen sich die Schweden, Gauten und teilweise auch die Norweger nicht zu ihren nächsten Nachbarn im Süden sondern zu den Sachsen, während die dazwischenwohnenden Ostdänen und Jüten eine eigene Gruppe bilden. (Vgl. Tacitus, der die Schweden zu den Sweben rechnet, während er die Kimbern, welche trotz Strabon in der jütl. Landschaft Himber-Syssel sitzen, zu den Nicht-Sweben zählt.) Durch Verfolgung dieser Typen lassen sich nun wertvolle historische Kontrollschlüsse gewinnen. Das streitige Volkstum der Geaten Beowulfs wird sich mit absoluter Sicherheit entscheiden lassen. Wenn Saxo die dänischen Königsgeschlechter Sigars und Gorms aus Gautland resp. Ostnorwegen stammen läßt, wenn die Eruler und Angeln von dänischem Gebiete hergeleitet werden (Jordanes, Beda), wenn zwei langobardische Königsgeschlechter die Namen Gausus und Harodus führen, d. h. wohl Gaut und Harud (zu Charydes und Hordar, vgl. den Langobardenkönig Agilulf Turin-gus), dann werden diese Nachrichten durch die Betrachtung der Namentypen aufs vollkommenste bestätigt. Und auch hier erhalten wir Zeugnisse, die für Hansen und gegen Bremer sprechen: überall finden wir in jüngerer Zeit die Richtung von N. nach S., nie umgekehrt: Dänen, Norweger, Gauten ziehen vom skand. Festlande nach Dänemark, Eruler, Haruden und Angeln ziehen von dänischem Boden weiter südwärts und westwärts.

Zur Methodik der Namenkunde möchte ich noch hinzufügen, daß die Fürstennamen von den übrigen Personennamen scharf getrennt zu halten sind. Der Gotenkönig Ermanarik trägt einen entschieden ungotischen und zwar deutschen Namen, und oft scheinen die Fürstennamen durch und durch unnational zu sein; es liegt in der Natur der Sache, daß die internationalen Ehe-Verbindungen der Fürstenfamilien eine vom Landesgepräge abweichende Namenkleidung mit sich führen mußten.

Die von mir beobachteten Typen werde ich, um nicht vorzugreifen, erst in einer späteren Arbeit besprechen. Vorläufig will ich Dr. Hansen nur empfehlen, eine Vergleichung der westnorw. und jüt. Personennamen vorzunehmen. Besteht der von ihm angenommene Zusammenhang zwischen Westnorwegen und Jütland, dann ist a priori zu vermuten, daß er sich auch in den Personennamen zeigen muß.

Was die Ortsnamen betrifft, so bemerkt Dr. Hansen, daß voridg. Namen eher bei Gewässern, Inseln u. dgl. als bei Siedlungen zu erwarten sind. Dies ist eine sehr richtige Beobachtung des verschiedenen Verhaltens verschiedener Namenklassen, vgl. meinen Aufsatz "Über die alte politische Geographie der nicht-klassischen Völker Europas", Indogerm. Forsch. 15, 321, wo ich diese Erscheinungen methodisch einzuordnen versuche. Wenn er aber weiter meint, eine ausnahmslose Tilgung

einer etwa vorgefundenen lappischen oder skandinavischen Urnomenklatur durch die *vin-heim*-Siedler wäre ohne Beispiel, so ist der Satz in dieser Formulierung entschieden nicht richtig. Auf der Balkanhalbinsel fand sich im 6. Jahrh. n. Chr. eine dichte thrakisch-romanische Nomenklatur, was wir aus der Bauten-Statistik bei Prokop ersehen. Beim Einbruch der Slaven verschwanden die Thrako-Romanen keineswegs, sie gingen bloß zum nomadisierenden Leben über, blieben sonst aber in ihren alten Gebieten bis zum 14.—15. Jahrh. Gleichzeitig ist jede Spur ihrer alten Nomenklatur verschwunden, abgesehen von einigen Hauptstadt-namen und den Stromnamen, die kraft einer überall von den Slaven beobachteten Regel durchgehends erhalten bleiben (vgl. meine Abh. S. 298 ff.). In Gallien ist bei ständiger Bevölkerung partielle Namenneuerung eingetreten, indem fast sämtliche alte Gauhauptstadt-namen durch den Gaus-tammnamen ersetzt worden sind (vgl. meine Abh. S. 322). In Britannien erhalten alle Gauhauptstadt-namen bei den Kymren das vorangesetzte Element *Caer* = engl. *caster*, *chester*, z. B. *Caer Fyrddin* (engl. *Card-marthen* = *Maridunum* (vgl. meine Abh. S. 312). In christlicher Zeit kommt hierzu die oft systematische Wiedertaufe mit Heiligennamen usw. Aus solchen Tatsachen wird ersichtlich, daß eine durchgreifende Namen-neuerung nicht a priori ausgeschlossen ist. Ich werde jetzt einige Momente andeuten, die zur Aufhellung des Problems beitragen können.

Tatsache ist, daß fast sämtliche altgerm. Typen von Siedlungs-namen beliebig als Gau- und Dorfnamen auftreten. *-ing*: Gaue *Aeningia*, *Scoringa*, *Mauringa*, *Salling-Syssel*, Dorf *Jaling* in *Jaling-Syssel*; *-heim*: Gaue *Bojhaemum*, *Teuriochaimai*, *þrándheimar*, Dörfer *Ellum* in *Ellum Syssel*, *Smørum* in *Smørum Herred*; *-sati(s)*: Gaue *Alisaz*, *Holtsat*, *Somerset-Shire*, *Dorset-Shire*; Städte *Furgisatis*, *Susat* (*Soest*), vgl. die norw. *-setr*; *-bani*: Gaue *Bukinobantes*, *Brachbant*, Städte und Dörfer: *Bantanon* (*Banteln*), *Banz*; *-land*: Gaue *Caucalandensis locus*, *Rugilanda*, Dörfer norw. *Aurland* etc.; *-bo*: Gaue *Vidbo* (*Småland*), *Hvetbo Herred* (Jütl.), *Åbo Syssel*, Stadt *Åbo*, vgl. deutsch *bur*, dän. *by*, norw. *bu*, *bø*; *-stad* = Ufer: Gaue *Danparstaðir*, *Eiderstedt*, *Stadevanga*, Stadt *Stade*, nicht leicht zu unterscheiden von *-stað* = Ort, wozu *Istathe Syssel* mit Dorf *Istathe*, *Hringstaðir* neben *Hringstöð* gehören (*Helgakv. Hund. Str.* 8, wo wohl Landschaft und Ort gemeint sein müssen). Damit vergleiche man die Worte des Tacitus *Germania* c. 16: "nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est; ne pati quidem inter se junctas sedes: colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit," wodurch die Siedlung der Germanen in Gegensatz zu den eng geschlossenen Gemeinden seiner Landsleute als eine sehr zerstreute dargestellt wird.

Nun zeigt sich weiter, daß die altgerm. Gaunamen zu historischer Zeit im Schwinden sind: nur wo feste natürliche Grenzen sie schützen, bleiben sie erhalten, so z. B. Böhmen, Schonen, vgl. meine Abh. S. 323 ff. Hierin besteht ein typischer Gegensatz der Germanen den Galliern gegenüber, die ihre Gaunamen treu bewahren; man beobachtet es namentlich sehr deutlich im Rheintal, wo die Städte *Bingium* und *Borbetomagus* nach gallischer Art schon mit den Gaunamen *Vangionas* und *Nemetas* umgetauft waren, als die Germanen kamen und die Neuerung rückgängig machten, so daß heute wieder die alten Stadtnamen gelten, *Bingen* und *Worms*. Wenn wir jetzt dieselbe Entwicklung in die Urzeit projizieren, werden wir uns sehr wohl vorstellen können, daß hinter den Namentypen,

die uns als die ältesten erreichbaren gelten, eine Schicht von Gaunamen gelegen habe. Sie hätten dünne, zerstreute Ansiedlungen zusammengefaßt, die kaum den Namen von Dörfern verdienten; als dann die Siedlung dichter wurde, fanden sich auch differenzierende Bezeichnungen ein (*vin* u. dgl.), während die Gau-Benennungen, wie *-ing*, *-heim* u. dgl. mitunter schwanden, mitunter an den Kern-Siedlungen haften blieben, vgl. Throandhem. Meine Hypothese mag fehlerhaft sein, sie mag z. B. an dem von Hansen nachgewiesenen regelmäßigen Abstände zwischen den *vin*-Siedlungen scheitern, aber dies muß erst nachgewiesen werden.

Bei der Altersbestimmung muß ich etwas mehr Gewicht auf die Sprachvergleiche legen, als Hansen es tut. Hansen stellt *vin*, *heim*, *leif*, *löse*, *inge* zusammen und *vin*, *leif* in erste Linie, nach den Zeugnissen teils der Verbreitungs-Kurven, teils der Größenverhältnisse. Ich dagegen muß *heim* und *ing* in erste Linie stellen; denn nur diese sind gemein-germanisch und aus der Römerzeit belegbar.

Daß die dänischen *inge* in weitem Maßstab von dän. 'Eng' (Anger, Wiese) herrühren sollen, wie Hansen nach dänischem Vorgang annimmt, kann ich nicht zugeben. Erweisbare *Eng*-Namen sind sehr selten, und der Umstand, daß die *ing*-Namen sich häufig in 'Eng'-Geländen finden, sagt nichts; sonst könnte man, wenn man die Bedeutung von 'heim' nicht könnte, auch dieses als 'Wiese' auffassen, denn es findet sich nach Dr. Hansen in denselben Geländen wie das *-ing*. Der Urgermane siedelt sich eben an, 'ut fons, ut campus, ut nemus placet'; daher in dänischen Eng-Geländen die vielen *inge*, die wir aber aus ihrem gemeinerm. Zusammenhang nicht herausreißen und zu einem spezifisch-nordischen Typus stempeln dürfen. Vgl. J. J. (Arso) 'Stednavnetolkning', Budstikke til Selskab for germansk Filologi II, 9.

Die *leif*-Namen faßt Dr. Hansen als gleichwertig mit den *vin*-Namen und zwar als etwas älter als die *heim*; die *leif* entsprechen dem Gebiet der großen Steingräber, die *heim* greifen in Jütland und sonst über dasselbe hinaus. Er verwirft dabei den Einwand Munchs, demzufolge Personennamen in urgerman. Ortsnamen nicht vorkommen. Meiner Ansicht ist aber Munch durchaus im Recht. In der ganzen Römerzeit kam Ortstaufe mit Personennamen nicht vor; die literarischen Zeugnisse lassen einfach keinen Zweifel darüber. Wir haben ziemlich zahlreiche urgerm. Ortsnamen verschiedener Typen; sie mögen bei Ptolemäus verstümmelt sein, aber so viel ist jedenfalls klar, daß sich darunter keine Personennamen verbergen können. Stellen wir uns z. B. vor, wie Hansens urtypische Namen auf *leif* hätten lauten müssen: Grinderslev, Waschersleben würde z. B. etwa Grendacharias(a)laiba, Vascacharias(a)laiba ergeben. Nun wären solche Namen zweifellos nicht unverseht in die Feder des Ptolemäus geflossen, aber die Silbenzahl hätten sie doch wenigstens behalten, vgl. die Seitenstücke aus keltischen Gegenden: Epomanduodurum, Durolatalaunum, Ucluntuniacum usw. So lange Wortgebilde finden sich aber nie; 6 Silben nur einmal: Tsuriochaimai, sonst höchste Zahl 5: Nahanarvali, Armalausini, Idistaviso, und die ganz überwiegende Zahl der Namen hat nur 3 bis 4. So z. B. der typisch germ. Ortsnamenbildende *i*-Stamm: Marnamanis, Lirimiris, Marionis, Ascaucalis, Budorgis, Casurgis, Coridorgis, Cantioebis, Furgisatis. Unter den überlieferten Namen finden wir eine ganze Reihe der später erscheinenden Typen; *ing*: Aeningia, Ascalingium, Caspingium, *heim*: Bojhaemum,

Teuriochaimai, *sati*: Furgisatis, *bant*: Bukinobantes, *land*: Caucalandensis locus, Rugilanda, *avjo*: Scadinavia, Batavia, Austeravia; *aib*: Antaib, Bainaib, Burgundaib, *viso*: Idistaviso, *furd*: Lupfurdum, Tulifurdum, *burg*: Asciburgium, Laciburgium, Teutoburgius, Visburgii. Nie und nirgends aber die Spur eines Personennamens. — Dasselbe Verhältnis zeigen auch diejenigen der heutigen Namen, die sich durch ihren Typus oder ihre Lage als alt verraten: Personennamen kommen nicht vor, bis auf wenige Ausnahmen, die eben nur die Hauptregel bestätigen; denn es sind immer Götternamen (vgl. Idistaviso, ohne Zweifel — Idisia-viso, Wiese der göttlichen Frauen). *ing*: Salling, *heim* Prándheimar, Kinhem usw. Unter den Hunderten von Inselnamen der dänischen und friesischen Küsten existieren durchaus keine Personennamen, bis auf Æskilø, Læssø, Thorø, Thorsland (Tåsinge), Forsetesland, die alle bis auf Æskilø zur Göttergruppe gehören. Die deutschen *burg*-Namen, wodurch die römischen Namen der alten Provinzialhauptstädte ersetzt werden, sind Wiltaburg (Trajectum), Stratisburg (Argentoratum), Salzburg (Juvavum), dazu Ziesburg (Augusta), zur Göttergruppe gehörig. Demgegenüber vergleiche man die Namensschicht von der Völkerwanderung abwärts: *ing*: Lotharingia, Kerlingen, zahlreiche deutsche und englische Personennamen bei *ing*- und *heim*-Dörfern, *avjo*: im Vikinger-Gebiet: Angelsey (gegenüber Sheppey, Lindisey an der Ostseite Englands), Ronaldsey = Ragnvaldsey, Colonsay, Bernera = Bjarnarey, bei Island Grimsey, *fjord*: isl. Patreksfjörðr [gegenüber Limfjord, Randsfjord, Tyrifjord (im Altsiedlergebiet)], *burg*: Costantinuses puruc = Constantinopel, Wifflisburg = Aventicum (spätrömische Provinzialhauptstadt), Etzelnburg = Attilas Residenz in Ungarn. Um nun zu unserm speziellen Ausgangspunkt zurückzukehren, so stellt sich die Sache in Dänemark so, daß die *ing-heim*-Namen keine sichern Spuren von Personennamen enthalten. Die Erzeugung dieser Typen scheint also in Dänemark zu der Zeit aufgehört zu haben, als es in Deutschland Mode wurde, sie mit Personennamen zu verbinden. Aber welcher Typus sollte denn in Dänemark die deutsch-englischen mit Personennamen verbundenen *ing-heim* ersetzen? Meiner Ansicht kann es eben nur das *leif* sein.

Auf dasselbe Resultat führt eine geographische Betrachtung. Schon der Umstand, daß *ing-heim* gemeingerm. ist, während *leif* bloß dänisch-thüringisch ist, muß, wie oben erwähnt, gegen die Alters-Ansprüche des letzteren mißtrauisch machen. Und bei genauerer Untersuchung bestätigt sich dieser Verdacht vollständig. Das Gesamtgebiet der dän. *leif* entspricht zu genau dem altdänischen Reichsgebiet, scheint also die dänische Reichsgründung etwa des 5. Jahrh. v. Chr. zur Voraussetzung zu haben. Ganz übereinstimmend setzt das Gesamtgebiet der thür. *leif* jene Grenze voraus, auf die das Thüringerreich durch seine große Niederlage im Jahre 531 zurückgedrängt wurde; daneben zeigen sich deutlich Ausläufer in das Neusiedlergebiet auf slavischem Boden, das erst mit dem 9. Jahrh. gewonnen wurde.

Untersuchen wir die Gruppierung mehr in Einzelheiten, so stoßen wir zunächst auf das arch. Kontrollmaterial. Dr. Hansen identifiziert das *leif*-Gebiet mit dem Gebiet der großen Steingräber und sieht darin einen Beweis, daß das *leif* die idg. Ursiedlung vertritt. Ich vermag hier seine Materialgrundlagen nicht zu beurteilen, doch möchte ich dieses hervorheben: Wenn er das Zentralgebiet der *leif* nach Seeland-Schonen verlegt, scheint er sich selbst zu widersprechen, denn die idg. Ursiedlung muß

doch von S nach NO, nicht von NO nach S gehen, wie er es auch selber darstellt.

Fassen wir aber jetzt das jütl. *leif*-Gebiet etwas näher ins Auge, um uns eine Vorstellung über die Verbreitungs-Richtung zu bilden; ich ziehe noch das *løse* mit heran, das sich in Jütland nur ganz vereinzelt findet. Es ergibt sich dann folgende Verteilung. a) Hauptgebiet: Ostjütland von der Skagener Landzunge bis Horsens Fjord, im Norden ganz Vendsyssel, im Süden nur einen schmalen aber dicht mit *leif* besetzten Streifen an der Küste umfassend. b) Nebengebiete: 1. Halbinsel Hannæs nördlich des Limfjords; 2. Insel Mors im westlichen Limfjord, dicht besetzt; 3. Halbinsel Thyholm im westlichen Limfjord, dicht besetzt; 4. Halbinsel Salling, südlich des Limfjords; 5. Halbinsel Fjendsherred, südlich des Limfjords; 6. ein Gürtel im südlichen Nordschleswig von Alsen bis zur Mündung der Widau; 7. Halbinsel Schwans. Die beiden letzten schließen sich an die Inseln Fünen und Langeland, die mit *leif-løse* mehr oder weniger dicht besetzt sind. c) Diaspora: Zerstreute *leif* in Thyland westlich des Limfjords, an der Ostküste Jütlands zwischen Horsens und Kolding und an der Westküste bei Ribe. — Das *løse* folgt überall dem *leif*: im Hauptgebiet (Vendsyssel 1, Randers 1 oder 2), in den Nebengebieten Nr. 1 (2 Belege), 2, 3, 6 (Vandløse bei Flensburg).

Diese Verteilung redet in Wirklichkeit eine sehr deutliche Sprache. Zunächst bestätigt sie Hansens Ausspruch, daß das Zentrum der *leif* östlich von Jütland liegt, jene Beobachtung, die sich mit seiner arch. Auffassung nicht recht vereinigen läßt. Dann aber zeigt sich, in direktem Widerspruch mit Hansens arch. Auffassung, daß das *leif*-Gebiet eine Küstensiedlung ist, welche das Binnenland aufs entschiedenste meidet. Nur in Schleswig wagt sie sich tief ins Binnenland hinein und offenbar nur, weil gerade hier die jenseitige See am schnellsten zu erreichen ist.

Die räumliche Verteilung widerspricht also ziemlich deutlich der Annahme, daß das *leif-løse*-Gebiet eine lediglich zeitlich kulturelle Phase ausdrückt. Noch mehr wird diese Annahme erschüttert, wenn wir wahrnehmen, daß die Grenze des Hauptgebiets sich ziemlich genau mit gewissen Gaugrenzen deckt; es entspricht nämlich im großen und ganzen den Landschaften Vendle Syssel (Vendsyssel = Hjørring Amt), Himmer Syssel (Himmerland = Ålborg Amt), Åbo Syssel (= Århus Amt).

Schon hierdurch kommen wir auf die Vermutung einer ethnischen Motivierung, und unsere Vermutung bestätigt sich vollständig, wenn wir weiter wahrnehmen, daß jene Gaugrenze historisch identisch ist mit der Hauptscheidung der jütischen Dialekte, zwischen Ost- und Westjütisch. Das Schiboeth dieser beiden Gruppen ist bekanntlich der bestimmte Artikel: Der Ortsjüte sagt in skandinavischer Weise Manden, Huset, der Westjüte sagt in gotisch-westgermanischer Weise æ Mand, æ Hus. Was die Nebengebiete und die Diaspora betrifft, so lassen sich bei ihnen nicht besonders große Neigungen nach dem Osten erwarten: sie waren im eigentlichsten Sinne des Worts verlorene Posten. Dies gilt jedoch nicht für das Gebiet Nr. 7, welches bloß im Norden an Jüten grenzte; hier läßt sich also Erhaltung etwaiger nicht-westjütischer Eigenheiten erwarten, und tatsächlich scheint sich diese Erwartung zu bestätigen. Zwar herrschte hier noch der westjütische Artikel, aber sonst fanden sich viele Eigenheiten, die entschieden ostdänischer Natur waren. Auch sollen die Leute sich nicht Jüten genannt haben, und tatsächlich finden sich im

Norden des Gebiets zwei Jydebæk, welche die Südgrenze der eigentlichen Jüten bezeichnen müssen. Vgl. P. K. Thorsen, Den danske dialekt ved Husum. Förhandl. vid 6te nord. filologmötet, 170. Also die jütl. *leif-løse*-Siedlung hat nicht nur namengeschichtlich, sondern auch dialektgeschichtlich ihr Zentrum östlich von Jütland. Und zwar vertritt sie eine recht späte Sprachphase, die wir höchstens in die mittlere Völkerwanderungszeit hinaufrücken dürfen.

Aber wir können dem Sachverhalt vielleicht noch näher kommen. Die jütl. *leif*-Namen enthalten zweimal den Personennamen Sigar (Sejerslev auf Mors und an der Mündung der Widau), wozu vielleicht noch Siversted dicht neben dem *leif*-Gebiet Nr. 7 zu stellen ist. Dieser Name gehört zu denen, die der alten dänisch-erulisch-jütisch-anglischen Gruppe abgehen. Er führt uns zunächst nach Seeland, wie es das *leif* überhaupt tut. Hier finden wir noch zwei *leif*-Namen mit Sigar (Sigersløv), daneben zwei Sigersted und ein Sigersholm. Aber auch hier ist der Name offenbar nicht recht heimisch, und wir müssen seinen Ursprung noch weiter östlich suchen, auf dem skandinavischen Festlande, wo ein Hauptgebiet der Sig-Namen sich findet, vgl. die alte Gauhauptstadt Siguna in Schweden. Fragen wir jetzt nach einer historischen Anknüpfung, so bietet sich diese sofort dar: es ist das Sigar-Geschlecht, das nach den Worten Saxos aus Gautland nach Seeland einwandert. In diesem Geschlecht herrschen die Sig-Namen; es hat seinen Sitz in Sigersted neben der spätern Reichshauptstadt Ringsted. Sigersted ist der Schauplatz der berühmten Episode von Hagbard und Signe. Wahrscheinlich ist dieser in der binnenländischen Ebene gelegene Ort identisch mit Sigarsvellir, d. h. Sigars-Ebene, das in der Helgi-Sage eine Hauptrolle spielt: im Platznamen-Katalog des Hringstaþir-Reiches wird Sigarsvellir neben den seeländischen Ortschaften Hringstöþ und Himenvange, d. h. Ringsted und Himling-øje (HHb. 1, 8) aufgezählt, und hier fällt Helgi im Kampfe gegen Alf Hrǫp-marsson (HHv. 4, 35). Auch Sigersholm scheint eine geschichtliche Rolle zu spielen; denn hier liegt jenes treffliche Schwert, das die Walküre dem Helgi empfiehlt, neben 50 anderen Schwertern vergraben (HHv. 2, 8), also müssen wir uns wohl einen Wahlplatz oder einen damals wichtigen Verkehrsort vorstellen. Weiter werden Kämpfe Sigars und Siggeirs auf Fünen erwähnt (Gudr. 2, 17⁴), und selbst zu den Angelsachsen drang der Ruhm des Königs Sigar, der "sehr lange über die Seedänen herrschte". Das Wort 'Seedänen' gibt zu denken; ist es doch gerade der Ausdruck, der auf die jütl. *leif*-Siedler paßt: jene See-Siedlung mit ostdänischem Dialektgepräge, mit ihren Sejerslev und Siversted gehört eben den Seedänen des von Osten kommenden Königs Sigar, des Herrschers von Sigersted.

Als Analogien sind auch die Schwedenzüge nach Jütland heranzuziehen. Zu Beowulfs Zeiten hören wir, wie der Schwedenkönig Ottar in Vendsyssel fällt und daher in der Geschichte den Spitznamen "Vendilkraka" erhält. Der Schwedenkönig Adils greift die Jütenfürsten Vermund und Fróvin bei Schleswig an, und wieder im 10. Jahrh. finden wir hier die Schweden, deren Könige Gnupa und Sigtrygg (beachte das Sig-!) sich in diesem

1) Nach der Lesart der Volsungasaga, die Finnur Jónsson in seiner norw.-isländ. Literaturgeschichte 1, 297 als die richtige annimmt. Cod. R. hat 'a Fiui' dh. Fife in Schottland, was zum sonstigen Schauplatze des Sigar-Geschlechts nur wenig paßt.

südlichsten *leif*-Gebiet eine Zeitlang behaupten. Von ihnen stammt vielleicht der Name Svartstrøm in Schwans, der nach P. K. Thorsen einen schwedischen Typus verrät.

Es kann mir nach diesem allen nicht zweifelhaft sein, daß die *leif-løse* erst der späteren Völkerwanderungszeit angehören und folglich aus dem idg. urgerm. Vorrat ausscheiden müssen.

Zum Ersatz werde ich indessen dem Material Dr. Hansens einen Zuwachs bringen, der den Verlust gewiß mehr als aufwiegt. Die *leif-løse*-Namen sollen nach Dr. Hansen die Entsprechungen der in Dänemark fehlenden *vin*-Namen sein. Aber tatsächlich fehlen die *vin*-Namen in Dänemark gar nicht. Das Simplex *vin* habe ich vorläufig dreimal gefunden: Vind in Westjütland, Vinde in Salling, Vinde Helsingø neben Kirke Helsingø in Westseeland. Dicht neben Vind findet sich die Ableitung Vinding; dieser Name kommt häufig vor und ist in älterer Zeit als Vinning überliefert. Bemerkenswert ist der nordostjütl. Name Vintønden, welcher ein schmales, zum Teil birkenbewachsenes Wiesental in den großen Buchenwäldungen von Nørlund bezeichnet; es wird vielleicht als Vin-tun zu deuten sein, gleich dem Dorfe Vinten bei Horsens (eine örtliche Etymologie ist *Vindtønden, nach den Windungen des Tales). Als Schlußglied ist das *vin* so wie in Norwegen ziemlich selten unverseht erhalten; hierher gehören Søvind (Horsens), Davinde (Fünen), Lavind (Fünen) = Laven (Silkeborg), Hoven (Vendsyssel und SV Jütland), wol = norw. Hóvin oder Hofvin. Gewöhnlich ist das *vin* in *-ind* oder *-en* abgeschwächt, wobei es mit etwaigen Ableitungsformen auf *-nd* und mit Zusammensetzungen auf *-tun* zusammenfließen kann (Jegindø, früher Ekund; Salten, vielleicht = Saltuna auf Bornholm); viele *-ind* werden jetzt *-ing* geschrieben. Die meisten *-ind*, *-en* werden jedoch sicher auf *-vin* zurückgehen, so z. B. Legind (Mors, Thy) = norw. Leikvin. Bemerkenswert sind die vielen auf Wasser bezüglichen *ind-en*-Namen: Kolind Sund, Ramten Sø, Salten Sø, Guden Sø, Leggen Sø, Hampen Sø, Kølpen Sig, Vejen Mølle, Bresten Bro; hierzu kommen noch die auffällig vielen *-en*-Namen im Silkeborger See-Gebiet: Allind, Blegind, Laven, Galten (Vald. Jordeb. Galtæn), Jexen, Alken, Træden. Sollten noch Zweifel über den Ursprung bestehen, so werden diese sicher schwinden, wenn wir die Begleitumstände betrachten: es besteht genau derselbe Zusammenhang mit den *heim*-Namen wie in Norwegen. Zwar ganz ausnahmslos decken sich die *vin* und *heim* nicht, aber im allgemeinen kann doch der Zusammenhang nicht in Abrede gestellt werden. Beide verlieren sich nach dem Osten zu: auf Fünen finden sie sich fast nur am Odenseer Fjord, hier aber auch beide gut vertreten (*vin*: Seden, Davinde, Lavind, Birkende, ebd. mehrere *heim*, worunter ein Birkum); auf Seeland erscheinen beide nur ganz sporadisch, abgesehen von Nordseeland, wo sich ziemlich zahlreiche *heim* finden. Was die Bodenverteilung betrifft, so entsprechen die dänischen *vin-heim* auch hierin genau den norw.: wie diese sind sie unterschieden Binnensiedlungen, an der Küste finden wir sie nur ganz ausnahmsweise.

Wenn sich die hier gegebenen Mitteilungen bestätigen, so wird die Auffassung Dr. Hansens eine neue Stütze gewonnen haben, die weit wichtiger ist als der beseitigte Urtypus *leif-løse*. Speziell die Verbindung Norwegens mit Jütland wird durch die starke jütl. Vertretung der *vin-heim* eine neue und wesentliche Bestätigung finden.

Den botanischen Aufstellungen Dr. Hansens gegenüber habe ich als

Laie natürlich kein Urteil. Nur möchte ich auf einen Punkt aufmerksam machen, wo seine Erklärung in der gegebenen Form mir nicht als ganz ausreichend erscheint. Dr. H. sagt S. 61: "In dem warmen Schiefergeröll in Ryfylke, Saude, Suldal verschwindet die Kungssippe ganz". Dies soll Blytts klimatologischer Relikttheorie widersprechen, indem der Nachdruck offenbar auf 'warm' fällt; in der Tat scheint es aber auch Dr. Hansens eigener Erklärung zu widersprechen, welche die Kungssippe mit der Schieferformation in Verbindung bringt. Dies umsomehr, als er gleich nachher bemerkt, daß die Laubbäume, die sonst in der Verbreitung hinter der Kungssippe etwas zurückbleiben, gerade hier an der Küste bedeutend weiter nach dem Norden reichen. Hier liegt jedenfalls eine nicht genügend erklärte Schwierigkeit.

Sonst möchte ich Dr. Hansen nur noch auf die Insel Furland oder Fur in Nordjütland aufmerksam machen, die vielleicht auf die vorgeschichtliche Föhren-Vegetation hinweist. (Der Name Fyrkilde bei Nørlund wird wohl jung sein und nur einen zufälligen Anklang enthalten.)

Die archäologischen Aufstellungen Dr. Hansens kann ich ebenfalls als Laie nicht beurteilen; ich kann bloß Fragen stellen. Dr. Hansen führt die ältere Steinzeit auf die Vorindogermanen zurück, deren fortschreitende Entwicklung er in den Funden bis zur Eisenzeit verfolgen kann. Die ersten Spuren der Skandinavier oder vielmehr der Indogermanen datieren von der jüngern Steinzeit, und zwar erschienen die idg. Ansiedler damals als Inhaber einer alten Zivilisation. Wo ist aber die idg. ältere Steinzeit zu suchen? Darüber sagt Dr. Hansen nichts, und dies ist entschieden eine Lücke des sonst so umsichtsvoll gesammelten Kontrollmaterials.

Die ethnologischen Aufstellungen Dr. Hansens sind sehr lehrreich, wenn auch gewiß nicht ganz abschließend.

(S. 157.) Auf das Fehlen eines gemeinidg. Gattungsnamens für 'Fisch' ist nicht viel zu geben; es ist eine oft wiederholte Erscheinung, daß Naturvölker bei großem Reichtum von Sondernamen gar keinen umfassenden Gattungsnamen besitzen ('rote Kuh', 'weiße Kuh', 'scheckige Kuh', aber kein Wort für 'Kuh' allein).

(S. 161.) Bei Erwähnung der literarischen Zeugnisse über die Vorindogermanen übergeht Dr. Hansen Melas und Plinius' Berichte über sagenhafte Nordvölker 'Eierfresser', 'Pferdefüßler', 'Riesenohren' usw. Diese wahrscheinlich teilweise auf Pytheas zurückgehenden Berichte sind zwar Schiffermärchen, aber doch wegen ihres Alters nicht ohne Interesse.

(S. 172.) Daß man auf den Völkernamen Finnen sehr wenig bauen darf, ist gewiß ganz richtig. Vgl. die Verschiebung des Römernamens: ursprünglich an einer Stadt haftend, dann ganz Italien umfassend, wird er als Nationalname von den Griechen angenommen (Romaei), geht weiter östlich auf die Kleinasien über (Rumelien) und überträgt sich endlich in Persien auf die Türken (Rum). Ich möchte aber in dem Finnennamen überhaupt viel seltener den Völkernamen sehen, als es Dr. H. tut. Die 30 Finnstad-Namen enthalten meiner Ansicht nach eher den Personennamen als den Völkernamen. Die Namen auf Finn gehören zu den allerbeliebtesten Namen der Nordländer, vgl. auch den Frisenkönig Fin; wir können deshalb sehr reichliche Vertretung in Ortsnamen erwarten. In Dänemark finden sich verschiedene Finderup, Finstrup, welche nach ihrem Typus zu der jüngeren Namensschicht gehören; dagegen fehlen in Däne-

mark nachweisbare Spuren des Völkernamens in der ursprünglichen Verwendung.

(S. 193.) Die Nachricht Ottars über die Sprachverwandtschaft der Bjärmer und Finnen setzt Dr. Hansen unverkennbar in Verlegenheit; es scheint mir hier das schwerwiegende Zeugnis eines sachkundigen Beobachters 'hinweggerklärt' zu werden, übrigens der einzige Fall, wo ich bei Hansen diese bei den philologischen Ethnologen so häufige Nothilfe konstatiert habe.

(S. 248.) Die anthropologischen Aufstellungen Dr. Hansens über den Zusammenhang der arktischen und alpinen Vorindogermanen vermag ich als Laie ebensowenig zu beurteilen wie die botanischen und archäologischen Argumente. Bloß eines muß ich geltend machen: wenn die alpinen Vorindogermanen bei den Germanen 'Finnen' heißen, dann ist es recht auffällig, daß Ortsnamen mit Finn sich allein in Skandinavien finden. War doch der Finnenname allen Germanen geläufig und bis zu den Frisen auch noch als Personenname beliebt. Dann zweitens: von woher bekamen die heutigen Finnen die vielen germ. Lehnwörter in der Urzeit? Man antwortet gewöhnlich: 'von den Goten in Preußen'. Und diese Antwort mag vielleicht ausreichen, aber direkte Nachbarn der Goten waren die Finnen in historischer Zeit nie: es trennten sie die Aisten, d. h. die preußisch-litauischen Völker (vgl. des Tacitus' Mitteilung Germ. c. 45, die Sprache der Aisten erinnere an die britannische d. h. prutenische). Es könnte nun natürlich aistische Vermittlung angenommen werden, aber nahe liegt wenigstens die Versuchung, sich die Finnen und *Quänen des Tacitus als wirkliche Finnen vorzustellen, die dann als Nachbarn der Skandinavier die reichste Gelegenheit zur Übernahme germ. Kulturwörter gehabt hätten. Dieser Annahme soll freilich das historisch spät bezeugte Auftreten der heutigen Quän-Finnen in Skandinavien widersprechen. Allein mir scheint eine solche Argumentation gar nicht zwingend. Goten aus der Insel Gotland sind laut der gotl. Wandersage nach Griechenland gezogen, was wahrscheinlich auf die Väringerzeit also auf das 8.—9. Jahrh. n. Chr. zu beziehen ist. Dürfen aber deshalb Goten unbedingt nicht früher in dieselben Gegenden gekommen sein? Tatsächlich zogen denselben Weg die Südgoten schon im 2.—3. Jahrh. nach Chr. und noch mehr: schon zu Anfang des 3. Jahrh. vor Chr. taten es ihre nahen Stammverwandten, die Skiren. Das bedeutet einen Spannraum von genau einem Jahrtausend. Oder, um eine noch näher liegende Analogie zu nehmen: betrachten wir die Hauptzüge der ethnischen Entwicklung Ostdeutschland: zuerst war es germanisch; dann wurde es slavisch, wodurch die Verbindung der Nordgermanen mit den Südgermanen halbwegs abgeschnitten wurde; schließlich wurde es wieder germanisch, und die Verbindung zwischen Nord- und Südgermanen wurde durch die Hansa wiederhergestellt. Ähnlich können sich auch die Verhältnisse im hohen Norden gestaltet haben. Demnach bleibt es mir nach wie vor das wahrscheinlichste, daß jene Finnen und Quänen, die nach Tacitus und Ptolemäus im Norden der skand. Halbinsel saßen, und die nach Ottar sprachlich zu den Bjärmern gehörten, auch wirklich in unserm Sinne Finnen waren: frühzeitig eingewandert und durch das Meer abgeschnitten, hätten sie ihre Verbindung mit den Ladoga-Finnen gelockert, und die später einrückenden Lappen hätten sie ganz gesprengt; noch später wäre ein Nachschub der Finnen gekommen und hätte die Lappen wieder zurück-

gedrängt, genau so wie die deutschen Kolonisatoren im Mittelalter die durch die Slaven beeinträchtigte Verbindung zwischen Nord- und Südgermanen wiederherstellten. Wenn ich eine Vermutung wagen dürfte, wäre Fenni vielleicht doch die urgerm. Wiedergabe von finn. Kainulaiset, das später nochmals entlehnt in der Form Quänen übernommen wurde. — Notwendig ist meine Auffassung natürlich keineswegs, und eine anthropologische Untersuchung des echt finnischen Typus wird vielleicht bald ihre Unhaltbarkeit zeigen. Aus den Orts- und Fürstennamen können wir keine Aufschlüsse erwarten, denn jene eigentümlichen Gebilde mit dem 'platzenden' Auslaut wie Bumbl, Sumbl tragen nichts eigentlich Unnordisches in sich, die drei erwähnten Fürstennamen sind sogar etymologisch ganz durchsichtbar: Sumbl 'Trank, Gelage', Thengil 'Fürst', Mattul 'Mantel' und gehören mit Snorres Finnenkönig Froste, d. h. 'frostig' in den Bereich mythisch-poetischer Fiktion. Einen echt finnischen Namen überliefert uns der Widsið: *Celie*.

(S. 244). Die geologischen Aufstellungen Dr. Hansens vermag ich als Laie ebenso wenig zu beurteilen wie die botanischen, usw. Ich möchte jedoch hinzufügen, daß auch in Dänemark zahlreiche Ortsnamen die Niveauveränderung verraten, z. B. an der Mündung des Limfjords hinter dem großen Wildmoorgebiet Segflod, Refsnæs, Skibsted, und tief im Binnenland SW-Jütlands ein Hejnsvig.

Die Darstellung im ganzen ist sehr lebhaft und anschaulich, jedoch nicht immer übersichtlich genug, wie man vielleicht schon aus den Umstellungen des Referats ersehen haben wird. So gehört z. B. das im anthropologischen Abschnitt über die lappische und finnische Kultur Gesagte entschieden in den Abschnitt 'Finnen, Quänen, Lappen', wohin ich es auch gestellt habe. Es wird natürlich nicht immer leicht sein, bei so vielen verschiedenartigen Einzelheiten die Ordnung ausfindig zu machen, durch die sie sich gegenseitig am schärfsten beleuchten. Jedoch, je schwieriger diese Aufgabe für den Verfasser ist, um so dringender nötig ist auch ihre Lösung aus Rücksicht auf den Leser, der es natürlich viel schwerer hat, sich in der Stoff-Fülle zu orientieren. Auch ein Résumé oder Sachregister wäre wünschenswert gewesen.

Diese einzelnen Ausstellungen an Dr. Hansens Werk bedeuten aber sehr wenig seinem Gesamtwert gegenüber. Es ist jetzt ein Beispiel gegeben, das den Maßstab der befriedigenden Leistungen fast abschreckend in die Höhe rückt, dafür aber hoffentlich auf die berufenen Kräfte nur um so anregender wirken wird.

Kopenhagen.

Gudmund Schütte.

Wilser L. Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde. Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig. VI u. 448 S. gr. 8°. 6 M.

"Fast alles, was die folgenden Blätter bringen," sagt der Verfasser im Vorwort, "habe ich schon früher ausgesprochen oder geschrieben; das meiste ist aber in den Verhandlungen wissenschaftlicher Vereine und Versammlungen, in Vortragsberichten, einzelnen Abhandlungen und kleineren Aufsätzen, Bücherbesprechungen und dergl. zerstreut. Eine einfache Zusammenstellung mit Auswahl schien unvergleichlich viel leichter, doch wären dabei Wiederholungen unvermeidlich gewesen. So habe ich denn eine Umschmelzung vorgezogen und will nur hoffen, das Ganze möge wie aus einem Guß erscheinen." Wer also die viele Jahre umfassende Tätigkeit Wilsers kennt, dem wird dieses Werk nicht viel neues

bieten; wem sie nicht bekannt ist, dem wird das seltsamste und bedauerlichste Gemisch von Wahrheit und Irrtum entgegentreten. Wilser hat schon vor Penka Skandinavien für die Urheimat der Indogermanen erklärt, und dieser Gedanke, zuerst arg verspottet, hat mit der Zeit immer mehr an Anhängern gewonnen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die bisher bekannten Tatsachen von der Herkunft der Indogermanen sich besser auf eine nordeuropäische Heimat als auf irgend eine andere Gegend beziehen lassen. Aber bewiesen ist diese Hypothese nicht, wie sich ja Hypothesen zur Erklärung vorgeschichtlicher Erscheinungen selten zur höchsten Wahrscheinlichkeit erheben lassen. Für Wilser aber ist sein Gedanke lautere Wahrheit, während die anderen den Schein für Wahrheit nehmen.

Es ist nur zu natürlich, daß er, da sich in einigen Punkten seine Meinungen manchen Beifall erworben haben, nun an die fast absolute Sicherheit aller seiner Aufstellungen glaubt, und daß er weiter und weiter in seinen Ausführungen gegangen ist. Zweifellos gibt es keinen größeren Feind des wissenschaftlichen Fortschritts als die allgemein geglaubten Lehren, und die Geschichte aller Zweige der Wissenschaft lehrt, daß neue bahnbrechende Entdeckungen zunächst meist unbeachtet bleiben und dann erst unter steten Kämpfen durchgesetzt werden. Es ist daher immer ganz nützlich, wenn man einmal die Dinge von der Kehrseite betrachtet, und dazu hilft Wilsers Buch recht gut. Daß er freilich recht habe, will ich damit nicht sagen. Vielleicht werden aber seine Ansichten eine Zeit lang allgemein von der Wissenschaft anerkannt, um dann dasselbe Schicksal zu erfahren, das Wilser erlitten zu haben glaubt, daß ein energischer Forscher sie in jahrelanger Arbeit bekämpfen muß.

Während man sonst gewöhnlich ein Buch bespricht, um die Leser über dessen Nutzen aufzuklären und auch um den Verfasser hin und wieder auf Fehler oder Unterlassungen aufmerksam zu machen, muß ich dies in diesem Falle unterlassen. Mit den Gründen, die mir und andern zu Gebote stehen, werde ich den Verfasser nicht überzeugen können, daß die Ansicht, die germanischen Runen stammten aus einem antiken Alphabet, richtig ist, ich werde ihn ebensowenig überzeugen können, daß seine sprachwissenschaftliche Vorbildung viel zu mangelhaft ist, als daß er sich irgendwie auf die Sprache stützen könnte. Wer aber in der Sprachwissenschaft und in der Altertumskunde einigermaßen bewandert ist, dem brauche ich meine Behauptung nicht zu belegen, da er sie auf Schritt und Tritt selbst finden kann.

Leipzig-Gohlis.

H. Hirt.

Lohmeyer Th. Die Hauptgesetze der germanischen Flußnamengebung hauptsächlich an nord- und mitteldeutschen Flußnamen erläutert. Lipsius u. Tischer, Kiel und Leipzig 1904. 32 S. 1,20 M.

Die Ortsnamenforschung erfreut sich seit Beginn der neueren Philologie einer ziemlich großen Popularität, aber die Qualität des Erzeugten steht leider nicht im Verhältnis zur Quantität. Wer die philologischen Jahresberichte durchblättert, bemerkt mit Bedauern die von Jahr zu Jahr eher an- als abschwellende Produktion von Schulprogrammen und dergleichen Werken namenkundlichen Inhalts, deren einziges Ergebnis so ausgedrückt werden muß: Vergeudung von Zeit, Geld und Kräften. Dr. Lohmeyer führt uns gleich S. 3 ein wahrhaft abschreckendes Beispiel

vor, nämlich die Abhandlung 'Etymologische Studien über deutsche Flußnamen' von einem Oberlehrer K. im Osterprogramm des K.....er Gymnasiums vom J. 1899 (die Namen lasse ich absichtlich bei Seite). Hier einige Proben: "Die folgenden Flußnamen scheinen zum Teil aus *apana* und *aquana* durch Vokalisierung des *p* bzw. *qu* entstanden zu sein . . . Ahne (Fulda), Jahne (Elbe), Hanasa (Sieg), Hunaha (Fulda), Jani-Darja (Turkestan), Oenobarus (Syrien), Una (Mauretanien)." "Wenn er unter *Kana* die großartige Gleichung '*Anisus* = *Panysus* = *Conosus* = *Wanesbach*' aufstellt und gewissermaßen als Begründung hinzufügt: "gall. *abona*, lat. *amnis*, gr. *πάνιος* Sumpf, schwed. *an*"; wenn er schließlich unter dem Stichworte *Casius* die unglaubliche Bemerkung macht: "daß dies *K* bzw. *G* aus *W* entstanden, beweist z. B. der On. Gießen an der Wieseck": so ist es leider die Pflicht der Kritik, auszusprechen, daß dies ein bodenloses Etymologisieren ist, das nur dazu dienen kann, in Laienkreisen unsägliche Verwirrung anzustiften". — Der Fall ist typisch. Herr K. ist Gymnasialoberlehrer und gelehrter Schriftsteller, und dabei ahnt er nicht, daß seit fast 100 Jahren etwas existiert, was vergleichende Sprachgeschichte heißt. Das ist aber noch nicht das ärgste (denn selbst wenn er sie gekannt hätte, hätte er sie doch kaum beherrschen können). Der Kern des Übelstandes liegt in jener Neigung zum 'bodenlosen Etymologisieren', das allen Dilettanten anhaftet. Sie haben kein Unterscheidungsvermögen: entweder sie nehmen die ganze Stoffmasse in wüstem Durcheinander, oder sie greifen heraus, was ihnen aus feuilletonistischem oder lokalpatriotischem Interesse in die Augen springt. Das wissenschaftlich Interessante, die Typen, zumal die Endungen, werden sie, wenn sie sich selbst überlassen sind, nie und nirgends wahrnehmen.

Ich gehe hierauf ein, weil der Übelstand weit folgenschwerer ist, als man gewöhnlich glaubt. Die Wissenschaft scheint es nicht der Mühe wert zu halten, sich mit den Puschern auf dem Gebiete der Namenkunde abzugeben; sie gönnt ihnen ungestört die Freude der Pseudo-Wissenschaftlichkeit. Das ist aber ein großer Fehler. Denn wenn die Wissenschaft sich herabließe, die Schulprogrammler in ihren Dienst zu nehmen, gerade so wie sie z. B. bei der Mundartengeographie sich herabläßt, Dorfschullehrer und andere Laien als Stofflieferanten zu benutzen, dann würde die Schulprogramliteratur, anstatt so viel Makulatur, gewiß eine sehr schätzenswerte Bereicherung des wissenschaftlichen Rohstoffs bieten können.

Als Anregung in der angedeuteten Richtung muß Dr. Lohmeyers Abhandlung willkommen heißen werden; selbst ein Schulmann, arbeitet er im Gegensatz zu den gewöhnlichen Schulprogrammlern nach echt wissenschaftlichen Grundsätzen. Vgl. seine Worte S. 31: "Wie die Erd- und Gesteinsgeschichte, die Geologie, die zeitliche Aufeinanderfolge der verschiedenen Erdschichten betrachtet, so ist das Endziel der Toponomastik oder der Ortsnamenkunde die Darlegung der zeitlichen Aufeinanderfolge der Namensschichten. Wie das Gestein auf unsern Höhen einem beständigen Verwitterungsvorgange unterliegt, so haben auch die Ortsnamen und besonders die allerältesten, die Bergnamen und die Flußnamen, eine Umwandlungsentwicklung durchgemacht, die erst in der neueren Zeit durch die allseitige Festlegung der Namen in Kataster- und andere Karten sowie auch durch die Heimatkunde in den Volksschulen wenigstens teilweise, durchaus nicht völlig zum Stillstand gebracht ist . . . Werden

nun diese Untersuchungen der Bergnamen und Flußnamen, dieser uralten Edelsteine der germanischen und vielfach der gemeinsamen Muttersprache, der idg. Grundsprache, von vereinten, planmäßig arbeitenden Kräften auf das ganze Europa ausgedehnt unter Berücksichtigung der von idg. Stämmen bewohnten Teile Asiens, so werden sich daraus die wichtigsten Hinweise auf die Bewegung der idg. Völker, insbesondere aber auch auf die Heimat der Indogermanen ergeben. Auf Grund derartiger umfassender Forschungen wird sich dann auch der idg. Grundbestand an Bergnamen und Flußnamen ermitteln, also gewissermaßen eine idg. Bergnamen- und Flußnamenkunde aufstellen lassen. Ein einzelner kann diese Riesenarbeit nicht bewältigen, denn: *Vita brevis, ars longa.*"

Seine vorläufigen Hauptergebnisse, die teilweise von den Aufstellungen Förstemanns abweichen, faßt er so zusammen:

(S. 4.) "Welches ist nun der Unterschied meiner Anschauungsweise von der Förstemanns? Es besteht hauptsächlich ein dreifacher Unterschied.

1. Der erste ist der, daß ich die Suffixa, also Ableitungssilben, nur bei Grundwörtern für Fluß annehme, hingegen die von Förstemann für Suffixa angesehenen Schlußbestandteile bei Nichtgrundwörtern als selbständige Grundwörter für Fluß fasse.

2. (S. 8.) Aus der Betrachtung einer außerordentlich großen Menge von Einzelfällen hat sich mir ein bestimmtes Gesetz ergeben, welches ganz streng in den ältesten germanischen Flußnamen zur Erscheinung kommt . . . Ein germanischer Flußname besteht, wenn er nicht zusammengesetzt ist, aus einem einfachen Grundwort für Fluß, wie *aha*, *apa* usw., oder, wenn er zusammengesetzt ist, aus einem Bestimmungswort mit einem der Grundwörter für Fluß. Ein Suffix tritt nur bei den Grundwörtern auf, und zwar ist das Grundwort ohne Suffix aus dem Grundwort mit Suffix durch Abschleifung hervorgegangen, so *trawa* aus *travena*, *alta* aus *altena*, *asa* aus *asana*. Als solche Grundwörter habe ich am Ende von Flußnamen *asa*, *rena*, *mana*, *trawa*, *alda* oder *alta*, *scara*, *boda*, *ata* oder *anta* nachgewiesen, während dieselben bis dahin, wenn sie den Schluß von Wörtern bilden, als bloße Ableitungssilben aufgefaßt und *asa*, *mana*, *alta*, *ata* oder *anta*, *boda* in Nichtzusammensetzungen, also als einfache Wörter, unerklärt geblieben oder wenigstens nicht als Grundwort für Fluß erkannt waren.

3. Meine Beobachtungen bezüglich der Bestimmungswörter bei den ältesten Bergnamen und Flußnamen kann ich in folgende zwei Sätze zusammenfassen:

- a) Wie der Berg oder die Höhe, so der Bergname.
- b) Wie das Quellgelände, so der Flußname."

Lohmeyers Aufstellungen sind gewiß von nicht geringem prinzipiell Interesse, aber meines Erachtens sind sie etwas verfrüht. Es gibt verschiedene quellenkritische und allgemein methodische Fragen, die ihrer Erledigung harren; erst nach dieser können wir an die von L. angeregten Fragen herantreten. Ich werde jetzt einige der wichtigsten dieser Vorfragen erörtern.

1. Die Dauerkraft der untersuchten Namengattung. Wenn Lohmeyer unterschiedslos die Bergnamen und Flußnamen als 'uralte Edelsteine der gemeinsamen Muttersprache' bezeichnet, hat er sich schon einer irrtümlichen Aufstellung schuldig gemacht. Nur die Flußnamen sind unbedingt

dauerhaft; denn selbst von den Slaven, die doch sonst die vorgefundenen fremden Namen rücksichtslos beseitigen, werden die Flußnamen ganz regelmäßig beibehalten; dagegen die Bergnamen gehören entschieden zu den am wenigsten dauerhaften Namensgattungen, vgl. meine Abhandlung "Über die alte Geographie der nicht-klassischen Völker Europas", IF. 15, 326.

2. Die nationale Herkunft des Materials. Der westliche Teil des heutigen Deutschlands war vor der germanischen Besiedlung keltisch; hier lassen sich wegen der Dauerkraft der Flußnamen zahlreiche keltische Überbleibsel erwarten. Der östliche Teil des heutigen Deutschlands war vor der slavischen Besiedlung germanisch; hier lassen sich wegen der Dauerkraft der Flußnamen zahlreiche germanische Überbleibsel erwarten. Das westdeutsche Material erfordert also eine genaue Prüfung, bevor es als beweiskräftig anerkannt werden kann; anderseits wird es nicht als erschöpfend gelten dürfen, wenn man weiß, daß auf ostdeutschem Boden ein großes Supplement-Material vergraben liegt. Lohmeyer hat kaum die nötige Strenge in der Stoffwahl beobachtet; z. B. wird *Andrida* (Mosel) S. 24 bestimmt zu dem britischen Namen *Andrida* oder *Andredesleah* gehören (Ags. Chr. z. Jahr 477 u. 491).

3. Die aus der geographischen Gruppierung des Materials gezogenen Schlüsse. Auf die überzeugende Beweiskraft der Feststellungen wird von den Philologen viel zu wenig Gewicht gelegt. Man begnügt sich gewöhnlich damit, eine Gruppe von Tatsachen zu konstatieren, vergißt aber meistens die nötige Gegenprobe. Lohmeyer hat, wie er sagt, eine große Menge altgermanischer Flußnamen gesammelt und innerhalb derselben eine Anzahl von Endungen festgestellt, die er als Grundwörter für Fluß auffaßt. Allein welche Gewähr haben wir dafür, daß diese Endungen *allein* den Flüssen zukommen? Es nützt nichts, das Vorhandensein der Endungen bei Tausenden von Flußnamen nachzuweisen, wenn wir nicht sogleich ihr *Fehlen* bei ebensovielen Bergnamen und Siedlungsnamen nachweisen können. Und diesen Nachweis hat Lohmeyer, soviel ich sehe, *nicht* erbracht. Er wird beobachtet haben, daß seine "Fluß-Grundwörter" nicht bei den uns bekannten altgermanischen Bergnamen und Siedlungsnamen auftreten. Das sagt aber nicht sehr viel. Denn erstens scheint die Siedlungsnomenklatur bei den Urgermanen sehr wenig entwickelt; die Römer bezeugen ausdrücklich das Fehlen der Städte, und tatsächlich überliefern sie uns aus Germanien neben zahlreichen Flußnamen fast gar keine Siedlungsnamen. Zweitens gehören die Bergnamen und Siedlungsnamen zu den weniger dauerhaften Namensgattungen; auch dies macht es erklärlich, wenn wir die altertümlichen Namentypen nur bei Flußnamen vertreten finden. Somit fehlt uns auf germanischem Boden das nötige Kontrollmaterial; dagegen sind wir auf keltischem, italischem, griechischem etc. günstiger gestellt; denn hier gibt es genügendes Material aus allen Namensgattungen. Und von diesen Zeugen glaube ich die Antwort zu erhalten, daß Lohmeyers Sätze sich in der gegebenen Ausdehnung nicht bestätigen. Denn tatsächlich finden wir die als "Grundwort für Fluß" aufgefaßten Endungen vielfach bei Namen der Städte und Völker. Zum Beispiel neben den vom Verfasser S. 5 angeführten Flußnamen germ. *Biverna* ital. *Tifernus*, *Aternus* finden wir die Städtenamen ital. *Privernum*, *Locarnum*, rät. *Vulturnes*, die Völkernamen germ. *Cugerni*, illyr. *Liburni*, und es kann kaum ein Zweifel

bestehen, daß *Tifernus* einfach eine Weiterbildung des Flußnamens *Tifer-* = *Tibris* ist.

4. Die Einzeldeutungen. Wenn schon die Auffassung der Typen Vorsicht verlangt, dann verlangt die Auffassung der Bestimmungswörter eine noch größere. Es ist sehr möglich, daß man in den Bestimmungswörtern ein gewisses System wahrnehmen wird, aber vor der Hand ist die Konstatierung meines Erachtens ganz verfrüht. Man müßte sich zunächst auf Negationen beschränken —, zum Beispiel könnte man nachweisen, daß die Flußnamen keine Namen von Göttern, Menschen oder Tieren enthalten, oder dergleichen —; erst nachher müßte man sich an die Feststellung des positiven Nameninhalts heranwagen.

Wegen der angeführten prinzipiellen Bedenken halte ich es nicht für angebracht, mich auf die einzelnen Aufstellungen Lohmeyers näher einzulassen. Ich werde schließen mit der Wiederholung des Wunsches, daß die von Lohmeyer ersehnte planmäßige Namenforschung endlich das Licht sehen und der unserer Zeit unwürdigen, in der Tat ganz mittelalterlichen Namenpfuscherei ein Ende machen werde.

Astrup, Jütland.

Gudmund Schütte.

Walde A. Die germanischen Auslautgesetze. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung mit vornehmlicher Berücksichtigung der Zeitfolge der Auslautveränderungen. Halle a. S., M. Niemeyer, 1900. V und 198 S. 5.40 M.

Unter ungewöhnlichen Verhältnissen schreibe ich die gegenwärtige Rezension. Das Buch ist vor längerer Zeit herausgegeben und in den interessierten Zeitschriften sind bereits eingehende Anzeigen von sachkundigen Fachleuten erschienen; Rezensent selbst hat gleichfalls schon Gelegenheit gehabt, in seinem 'System der langen Endsilben im Altgermanischen' (böhm., Prag 1903; vgl. IF. Anz. 15, 246 ff.) sich mit der Mehrzahl von Waldes Ausführungen auseinanderzusetzen. Trotz alledem hat er bereitwillig die Besprechung für die IF. übernommen, weil diese ganz ohne ihr Verschulden sich mit der Anzeige verspäteten¹⁾ und er es in gewissem Sinne als Anerkennung eigenen Strebens betrachtete, gerade über dieses Buch berichten und der großen von Walde geleisteten Arbeit sozusagen eine Ehrenschild abstatuen zu dürfen.

Den erwähnten eigentümlichen Umständen nun will ich auch bei der Abfassung meines Referates Rechnung tragen. Einesteils kann ich die Schrift, was ihre äußere Anlage betrifft, wohl als oberflächlich bekannt voraussetzen und ihren Stoff systematisch, so wie er es eigentlich erheischte, ordnen; andernteils gedenke ich die bisher darüber laut gewordenen Urteile und andere neueste Literatur gelegentlich heranzuziehen und, brieflichen Aufforderungen nachgebend, auch meine in böhmischer Sprache vorgebrachten Ansichten hierüber diesmal allen Fachgenossen zugänglich zu machen. —

Walde bietet in einer Reihe von scheinbar lose aneinander gereihten Spezialuntersuchungen²⁾ aus dem Gebiete der germanischen Auslautslehre

1) Der zuerst ausersehene Referent ist gestorben.

2) Es seien hier wenigstens die 11 Kapitel dem Inhalte nach wiedergegeben: I. Auslautende Längen im Wgm. — II. Nom. Pl. der *a*-Stämme

entschieden mehr, als man nach den Kapitelaufschriften erwarten möchte: nämlich wertvolle Zusammenstellungen, Deduktionen und Aufschlüsse über fast alle wichtigen Punkte der germ. Auslautgesetze und zwar im Sinne der von Hanssen und Hirt neu begründeten, von Streitberg in der 'Urgerm. Grammatik' zum erstenmal praktisch durchgeführten Akzent- oder Intonations- oder Morentheorie. Waldes Darstellung geht zwar vom Wgm. und Nord. aus und kehrt gewöhnlich zu diesen Sprachzweigen wieder zurück, aber auch das Gotische, dem kein besonderer Abschnitt gewidmet ist, findet oft ergebnisreiche Berücksichtigung. Freilich, so manche Detailfragen, die in einer systematischen Darstellung unausweichlich wären, mußten naturgemäß aus dem Rahmen der von Walde behandelten speziellen Probleme herausfallen, wie es denn gerade in einigen Hauptfragen der gotischen Lautlehre, z. B. in der Frage der got. Vertretung des urgerm. *-ōn (vgl. S. 90) oder in der Frage nach Aussprache der got. Enddiphthonge (S. 85), zwar zu unserem Bedauern, jedoch nicht zum Schaden des Ganzen geschehen ist.

Überhaupt kann Walde wegen der von ihm gewählten Form der Darstellung kein ernst gemeinter Vorwurf treffen. Er hatte zwar von allem Anfang die Wahl, entweder systematisch und rein deduktiv, oder synthetisch, aber nicht in der herkömmlichen Weise übersichtlich zu Werke zu gehen. Sein Endzweck, nur gewisse, dabei allerdings die wichtigsten Auslautfragen zu beleuchten und ihnen eine in vieler Hinsicht neue Lösung zuteil werden zu lassen, mußte ihn der synthetischen Darstellungsform zuführen: er geht gewöhnlich von schwierigen, einen Keim des Zweifels oder des Widerspruchs in sich hegenden Problemen der bisher vertretenen 'neuen' Theorie aus und versucht von dort, ohne vor den aufgetürmten Hindernissen zurückzuschrecken, durch alle Eventualitäten hindurch einen bequemen gangbaren Ausweg zu der von ihm verteidigten Ansicht zu gewinnen. Und eben das Hinwegräumen jener Hindernisse, die Ebnung und Bahnung des Weges ist eine mühselige Arbeit, die dem Verfasser den leichten Fluß der Darstellung hemmt und uns den reinen Genuß seiner scharfsinnigen Beweisführung ein wenig verbittert. Doch das Grundübel steckt im spröden Stoff — Walde sucht nur seiner Herr zu werden. Es ist ihm auch gelungen; nur hätte ein ausführliches Inhaltsverzeichnis oder noch besser ein Index am Schlusse angefügt werden sollen, der alle die Abschwweifungen und gelegentlich erörterten Formen verzeichnete und so die Brauchbarkeit des Buches in jedem beliebigen Zeitpunkte erhöhte. Nicht die Darstellung Waldes, sondern den Mangel eines Wegweisers in derselben sehe ich als Fehler an.

Um nunmehr auf den Inhalt der Schrift einzugehen, sei vor allem bemerkt, daß Waldes Hauptinteresse auf die relative Chronologie der germanischen Auslautveränderungen gerichtet ist. Zugleich muß schon hier zugestanden werden, daß gerade in dieser Richtung seine jedenfalls anregenden Darlegungen nicht immer positive Resultate zutage gefördert haben: ist es doch der wundeste Punkt aller prähistorischen Sprachforschung! Dagegen in der Feststellung der Reihenfolge von Erscheinungen,

im Wgm. — III. Diphthonge in Endsilben des Wgm. — IV. Verkürzung der idg. Langdiphthonge. — V. Nordische und westgermanische 'Dative' auf -u. — VI. Nasale im nord. Auslaute. — VII. Nord. Endsilbenlängen. — VIII.—X. Ungedechte, dann durch -s und -n gedechte Kürzen im germ. Auslaute. — XI. Kürzen im nord. Auslaute.

die uns wenigstens durch Inschriften irgendwie bezeugt sind, zeigt er eine sehr geschickte Hand, desgleichen in der lautgeschichtlichen und meist auch phonetischen Begründung derselben. Manchmal — und das finde ich begreiflich — ist er, seinem Scharfblicke vertrauend, gar zu weit gegangen und die Bestätigung seiner Resultate steht zur Stunde noch aus; aber auch in solchen Fällen hat er einen ruhenden Stein zum Rollen gebracht oder in andere Bahnen geleitet, in wieder anderen Fällen die erst gewonnene Erkenntnis in der Form von Exkursen sogar über die Grenzen seiner Aufgabe hinaus sorgsam verwertet.

Kurz gesagt behandelt Walde, wenn auch verstreut, alle drei Arten der germanischen Auslautgesetze: a) die konsonantischen, b) die kurz- und c) die langvokalischen Gesetze. An den Grundlagen der Inolationstheorie hat er keine Änderung vorgenommen.

a) Von Konsonanten bespricht er die Dentale, Nasale und Sibilanten. Die Dentale fallen ohne Unterschied in urgerm. Zeit vor der Kürzung absolut auslautender Längen ab. Heutzutage, da wieder an dieser anscheinend evidenten Tatsache gezweifelt wird, sei hier an Waldes (S. 14) schlagenden Beweis aus den 3. Personen Plur. Opt. wie got. *bairaina*, *bēreina*, aisl. *biðpi* usw. [urgerm. **-n(̥) + ē*] ausdrücklich erinnert. Es handelt sich um noch genauere Zeitbestimmung; Walde will der allgemein beliebten Schlussfolgerung entgehen, daß der Dentalabfall früher geschehen sein müsse als der Schwund des *-i* in 3. Silbe, z. B. in **berandi* — und zwar durch seine zwar nicht streng bewiesene, aber recht plausible Voraussetzung, daß beim Abfall eines auslautenden Elements der vorhergehende Konsonant eine Energiesteigerung erfuhr und dann den Apokopierungsgesetzen der einfach auslautenden Konsonanz nicht mehr unterworfen war (S. 13, 163 u. 196). Wie jedoch schon Jellinek Zeitschr. f. österr. Gymn. 1901, 1088¹⁾ hervorgehoben, setzt Walde die 3. Plur. als **beran̥(̥i)* an, woraus sich weder die gotische, noch die ahd. Form ableiten läßt; überdies hat er m. E. von vornherein (auch noch im Nachtrage) zu sehr die Parallelisierung der postdentalen Spiranten mit den doch anders gearteten *-s* und *-z* im Auge. Die Sache liegt doch wohl so, daß nur primär auslautender Dental abfällt, oder wie man es früher auszudrücken pflegte, daß das konsonantische Auslautgesetz nur einmal gewirkt hat. Den Grund dessen wissen wir freilich nicht genau, höchstwahrscheinlich wurde jeder sekundär auslautend gewordene Konsonant, also auch *-d* in **berand̥(i)*, gedehnt und so vor dem Abfalle bewahrt. Vgl. erhaltenes stimmhaftes *-z* in **dagōz(e)z* = afr. *dagar*. Recht deutlich sieht man da, daß jede solche chronologische Angabe schwankend werden kann; wie wieder Michels ZZ. 34, 121 richtig bemerkt, kann man mit Waldes Theorie auch die Vulgatansicht widerlegen, daß der Dentalabfall in der 3. Pl. Praet. **bērun̥* jünger sein muß als der Übergang von *-n* in die Nasalierung, d. h. auch **bērun̥(̥)* mit gesteigertem *-n̥* mag ganz gut der Nasalierung Trotz geboten haben.

Betreffs der Nasale hält Walde daran fest, daß *-m* in *-n* und dieses in die Nasalität übergegangen; die Nasalierung ist schließlich geschwunden, bei Kürzen früher (was auf S. 99 noch phonetisch hätte be-

¹⁾ Außer dieser Rezension nehme ich noch Bezug und verweise auf folgende: J. Franck Anzeiger f. deut. Alt. 28, 42 ff., V. Michels ZZ. 34, 114 ff. und H. Hirt Ark. f. nord. fil. 18, 369 ff.

gründet werden können), bei Längen später. Die Chronologie des Eintritts der Nasalisierung ist wiederum nicht ganz unverschiebbar. Einmal — so wurde bisher angenommen — soll sie dem Dentalabfall und somit der Apokope des *-i* in dritter Silbe vorangegangen, das anderemal aber (S. 163) erst nach dem Ausfall des *-a-* in dritter Silbe in urgerm. Akk. Sg. **hirdijan* (daraus **hirdin* = got. *hairdi*) erfolgt sein. Walde gibt zwar zu, daß eine solche Unterscheidung zwischen *a-* und *i*-Abfall in 3. Silbe möglich wäre; er selbst zieht es aber vor, mit Hilfe der erwähnten Theorie von der Energiesteigerung im sekundären Auslaut eben den Vokalchwund in dritter Silbe beidemale vor der Nasalisierung geschehen zu lassen.

Übersichtlich und meiner Überzeugung nach richtig sind auf Grundlage von A. Kocks Forschungen die Schicksale der Nasale im Nordischen dargelegt (S. 88 ff.). Walde verfißt im Einklange mit der Intonationstheorie die Meinung, daß im Aisl. auslautendes *-n* nach ursprünglich langem unbetonten Vokal schwindet, wenn ihm im Ugerm. und Urnord. eine gestoßene (2 morige) Länge gefolgt war. Nur auf diese Weise werden die sonst schwierigen, dem Lautgesetz in gewöhnlicher Fassung (Noreen, Altisl. Gramm.³ 193) widersprechenden Fälle klar: die 3. Plur. Konj. *bere* (gegen aschw. *berin*) und der Nom. Akk. Pl. Ntr. *augo* (aschw. *əghon* usw.). Erstere ist mit got. *bairaina* aus urgerm. **-nē* (s. oben; das *-ē* stammt aus der 1. Plur.), letzterer mit got. *augōna* aus urgerm. **-nō* identisch. Keine der übrigen älteren Erklärungen (vgl. Noreen a. a. O.) vermag zu befriedigen. Und abgesehen von Noreens selbst ganz unwahrscheinlicher Interpretation (er stellt in Pauls Grundriß 1², 639 ff. die Endung der 1. Pl. Opt. vorurn., also urgerm. **-ma* dem gotischen *-ma* gleich und vermutet ebenda 613 in *augu* den Rest einer Dualform) kann auch v. Helten neuester Versuch in PBr. B. 28, 548 ff. nicht als überzeugend gelten. Helten, der auf Walde keine Rücksicht nimmt, setzt voraus, daß die Endung der 1. Plur. Opt. nicht **-mē*, sondern **-mō* war, und folgert im Anschluß daran, daß in nachurn. Zeit der Schwund des *-n* noch vor oder während des bekanntlich erst spät eintretenden *u*-Abfalles erfolgt ist. So stützt er die eine These durch die andere. Gesetzmäßig ist nach ihm aschw. *əghon* aus **-ōnō*, **-ōnu*, analogisch aisl. *augo*. Doch eine solche zeitliche Begrenzung des Verklingens von *-n* ist recht unsicher; denn mag auch *-u* der Synkope und Apokope am spätesten verfallen sein, so war diese doch nicht so ganz von ähnlichen Vorgängen isoliert (vgl. Noreen Altisl. Gr.³ 113). Überdies harrt noch der Entscheidung die wichtige, von Walde (S. 164 ff.) ebenfalls erwogene Frage, wann gedecktes *-u-*, d. h. urgerm. **-um* in dritter Silbe eigentlich geschwunden sei. Endlich ist auch v. Helten zu einer Menge Analogiebildungen genötigt und zwar überall dort, wo sich seine Hypothese außerhalb der rätselhaften Fälle bewähren sollte. Ich halte daher am obigen von Walde ausgesprochenen Gesetz streng bedingten Schwundes von *-n* im Aisl. fest — einem Gesetz, das im Aschw. gar nicht, im Anorw. nicht vollends (*ougun* neben *ougu*) durchgedrungen ist.

Die strittigste Frage des konsonantischen Auslautgesetzes ist ohne Zweifel die der Weiterentwicklung der idg. Spiranten *-s(-z)* im Germanischen. Die Bestrebungen der letzten Jahre haben vorderhand dargetan, daß man wohl kaum mit Verners Gesetz auskommen werde; von Verner hat sich deshalb schon Hirt und nach ihm Walde emanzipiert. Allein Walde wandelt da seinen eigenen Weg. Was ehemals Möller nur in einem ganz singulären Falle, im Gen. Sg. Fem. **-āz*, zu einer laut-

physiologischen Erklärung heranziehen wollte, daß nämlich die Intonation der Endsilbe auf die Beschaffenheit des Spiranten Einfluß übe (vgl. PBr. B. 7, 507 und die damaligen Einwände Streitbergs in IF. 5, 243), das hat jetzt Walde unter demselben Gesichtspunkte, jedoch als allgemein giltiges Lautgesetz aufgestellt: nach ihm fällt -s auf dem Wege über -z in wgm. Endsilben nach kurzem oder geschleiftem langen Vokale, sowie nach -n ab, hingegen bleibt es nach gestoßener Länge und nach solcher Kürze erhalten, die ursprünglich nicht in letzter Silbe stand (S. 130 ff.). Also -s fällt ab in **gebūs* = ahd. *gēbā*, bleibt aber in *neritōs* = *-*dhās* (mit gestoßener Länge) und *tages* = *-*dageso* usw.

Wenn nun auch anerkannt werden soll, daß Waldes Vorschlag bemerkenswert ist, eben weil er aus der Intonation und Quantität der Endsilbe nicht nur den Vokal, sondern zugleich den Konsonanten derselben erklären will, so glaube ich doch vom kritischen Standpunkt aus, bei grundsätzlicher Übereinstimmung mit allen anderen Rezensenten, eine Reihe Einwände dagegen erheben zu müssen¹⁾. Walde hat (woraus ich ihm im Gegensatz zu Franck Anzeiger f. deut. Alt. 28, 52 keinen Vorwurf machen will) vorerst die einzelnen Tatsachen äußerlich zusammengestellt, um dann eine innere Verwandtschaft zwischen ihnen herauszufinden — gleichzeitig hat er aber aus dem gesammelten Materiale einige unbequeme und ohne Widerrede beschwerliche Fälle beseitigt. Hierher zähle ich insbesondere das ahd. *wilt*, das er gewaltsam vom got. *wileis* getrennt, eventuell auch das nicht ganz klare *ni curi*; seine Auffassung der wgm. Optativformen ist recht gekünstelt. (Vgl. darüber noch weiter unten.) Außerdem darf man sicherlich nicht alle von Walde in eine Kategorie gereihten Fälle identifizieren: der Zischlaut in *neritōs* und *tages(o)* stand jedenfalls unter verschiedenen Bedingungen. Walde schreibt schließlich den gestoßenen auslautenden Längen einen besonderen 'geschnittenen' Ton (S. 131) zu, welchen die geschleiften Längen nicht besaßen; dabei ist es sonderbar, daß dieser eigentümliche Ton den kurzen Endungen (ahd. 2. Sg. Ind. *zugi* aus *-*es*) gänzlich fehlte, obzwar sie ihrer Intonation nach einstens ebenfalls akuiert waren. Und so scheint mir Walde aus einem einzigen einfachen Prinzip heraus zu viele der subtilen und verwickelten Dinge erläutern zu wollen. —

b) Im Bereiche der kurzen Endsilben sind es in erster Linie wieder chronologische Fragen, die in Betracht kommen. Walde unterscheidet hier im Anschlusse an Sievers (S. 110 ff.) in überzeugender Weise urgermanische und einzelsprachliche (gemeingermanische) Apokopen. Innerhalb des Ugerm. erhebt sich die weitere Frage, wann eigentlich Reduktionen der Kürzen im Auslaute stattfanden, ob schon vor Festlegung des germanischen Intensitätsakzentes oder erst nach derselben, wie gemeinhin angenommen wird. Beides ist ja möglich. Ältere Entwicklungen lassen gar oft in der Sprache ihre Spuren zurück, nur ist es mißlich, sie jeweils von späteren Vorgängen zu trennen; in unserem Falle tritt noch

1) Dabei verschrägt es nichts, daß ich außer Stande bin, etwas Bewiesenes an die Stelle von Waldes Theorie zu setzen. Ein Versuch ist wohl in meinem 'System usw.' (S. 318) gewagt, und ich beharre darauf noch heute, da ich den neuesten Ausführungen Pedersens KZ. 39, 243 ff. über den Einfluß der Intensität einer Silbe gerade auf die Stimmhaftigkeit der Konsonanten vorläufig nur bedingte Giltigkeit zuerkennen kann.

eine andere Schwierigkeit hinzu, nämlich zu entscheiden, ob vor der Festsetzung des germ. Akzents der traditionelle indoeuropäische Akzent ein expiratorischer oder eher ein musikalischer gewesen, der nach Finck, Pedersen (vgl. KZ. 39, 233) u. a. eventuell Stimmlosigkeit und Schwund der Vokale bewirken konnte. Halten wir aber an der Vulgatansicht fest, daß alle Reduktionen von Vokalen in Endsilben erst die Wirkung des germanischen Akzentes sind, so kommt uns wieder die Erfahrung zuhelfe, daß die Sprache ihre Sprünge und Kapriolen liebt, daß es in ihrer regelrechten Entwicklung Hemmungen und Hindernisse gibt, die wir oft nur konstatieren, nicht objektiv beurteilen können.

Wie hat sich Walde das Problem zurechtgelegt? Er lehrt vor allem (S. 123), daß schon im ältesten Urgermanisch, noch vor dem Eintritt der neuen Akzentuierung, ungedecktes, nach ieur. Prinzip unbetontes *-i* (und demgemäß auch *-a*, *-e*) geschwunden ist. Zu dieser Annahme wird Walde durch zweisilbige Formen mit *i*-Abfall, jedoch ohne Umlautwirkung wie ae. *dóm*, *ǵám* (aus **mi*) gegenüber den Dat. Sg. ae. *men*, an. *feðr* usw. mit einzelsprachlichem *i*-Umlaut genötigt. Er löst also die Frage wohl im Sinne eines indoeuropäischen Intensitätsakzentes. Eine solche Schlußfolgerung ist aber heute nicht mehr ganz unzweifelhaft, vgl. abermals Pedersen a. a. O. Urgermanischen Abfall von Kürzen, der durch den germanischen Akzent bewirkt ist, nimmt Walde selbst (s. gleich unten) in gedeckter dritter Silbe an, es ist sonach lautphysiologisch durchaus begreiflich, wenn deren Abfall in nicht gedeckter und — sagen wir vorläufig — dritter Silbe fast gleichzeitig stattfand. Den dreisilbigen Wörtern pflegen sonst mit Rücksicht auf die Vokalapokope die zweisilbigen langstämmigen zur Seite zu gehen; daß es diesmal (bei urspr. **-i*) nicht gesetzmäßig geschehen ist, bezeugen m. E. die erwähnten Dative, eig. Lokative **-i* deutlich genug. Was liegt also näher, als in ae. (nicht wests.) *dóm* und einmaligem *ǵán* (Sievers Ags. Gramm.³ 269) dennoch schon früheren und allerdings analogischen Anschluß an die dreisilbigen 1. Personen Sg. **-mi* zu proponieren, zumal diese wegen ahd. *salbōm*, *habēm* im Wgm. und demnach im Urgerm. sicher vorhanden waren? Läuft doch Walde bei seiner Auffassung von *dóm*, wie ganz richtig Franck Anz. f. d. Alt. 28, 51 ff. bemerkt, ernstlich Gefahr, mit dem konsonantischen Auslautgesetz in Widerspruch zu geraten, d. h. **dōm(i)* im ältesten Urgerm. hätte wohl den Übergang des *-m* zu *-n* (vgl. Ug. Gramm. 147) und zu späterer Nasalisierung mitmachen müssen! Nebenbei gesagt, bin ich da in der Ablehnung von Waldes These noch mit Michels ZZ. 34, 116 zusammengetroffen, der auch urwestgerm. *im(m)* für **immi*, **izmi* hieherstellen möchte; man könnte, natürlich ohne Beweis aus dem Ae., noch **stām(i)* anreihen.

In dritter Silbe ist also, wie Waldes Belege auf S. 121 beweisen, bereits urgermanischer Schwund des *-i* zu statuieren. Dasselbe gilt natürlich von den weniger widerstandsfähigen Kürzen *-a*, *-e*, die nicht einmal in Zweisilblern in die Einzelsprachen herübergekommen sind (vgl. urn. *unnam*). Trotzdem gibt es Präpositionen oder eigentlich Adverbia, welche *-i* und andere Kürzen in regelwidriger Weise bis in die historischen Dialekte erhalten haben, z. B. ahd. *upari* u. ä. Walde versucht hier (S. 124) eine einheitliche Erklärung aus solchen Stellungen, wo das Adverb mit folgendem Nomen oder Verbum eine Wort- oder Satzgliedeinheit bildete. In der Tat ist dieser Ausweg der gangbarste, Beweis dessen, daß er in

ähnlicher Weise schon von J. Schmidt KZ. 26, 20 ff. versucht worden ist. In welchen 'Einheiten' aber die Erhaltung der Auslaut Kürze zuerst verwirklicht worden sei, das glaubt Franck a. a. O. 52 noch näher und scheinbar abweichend von Walde bestimmen zu müssen: nur in der Verbindung mit dem Verbum wie ahd. *ligit in dñā*, nicht in der mit dem Nomen (*an arme*¹⁾). Doch meine ich, daß Franck hier Walde mißverstanden hat; dieser hat in erster Linie jedenfalls an die alte und feste Zusammensetzung der Präfixe und Nomina zu einem Wortganzen gedacht, was ja auch Schmidt im Sinne gehabt.

In dritter Silbe endlich, wie wir wissen, hält Walde selbst an dem schon früher von Sievers PBrB. 5, 156 ff. vertretenen urgerm. Schwund von durch *-n* (*-m*) oder *-s* gedeckten Kürzen fest. Und diese Synkope zusammen mit der früher erwähnten Apokope in 3. Silbe ist bei ihm zu einem wahren Erkenntnisbronnen besonders für die Entwicklung der sekundären Auslautlängen und deren durch Reduktion entstandenen Reflexe geworden. Ich stelle vorderhand die Kategorien zusammen: die 2. Sg. Imper. der schwachen Verba auf **-eje*, den Vok. Sg. got. *hairdi* (aus **-ije*), die 1. Du. Praet. *bēru* (aus **-uqe*); den Akk. Sg. *hairdi* und Nom. Akk. Sg. *reiki* (aus **-ijam*), den Inf. *bairan* (aus **-anam*); den Nom. Pl. as. *dagos* u. ä. (aus **-ōsez*), den Nom. Pl. got. *gasteis* (aus **-ijez*) und den Nom. Sg. *hairdeis* (aus **-ijaz*). Nun ist in **hirdijaz* die Synkope gesetzmäßig vollführt, aber in einer Reihe von mehrsilbigen urnord. Belegen auf *-aR* der Vokal offenbar restituiert worden, vgl. *holtwaR* (Gallehus) und Noreen Altisl. Gr.³ 215. Hier hätte Walde einen Erklärungsgrund suchen sollen, etwa den analogischen Beeinflussung von zweisilbigen Wörtern, die sehr oft in Zusammensetzungen, also scheinbar in drei- und mehrsilbigen Formationen vorkamen; wie eine Anspielung v. Helten in PBrB. 28, 525 zeigt, war es notwendig, auch in diesem Punkte etwaigen Zweifeln die Spitze abzuberechen. — —

c) Bei den langen Endsilben wollen wir wieder nur dort verweilen, wo man ohne kritische Anmerkung nicht gut vorübergehen kann; der Übersicht wegen beobachte ich hiebei die in meinem 'System' gegebene Einteilung und bespreche: I. die absolut auslautenden Längen, II. die langen Nasaldiphthonge, III. die *i*- und *u*-Diphthonge, IV. die langen *r*-Diphthonge und V. die durch *-s*, *-z* gedeckten Längen.

Ad I. Walde gebührt das Verdienst, mit scharfem Auge und feinem Gefühl die Reduktionen aller Endsilbenlängen, soweit es eben möglich war, in der altertümlichsten Phase des Germanischen, dem Urnordischen, chronologisch festgestellt zu haben (S. 100 ff.). Das von Walde entworfene Bild, mußte es auch lückenhaft ausfallen, kann nunmehr als Parallele für die Vorgänge im Wgm. betrachtet werden. Als wichtigstes Ergebnis gehört hierher, daß zuerst die gestoßenen oder zweizeitigen ungedeckten Längen im Nord. reduziert werden, nachdem sie bis gegen 600 n. Chr. höchstwahrscheinlich überhaupt unverkürzt geblieben. So darf denn auch der Reflex des zweimorigen **-ō*, das im Nord. und Wgm. schon

1) Wie sehr die Ansichten über denselben Gegenstand manchmal auseinandergehen, bekundet auch v. Helten PBrB. 28, 553, indem er die ungesetzmäßige Erhaltung der Kürzen nur den proklitischen Präpositionen in Verbindung mit Nomen oder Pronomen zuschreiben will, was freilich äußerst fraglich ist.

vor der Kürzung zu dumpfem $-\bar{o}$ oder gar zu \bar{u} geworden, im Beleg des 5. Jahrh. *minu liubu* (Opedal) ganz gut als $-\bar{u}$ gedeutet werden (S. 107); denn ein triftiger Grund, warum man, wie z. B. Noreen Altisl. Gr.³ 227 tut, hier $-\bar{u}$, allein im Praet. 3. Sg. *urta* langes $-\bar{a}$ = $-\bar{a}$ (a. a. O. 321) lesen sollte, leuchtet mir nicht ein. Der Dental ist ja nach dem Zeugnis der 3. Plur. Opt. (s. oben) vor aller Auslautkürzung weggefallen. Walde meint freilich für die soeben beregte Verdampfung des $*-\bar{o}$ eine sichere Stütze in slavischen Lehnwörtern wie *buky* gefunden zu haben (S. 58 ff.); doch ist diesfalls zu beachten, was Hirt Ark. f. nord. fil. 18, 374 gegen Walde betont, daß es gotisches Lehnwort mit nasaler Endung $*-\bar{on}$ sein könnte, was Pogodin (vgl. IF. Anz. 12, 306) allerdings stark bezweifelt. Uns genügt zum Nachweis jenes frühen Überganges in $*-\bar{o}$ jedenfalls das Kürzungsergebnis $-u$ selbst und die Analogie der betonten Einsilbler, z. B. wñord. *sú*.

Die neuentstandene Kürze $-u$ ist sodann im Nord. durchaus, im Wgm. in gewissen Stellungen ebenso wie ursprüngliches $-\bar{u}$ abgefallen. Im Ahd., wo die normalen Verhältnisse gestört sind, ist Walde geneigt (S. 76 Anm.; vgl. meine Selbstanzeige), eine einseitige Ausgleichstendenz zugunsten der langstämmigen und endungslosen Formen anzunehmen. Aber seine Voraussetzung trifft nur für den Nom. Sg. F. und Nom. Akk. Pl. Ntr. zu; in der 1. Sg. Praes. ist er gezwungen, das gerade Gegenteil zu erklären, und die unbequemen Instrumentalformen auf $-u$ hat er überhaupt aus dieser Kategorie verbannt. Für diese (ahd. *blintu*, *tagu*, an. *blindu*, *kerlingu* u. a.) schlägt er eine neue Instr.-Form Sg. auf $*\bar{o}u$ vor, welche auch in den problematischen slav. Dativen wie *rabu*, *létu* und in serb. *tõmũ* (ahd. *dẽmu*) fortleben soll. Daß besagtes $*-\bar{o}u$ im germ. Auslaut $*-\bar{u}$ und schließlich $-u$ ergeben, stützt Walde durch den Hinweis auf inlautendes $-\bar{o}u-$ in urgerm. $*axtõuda$ und $*kõuz$ (ieus. $*g^võus$), woraus ja $*axtũda$ (got. *ahtruda*) und $*kũz$ (daraus aisl. *kýr*, ae. *cũ*) geworden sein soll. Und diese Entwicklung sucht er noch lautphysiologisch zu erläutern. S. 72 ff.

Nun hat zwar Walde hiermit einen beachtenswerten Schritt getan, sich den Erklärungsversuchen Noreens aus zweifelhaften Nebentonverhältnissen zu entziehen, und ich möchte dies auch jetzt gegenüber Hirt Ark. f. nord. fil. 18, 373, der sich Noreen anschließt, festgestellt wissen — allein an Stelle der früheren Schwierigkeiten hat er weit größere treten lassen. Er setzt nämlich voraus, daß serb. *tõmũ* (S. 86) ehemalige geschleifte Intonation bezeugt; dazu bemerke ich, daß die serb. pronominalen Dative *tõmu*, *kõmu* nach Miklosich Vergl. Gramm. der slav. Spr. 3, 217 und Maretic Gramatika i stilistika hrvatskoga ili srpskoga književnog jezika 188 ff. gar keine solche Länge aufweisen, die übrigens nach W. nicht ursprünglich, sondern von den Substantiven übertragen sein sollte. So muß der ganze darauf aufgeführte Bau zusammenstürzen. In der germ. Deklination scheint zudem die idg. Endung $*-\bar{o}u$ keine richtige Stelle zu haben, und ihre Entwicklung im Auslaut durch inlautendes gestoßenes $-\bar{o}u-$ zu illustrieren, kommt mir methodisch nicht richtig vor: erstens ergibt nicht einmal $-\bar{o}u-$ überall $-\bar{u}-$ (vgl. Michels ZZ. 34, 122) und zweitens ist die Identität von beiderlei Silben nicht unumstößlich nachgewiesen. Im Germanischen stehen wir heute auf dem plausiblen Standpunkte, daß beim Übergange aus dem Ugerm. in die einzelnen Dialekte gestoßene wie geschleifte Langdiphthonge im Auslaut

gleicherweise verkürzt wurden: also sollte auch **-ōū* im Nord. -*a* ergeben, ebenso wie **-ōu* in *dtta*. Ähnlich mußte — was ich bereits hier gegen Walde S. 84 ff. vorab bemerke — auslautendes *-ēī* ebenso reduziert werden wie **-ēi*, d. h. im Got. zu *-ai* usw., jedoch kaum zu **-ē*. Kann man doch den Dat. Sg. F. an. *heide(-i)*, eventuell auch got. *haiþjai* mit hoher Wahrscheinlichkeit aus **-iēī* ableiten, da für den Akk. Sg. *heide(-i)* u. ä. noch heute ein *iē*-Stamm anzuerkennen ist (vgl. meine 'Soustava usw.' 197 und Brugmann Kurze vgl. Gramm. 378).

Waldes obige Erklärung kann demnach nicht befriedigen, umso weniger, als er selbst neben dem Instr. **-ōū* noch einen zweiten und zwar den althergebrachten auf **-ō* für diejenigen Formen benötigt, welche das **-u* verloren haben. Seine neue Urform ist abzulehnen, mag es auch unmöglich sein, gleich eine positive, alles aufhellende Theorie zu bieten. Im 'System' habe ich es wieder mit der einen Instrum.-Form versucht und füge jetzt nur so viel hinzu, daß Noreens neuester Ausweg (Altisl. Gr.³ 227), urn. *-u* und *-ū* zu unterscheiden, streng genommen keine Erklärung ist, weil eben die eine der Formen ganz problematisch bleibt. Man wird sich wohl bescheiden müssen: auch im Punkte der Ausgleichstendenzen wird man der Sprache eine gewisse Souveränität nicht absprechen dürfen, zumal wir bei einer andern ganz klaren Form, dem Nom. Akk. Pl. Ntr. im späteren Wests. die Analogie in direkt entgegengesetzter Richtung vollzogen sehen als früher: *wordu*, *weorcu* usw. (Sievers Ags. Gr.³ 123). —

Gleich im Eingangskapitel (S. 3 ff.) erörtert Walde die Schicksale des gestoßenen **-ē* im Wgm. und Nord. Auf Grund der von ihm eigens statuierten Lokative **-ē* will er dartun, daß das durch die erste Kürzung daraus entstandene *-ē* nicht nur im Nord., sondern auch im Wgm. lautgesetzlich abgefallen sei; erhaltenes *-e* setze immer Analogiewirkung voraus. Nun eröffnet sich aber bei Heranziehung einer anderen recht wahrscheinlichen Form aus **-ē*, des Nom. Sg. *hæle* aus **-ēþ*, welchen Walde fast mit Stillschweigen übergegangen, obwohl er bei **mēnōþ*, **nefōð* asigmatichen Nom. Sg. (S. 13) angenommen, eine etwas veränderte Auffassung der wgm. Verhältnisse. Die Formen ae. *hæle*, an. *hal-r* bezeugen meinem Gutdünken nach, daß jenes erste Kürzungsergebnis *-ē* im Nord. und Wgm. eher wie *-i* behandelt wurde, welchem es infolge seiner geschlosseneren Qualität auch phonetisch nahe kam. Es blieb also im Wgm. nach kurzer Stammsilbe erhalten. Das vermögen nicht einmal die sog. 'kurzen' germanischen Dative von *o*-Stämmen, welche W. als Lokative **-ē* deutet und die in lautlicher Hinsicht tatsächlich **-ē* enthalten können, zu widerlegen. Denn die wgm. Dativformen, von denen allein die Entscheidung der Frage zu gewärtigen ist, sind in Waldes kritisch und musterhaft gesichtetem Material ¹⁾ durchaus langsilbigen Stammes bis auf ae. *tō dæg* neben *tō dæge*, welch letztere Form Sievers Ags. G.³ 122 als älter bezeichnet. Walde (S. 9) weist freilich auf die gewiß altertümliche nord. Parallele *i dag* hin, doch hat diese eher syntaktische als phonetische Bedeutung. In Verbindung mit dem vorerwähnten Nom. *hæle* darf man auch *tō dæge* mit großer Wahrscheinlichkeit als lautgesetzlich ansehen und *tō dæg* daraus ableiten: entweder als adverbialen Ausdruck, in dem die gesetzmäßige Form anderen Veränderungen anheimfiel als bei paradigm-

1) Besonders was das Nord. anbelangt; fürs Wgm. sieh einige Ergänzungen in 'Soustava usw.' 94 und bei v. Helden PBrB. 28, 543.

matischem Gebrauch, oder aus der naheliegenden Worteinheit *tó dæze*, die sich zeitweilig einstellte, dann aber die Apokope in dritter Silbe regelrecht bedingte. Auch im Nhd. ist die Praeposition proklitisch und doch hört man im Verse und außerhalb desselben auf der Bühne und ebenso in der gewöhnlichen Rede Worteinheiten wie *an mich*, *wider mich*; vgl. ae. *héodæz*.

Wir müssen schließlich den 'neuen' idg. Lokativ Sg. *-ē einer näheren Beleuchtung unterziehen. Walde kennt da nur zwei Parallelen, den lit. Lokativ *vitkė* und die entfernteren Bildungen der *men-* und *i-*Stämme: kret. *δόνυν* und ieur. *-ēi. Allein die lit. Lokative sind gewiß Neubildungen, und zwar nicht allgemein baltische, ja nicht einmal gemeinsam litauische, wie übereinstimmend Brugmann Grundr. 2, 617 ff. und 787, dann Zubatý IF. 6, 287 ff. und nun Hirt Ark. f. nord. fil. 18, 370 nachweisen. Die *men-* und *i-*Stämme wiederum dehnen ihren Stammbildungsvokal nach Streitbergs Dehnstufentheorie im Lok. Sg. zum Ersatz für einen geschwundenen Endungslaut, was bei den *e-o*-Stämmen nicht wohl geschehen konnte; hier wäre eher Kontraktion am Platze oder die Endung *-ē hat andern Grund und Ursprung. Vom Gesichtspunkt des Kritikers darf man daher betonen, daß Waldes Lok. Sg. *-ē sich seine Stelle unter den idg. Fällen erst erobern muß — d. h. man wird, auch wenn man ursprüngliches (urgerm.) *-ē hier ansetzt, die Formen trotz ihrer Bedeutung nicht notwendig als Lokative betrachten müssen. —

Von sonstigen Theorien über urspr. *-ē erwähne ich noch zustimmend Waldes Auffassung von urn. *wrta* (Etelhem; s. S. 102 ff.) als 3. Sg. Praet. -æ, welche sich mit anderen, in der Deutung des urn. -a identischen Fällen, nämlich mit Nom. Sg. *Wiwila* (= -æ*) und Nom. Sg. *swestar* (= -æ*) zu einer erfreulichen Einheit verbindet. Man kann demnach für die ältesten Runeninschriften die empirisch gefundene Regel dahin formulieren, daß *a* in unbetonter Silbe sowohl den Laut *a* und *ā*, als auch *æ* bezeichnen konnte; vgl. Noreen Altisl. Gr. ³ 27 u. 41 ff.

In den Adverbien wie got. *innana*, ahd. *innan* sieht Walde (S. 13) nach dem Beispiele J. Schmidts die recht ansprechende Grundform *-nē, in ahd. *innana* im Texte die Gf. *-ēm, was er aber im Nachtrage (196) richtig, jedoch ohne Verbesserungsvorschlag, widerruft. Zur Erklärung von ahd. *dannan* u. ä. glaubt nun Walde sich auf ein späthd. Lautgesetz berufen zu dürfen, wonach aus **dannann* (dieses aus *danne* nach Wilmanns, s. bei Walde S. 174 A.) ohne weiteres das gewünschte *dannān* sich ergab. Allein schon die hypothetische Form **dannann* mit -nn am Schlusse, das doch in einfachem ahd. **dan*, *dana*, **danan* und *danana* kein Vorbild hatte, muß unser Mißtrauen erregen, noch mehr das vermeintliche Lautgesetz, welches Walde schon bei der Interpretation von mhd. *kūnegīn* aus **kūniginn* (S. 173 A.) in Anwendung brachte. —

Die Entwicklung von urgerm. *-ī ist im Ganzen klar; unklar freilich bleibt die Scheidung der *īā*-Feminina in got. *bandi* und *sibja*. Walde (Exkurs auf S. 179 ff.) versucht eine — wie er weiß — von vornherein hypothetische Aufklärung derselben: recht wird er wohl darin haben, daß dieser Unterschied bis in die Ursprache (sicher aber ins Urgan.) hineinreicht. Ebenso halte ich seine Auffassung von got. *mawi* u. *þiwi* als Reflexen älterer langstämmiger Bildungen (urgerm. **mazwī*, *þezwī*) trotz Franck Anz. f. deut. Alt. 28, 54 weiterhin aufrecht, da die im Got. ersichtlichen Stämme **mawjā*-, **þiujā*- eben sekundär entstanden sein

können und Solmsens Etymologie urgerm. **þiu-ī* für got. *þiwi* neben evidentem **ma(ǵ)uī* = *maui* um so weniger den Vorzug verdient, als auch das Mask. *þius* (urn. *þeuar*) einer Ableitung aus konsonantischem Stamm nicht widerstreitet (vgl. Brugmann Kurze vgl. Gramm. 167 ff.).

In der 2. Sg. Imper. der schwachen *īo*-Verba hat Walde (S. 147 ff.) die von Streitberg Ugerm. Gramm. 347 und JF. 6, 154 schon angedeutete Erklärung aus **-iē*, woraus zweizeitiges **-ī*, wieder aufgenommen und im Zusammenhang mit seinem urgerm. Synkopierungsgesetz des *-i* (in dritter Silbe) tiefer begründet. Natürlich muß er Analogien in einem Teil des Wgm. und besonders im Got. statuieren: *sōkei* nach dem Ind., und nach *sōkei* wieder *nasei*. Und gerade die letztgenannte Assoziation will ich hier neuerdings in Schutz nehmen, da sowohl Jellinek Zeitschr. f. öst. Gymn. 1901, 1087, als auch Michels ZZ. 34, 117 sich ihr gegenüber sehr reserviert verhalten. Wir haben nämlich im Gotischen nach Vollzug der Auslautgesetze zweierlei Imperativformen der 2. Person Sg.: einsilbige bei starken und zweisilbige bei schwachen Verben. Außer gefordertem **nasi* haben alle zweisilbigen Formen lange Endsilben besessen, zum Teil vielleicht lautgesetzlich (*habai*), aber hauptsächlich durch Anschluß an die Indikativformen (*salbō*, *sōkei*). Nur bei **nasi* erschien dem Sprachgefühl die Umformung zu **nasji* nach **nasjis* nicht so bequem und zutreffend, und es trat eine jedenfalls nähere Beziehung ein, die zu den zweisilbigen Imperativen und speziell zum lautverwandten *sōkei*. Daß jedoch Assoziation des Imper. und Indik. nicht immer als die nächstliegende und natürlichste (vgl. Jellinek a. a. O.) betrachtet werden muß, kann ich aus dem Altenglischen nachweisen. Dort, im späteren Wests., sind gegenüber den älteren Kurzformen *dēm*, *hēr* die Formen *dēme*, *hýre* verbreitet, obgleich in ebendenselben wests. (und kent.) Dialekt gerade im Indikativ solcher langstämmigen Verba Synkope des *-e* regelmäßig eintrat: *dēmt*, *dēmō* gegenüber *fremes[t]*. Vgl. Sievers Afs. Gramm. 3 242 u. 191. —

Ad II. Bei Besprechung der ehemaligen langen Nasaldiphthonge des Auslauts muß ich es Walde besonders hoch anrechnen, daß er ihre Entwicklung von der lautlichen und chronologischen Seite durch das Medium eines nasalierten Übergangsvokals überzeugend hindurchgeführt hat. In der Natur des Gegenstandes liegt es, daß ihm wieder nicht alle Details klar werden konnten, so z. B. nicht das, wann gerade und auf welche Weise die Nasalität, die wir mit sehr bedeutender Wahrscheinlichkeit voraussetzen, geschwunden ist.

Von Einzelfällen nenne ich den Akk. Sg. F. ae. *ḍḍ*, das Walde (S. 81 ff.) nicht erst wie Streitberg aus unbetontem **þōn* = ae. *ḍe*, sondern gleich aus vollbetontem **þōn* herleiten will. Allerdings die Fassung des Lautgesetzes, welches er hierbei für **-ō* der betonten Endsilben im Ae. zitiert, ist zu weit ausgefallen; vorläufig ist nur von orthotoniertem zweizeit. **-ōn* festgestellt, daß es zu hellerem ae. *-ā* geworden. Im Nordischen möchte Walde bei *þā* am liebsten denselben Weg einschlagen wie oben: er hätte es aber noch entschiedener tun können, wenn er den dieser Form und dem aisl. Akk. Sg. *kú* usw. zugrunde liegenden Unterschied gestoßener und geschleifter Intonation mehr ausgenützt hätte. Unterdessen haben ihn die scheinbaren Widersprüche zwischen *þā* und *kú* zusammen mit syntaktischen Erwägungen (s. unten) zu einer andern Theorie über die Formen *kú* geleitet, die sich mit der Brugmanns IF. 6, 90 A. 2 deckt. Darnach ist ae. *cú* und an. *kū* (*kýr*) hervorgegangen aus urgerm. N. Sg.

**kū(z)* = ieur. **gʷōus*. Für die Gf. **kūz* spreche nach Zupitza der gänzliche Mangel der Labialisierung in den genannten Formen, für den Übergang von *-ōu-* zu *-ū-* einerseits got. *ah̄tuda* mit lang gedeutetem *-ū-*, anderseits die früher berührten wgm. und nord. Dative auf *-u* (nach W. = **-ōū*).

Doch der besagte Übergang zu *-ū-* in **gʷōus* ist ebenso problematisch wie in den beiden herangezogenen Parallelen (Brugmann Grundr. I², 211 A. spricht davon recht hypothetisch, got. *ah̄tuda* aber mit *-ū-* liest und erklärt Bethge bei Dieter Laut- und Formenlehre der altgerm. Dial. 563). Das Fehlen der Labialisierung in den historischen Formen **kū* ist ferner nicht strikte für *-ū-* beweisend, es kann dieselbe Regel von as. *kō*, ahd. *chuo* gelten, die Walde selbst nach sonstigem Brauch aus idg. Akk. Sg. **gʷōm̄* = hom. dor. βῶν, urgerm. **kōm̄* interpretiert; vgl. Hirt PBrB. 23, 314 und Brugmann a. a. O. 611 ff. Außer diesem Akk. Sg., aus dem sich m. E. sämtliche germ. Formen vorteilhaft ableiten lassen (s. Soustava usw. 182 ff.), bedarf nun Walde noch zweier Nominativformen fürs Nordische, einer *z*-Form (**kūz*) für aisl. *kýr* (ae. *cū*) und einer zweiten *z*-losen für den Akk. aisl. *kū* (ostnord. *kō*). Dadurch hat er aber die Zahl der Prototypen, vornehmlich mit Rücksicht auf die germ. Akkusativformen, überflüssiger Weise vermehrt. Was zugunsten Waldes zeugen könnte, die eigentümliche syntaktische Vertretung der Nominativ- und Akkusativformen in den einzelnen germ. Dialekten, ist nur scheinbar eine wirksame Waffe in seiner Hand. Im Nordischen hat z. B. der Nominativ Sg. über den Akkusativ gesiegt, aber bloß bei den reinen *ō*-Stämmen, nicht bei allen Femininen (vgl. *heidr* — *heiðe*); man darf deshalb von jenen auch keinen Rückschluß auf das Subst. **kū* tun. Denn dann müßte im Ae. folgerichtig der Nom. vom Akk. bei *cū* wiederum geschieden sein, wie es tatsächlich bei den *ō*-Stämmen der Fall ist. Indessen trifft die fragliche Schlußfolgerung auch im Altfries. nicht zu, wo bei den *ō*-Femininen der Akk. Sg. den Nom., ebenso wie im Deutschen, fast vollständig verdrängt hat¹, wo also in *kū* vor allem die Akk.-Form gesucht werden muß — was freilich Waldes Ansätzen direkt widerstreitet. —

Unter anderm Gesichtswinkel als Walde darf man wohl die nominalen und adjektivischen Formen des Akk. Sg. M. in den germ. Dialekten, besonders im vielgestaltigen As., beurteilen. Walde (S. 89 ff.) hegt zwar die richtige Ansicht, daß eine einzige Grundform hier nicht genügen könne, nimmt aber folgende zwei an, deren eine er nicht völlig zu rechtfertigen vermag: nämlich **-nōm* für as. *-na* (*lefna*), ferner **-(a)nō* in Übereinstimmung mit got. *-nōh*, *-na* für as. *-an* (*blindan*). W. hat sich da offenbar die Sachlage dadurch erschwert, daß er Hirts bisher unbewiesene und immer häufiger aufgegebene²) These gebilligt, daß unbetontes **-n* im Gotischen *-ai* (*bairai*?), nicht *-a* (Akk. Sg. F. *giba*) ergeben müsse. So ist er denn gezwungen, neben den Kurzformen auf **-an*, die er selbst eventuell fürs ahd. *blintan* anerkennt, noch jene beiden erweiterten Grundformen anzusetzen, von denen eben die zweite **-ō* m. E. überflüssig ist. Fruchtbare ist sicherlich der Gedanke, daß die Adjektiva

1) Daß dies im Fries. vielleicht später als im Deutschen geschehen sei, möchte Walde IF. 12, 377 eben auf Grund des strittigen *kū* ohne alle innere Nötigung erschließen.

2) Vgl. jetzt auch Brugmann Kurze vergl. Gramm. 590.

sowohl in den kurzen, als auch längeren Formen sich nach dem Vorbilde der Pronomina, z. B. auch im nord. *spakan* nach betontem **pan* u. ä. gerichtet haben (vgl. v. Helten PBrB. 28, 549 u. Anm.). Gegen die Ableitung aus **anō* im An. spricht eigentlich schon der Mangel des *u*-Umlauts in *spakan*. Auch die Behauptung Waldes, daß **nō* das ursprüngliche Suffix war, zu welchem in **nōm* der Deutlichkeit wegen der Nasal noch einmal hinzugetreten sei, ist unerwiesen: wie Jellinek Zeitschr. f. öst. Gymn. 1901, 1085 mit Recht bemerkt, hätte ja damals der Nasal schon *-n* lauten müssen und die erweiterte Grundform, die doch niemand als die älteste betrachtet, **nōn*. —

Ad III. Auf dem Gebiete der Kurz- und Langdiphthonge mit *-i*, *-u* sind Waldes Darlegungen (S. 54ff.) eigentlich eine erneuerte Verteidigung von Streitbergs Standpunkt gegen Hirt, welcher, gestützt auf die Lesung und Deutung des Dat. Sg. F. got. *gibai* = ae. *zīefe* (beides aus urgerm. **-ōi*), eine frühzeitige Verkürzung der auslautenden Langdiphthonge bereits im Urgerm. proponiert (vgl. PBrB. 18, 275 und noch jetzt Ark. f. nord. fil. 18, 372ff.). Dagegen verlegt Walde (S. 59) die Kürzung derselben Langdiphthonge entschieden in die Einzelsprachen, wobei es nicht auffallen kann, wenn die *-ē*-Diphthonge (z. B. **-ēi*) im Gotischen gemäß der in andern Auslautlängen sich kundgebenden Tendenz ein offeneres, im Westgermanischen und Nordischen hingegen ein geschlosseneres Kürzungsprodukt liefern (aus **-ēi* wird urgot. **-aī*, got. *anstāi*, wgm. **-ii* = **-ī*, ahd. *enstī*). Freilich über die Quantität (Intonation) der so resultierenden Kurzdiphthonge (z. B. urgot. *-ai*) kann a priori ein Zweifel obwalten. Walde schließt sich hier der schon vor ihm vertretenen und bis heute nicht widerlegten Lehre an, daß die Langdiphthonge nach der Kürzung vorerst zu dreizeitigen (geschleiften) Kurzdiphthongen wurden, gleichgiltig ob sie vorher drei- oder zweizeitig gewesen waren.

Auf die weitere Frage, was im Westgermanischen und Nordischen aus den gestoßenen und geschleiften, ein ganz gleiches Kürzungsergebnis, nämlich einen kurzen Vokal aufweisenden (alten und neuentstandenen) Kurzdiphthongen geworden sei, antwortet Walde im allgemeinen dahin, daß sie insgesamt (z. B. **-ai* wie **-aī*) geschleifte Intonation und dreizeitige Quantität erlangt hätten. Demzufolge muß er bei ihnen — wie bei den dreimorigen Endsilbenlängen — eine doppelte Reduktion anerkennen und die Monophthongierung jener Diphthonge ziemlich hoch hinauf, z. B. in vorurn. Zeit, rücken (urn. *haite* liest er *-ē*, S. 109). Man kann aber ohne Beeinträchtigung der Wahrscheinlichkeit noch anderer Meinung sein, daß nämlich bei eben diesen Diphthongen, wo ein Unterschied in der Behandlung gestoßener und geschleifter Laute im Nordischen und Westgermanischen (Ahd.) tatsächlich nicht besteht, sich eine mittelzeitige Quantität herausgebildet habe und dann erst, z. B. im Urnordischen, Monophthongierung und einmalige Reduktion erfolgt sei. Ich hatte diesen zweiten Weg selbständig schon vorher betreten (s. Soustava 209), konnte mich jedoch nachträglich auch auf Hirts Anmerkung über mittlere Quantitäten im Litauischen (Ark. f. nord. fil. 18, 370ff.) berufen.

Im einzelnen leitet Walde (S. 33) den Nom. Pl. F. ae. *ōá*, *twá*, der wieder analogischen Einfluß auf das Ntr. Pl. gehabt haben kann, aus urgerm. **þōz*, **twōz* ab; ob zwar dies eine Erklärung ist, die schon Paul PBrB. 4, 342 vorgeschlagen, so ist doch die andere mögliche Deutung aus dem dualischen **þai*, **twai* in beiden Fällen viel gesicherter. Franck Anz. f. deut. Alt. 28, 45

verwahrt sich mit Recht gegen Waldes Ableitung, wenn er sagt, daß ein Lautgesetz, wonach auslautendes -o im Altenglischen zu -a übergegangen, nicht nachgewiesen sei; andererseits kann man nicht verkennen, daß ein bis heute nicht völlig erwiesenes, aber mit Rücksicht auf das ahd. **ziwō* = *ziwuo* ganz einleuchtendes Gesetz vom Übergang des betonten wgm. *-ō(ə) zu ae. -ā in *twā* mit der Zeit noch fester begründet werden könnte, und in diesem Sinne sind Waldes Ausführungen gewiß erwägenswert.

Interessant ist, daß Walde zwar nicht im Kontext selbst (S. 55 ff.), sondern erst im Nachtrag (S. 197) die unbedingte Gültigkeit von Collitz' Gleichung got. *faura* = ahd. *fora* = griech. *παρά*, welche Streitberg Urgerm. Gramm. 189 auch der neuen Akzenttheorie angepaßt hatte, bezweifelt. Heute ist neben meiner Ablehnung der These noch die ähnliche Beurteilung v. Heltens in PBrR. 28, 509 u. 553 ff. zu beachten. Dadurch scheint mir das Mißverhältnis zwischen zwei- und dreimorigem ai-Diphthong im Althochdeutschen, das in *fora* und 3. Sg. Opt. *nēme* angenommen wurde, in Wirklichkeit aber nie bestanden hat, gänzlich behoben zu sein. Vgl. Soustava 231 und 241. —

Von den Reflexen des unbetonten *-ōu ist wohl der sicherste got. *ahtau*, ahd. as. *ahto* usw. Walde (S. 56) sucht sich nebstdem einige abweichende Formen zurechtzulegen, worin man ihm aber nicht immer folgen wird. Glaube ich doch daran festhalten zu müssen, daß die Achtzahl (uspr. Dual **oktōu*) längst aus ihrer Kategorie herausgefallen war und als pluralisch gefühlte Form den verschiedensten, nicht immer leicht bestimmbar Analogien, eventuell rascherem lautlichem Verfall unterliegen konnte. Im Ae. ist m. E. das north. *æhtu*, -o (= wests. *eahta*) analogisch nach dem Ntr. Plur. *hwatu* entstanden, und as. *ahte* neben regelrechtem, jedoch seltenerem *ahto* betrachtet Walde nicht als Schwächung, sondern als Nachahmung der Doppelheit *twō*: *twē*. Allein die Form *twō* ist im As. nur einmal belegt und das gewöhnliche Femininum lautet *twā* neben neutralem *twē* und maskulinem *twēne*. Ließ sich da W. etwa durch Gallées unverlässliche Angaben (Alts. Gramm. 1, 80) verleiten? Warum er ferner (S. 79) ahd. *ahtu* aus Rücksicht auf north. *æhtu*, -o nicht nach dem bei Tatian so naheliegenden Ntr. Plur. *blintu* u. ä. deuten will, ist mir nicht gut verständlich: meinem Bedünken nach ist es bedenklich, zum urwgm. Ordinale **ahūdā* seine Zuflucht zu nehmen, denn einesteils ist diese Gestalt desselben (s. oben) recht zweifelhaft, andernteils lautet es im Ahd., wo jene Analogie sich bewähren und weiter behaupten sollte, nach Braune Ahd. Gr.² 200 *ahtodo* und keineswegs *ahtodo*.

Noch eine Anmerkung über die lautphysiologische Auffassung des Überganges von auslautendem nord. wgm. -iu(-) zu -i(-), z. B. in an. Dat. Sg. *syni*, Nom. Pl. *synir*. Jellinek Beitr. zur Erkl. der germ. Flex. 20 hatte darin Analogiebildungen nach *ben* < **beni* < **banju* bei den *iō*-Stämmen gesehen, Walde aber (S. 109) wendet sich dagegen, um richtig zu zeigen, welcher grundsätzlicher Unterschied zwischen -ju in **banju* und diphthongischem -iy in *sunij*, **sunijz* bestehe. Selbst will er freilich den Verlust des *z* durch die Wirkung desselben Auslautgesetzes wie in anderen Endsilben, eventuell sogar gleichzeitig mit dem in **banju*, erklären; denn daß im Diphthongen Kontraktion zu einem i- oder y-artigen Vokal eingetreten wäre, scheint ihm keine "innere" Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Dennoch können parallele Vorgänge in einsilbigen Wörtern angeführt werden, die den erwähnten Prozeß illustrieren (s. meine Selbstanzeige

a. a. O. S. 264), während Waldes Erklärung gar zu sehr an die ehemaligen primitiven Gesetze Westphals erinnert, wonach in ganz ähnlicher Weise auch der zweite Bestandteil des Diphthongs **-ai* schwand, als dieser im Got. zu *-a* reduziert wurde. — —

Ad IV. Eine der glänzendsten Partien in Waldes Buche (S. 62 ff.) ist die über die langen *r*-Diphthonge. Es gelingt ihm da, sämtliche Erscheinungen auf die Tatsache zurückzuführen, welche schon von Streitberg Zur germ. Sprachgesch. 87 hervorgehoben worden war, daß die langen *r*-Diphthonge zwar den übrigen Langdiphthongen parallel zur Seite stehen, daß sie aber eben ihres eigenartigen zweiten Bestandteils wegen eine besondere und zwar langsamere Entwicklung durchgemacht haben. Es fand die Kürzung nur in unbetonten Silben und auch da später statt als bei den *i*- und *u*-Diphthongen. Alles ist hier freilich auf der Interpretation von urnord. *sivestar* (Opedal) = *-ær* aufgebaut, allein in sehr geschickter und überzeugender Weise. Ich wenigstens vermag mich Waldes Argumentation nicht zu entziehen und will zur Sicherung seiner Ergebnisse im Anschluß an Michels, der ihm ZZ. 34, 119 gleichfalls zugestimmt, nur noch bemerken, daß mir nicht einmal der zweite Ausweg mehr offen zu stehen scheint — nämlich daß in urn. *wolfaR*, *gastiR* Murbelvokal, in *sivestar* (richtiger *-ær*) noch voller kurzer Vokal zu lesen wäre. Ich erinnere da an die ursprünglich nasale Endung in *hlaiwa* (Bø), *staina* (Tune), wo wir ohne Bedenken volles *-a* lesen (vgl. Walde S. 99); überdies an die gewichtigen Fälle, in denen sich die zweite mögliche Lesung des urn. *-a* = *-æ* vollauf bewährt hat: 3. Sg. Praet. *wrta* usw. (s. oben); endlich daran, daß sich schon beim Langdiphthongen **-æu* zwar nicht in der Kürzung zu *-iu*, jedoch in der Monophthongierung zu *-i* eine gewisse Verzögerung gezeigt, die ausschließlich aus der Natur des Diphthongs begriffen werden muß: und diesem Momente hat man jederzeit Rechnung zu tragen.

Walde erkennt im Nom. Sg. der Verwandtschaftsnamen überhaupt nur die eine Grundform **-ēr* an und deckt für Formen mit mutmaßlichem **-ōr* überall ganz annehmbare Analogien auf; an seinen Deduktionen, welche von der erst einzelsprachlichen Verkürzung der *r*-Diphthonge ausgehen und eine weitere Synkope des aus **-ēr* gekürzten *-ēr* völlig ausschließen (S. 67), können auch die neuesten Einwände Hirts Ark. f. nord. fil. 18, 372 nichts ändern. Hirt stützt sich auf die in solchem Umfang nicht erwiesene These, daß die Langdiphthongenkürzung früher eingetreten sei als die Kürzung der 2- und 3morigen Auslautlängen; er meint, wenn dem auch nicht so wäre, so hätte gestoßenes **-ēr* im Urnord. durch den Stoßton verkürzt werden müssen. Nun kann man aber die Wirkung des Stoßtons in geschlossenen urn. Silben nicht ohne weiteres voraussetzen; denn in den durch **-z* = *-r* gedeckten Silben tritt Verkürzung erst mit der Zeit ein, und als sie eintritt, erfaßt sie ebenso die gestoßenen wie die geschleiften Endsilben (an. *safnader* aus **-ēr* und urn. *runaR* aus **-ōR*). Die Kürzung der übrigen Langdiphthonge ist aber, wie oben gegen Hirt bemerkt wurde, durchaus nicht urgermanisch (got. *-ai*, das sich dann aus urgerm. **-ēi* aus **-ēi* hätte entwickeln müssen, spricht vernehmlich dagegen). Bei den *r*-Diphthongen muß ferner die besagte einzelsprachliche Kürzung noch später erfolgt sein, weil ihr Lautreichtum nicht so bedeutend war und zu einer Reduktion weniger drängte; indirekter Beweis dessen die einsilbigen betonten, zu aller Zeit

lang erhaltenen Formen wie an. *hér* gegenüber schon gekürztem run. *þau* aus **tōu* (Walde 49 und Soustava 263). —

Ad V. Von der Grundanschauung, die Walde über die Entwicklung des auslautenden *-s*, *-z* im Germ. (Wgm.) sich zu eigen gemacht, hängt meistens auch seine Beurteilung der Einzelformen ab. Doch sind der strittigen Fragen so viele, daß auf die seinerseits gegebene Erklärung wenigstens der wichtigsten Formen hier eingegangen werden muß.

Vorerst komme ich auf das schwierige urn. *þar* (Einang) zu sprechen. Walde (S. 66 ff.) schließt sich da der einen früher von Bugge Norges Indskr. 1, 81 vorgeschlagenen Deutung an, daß *þar* = *þar* ein (Nom.) Akk. Pl. F. vorurnordisch **þēz* sei, welcher, vom weiblichen Pronominalstamm **iē-* (ar. *tjā-*) gebildet, im Urgerm. **þ(j)ēs* gelaute habe. Hierzu bemerke ich aber, daß man wenigstens im Germ. solch eine Deklination des Plurals aus einem *iē*-Stamme heraus nicht ohne Bedenken wird annehmen können¹⁾, und dies ist wohl auch der Grund, warum Bugge selbst (a. a. O. und ebenda 288) diesen Ausweg wieder verlassen hat und das urn. *þar* in den Inschriften Einang und Tørviken B als in unbetonter Stellung aus älterem **þōr* entstandenen Akk. Pl. F. betrachtet. Dasselbe tut für Einang auch Noreen (vgl. jetzt Altisl. Gramm.³ 93 u. 100), indem er ausdrücklich *þār* liest und dieses durch erneuerte Haupttonstellung und dadurch bewirkte sekundäre Dehnung aus **þār* erläutert. Doch eben die Form **þār* hat ihre Schwierigkeiten. Ich meine hiermit nicht den Umstand, daß — wie Walde S. 67 hervorhebt — die Pronominalformen vom Stamme **to-* im Urnord. noch nie die Geltung als Artikel besaßen: kann denn das Demonstrativum selbst, wie wir dies oft genug sehen (z. B. got. *þei* aus **þa-ei*), hier nicht proklitisch gewesen sein? Die Schwierigkeit liegt in der Quantität des Vokals. Denn wenn wir uns streng an die Intonationstheorie halten, können wir nicht ohne weiteres die Kürzung des 3zeitigen **þōr* zu **þar* schon in jener Zeit (Einang nach Bugge 400—450) neben *runor* in noch späteren Inschriften (z. B. Järsberg aus dem 6. Jahrh.) zugeben. Ich schlage folgende Auffassung vor: In unbetonter Stellung, die ich auch beim Demonstrativ unanständig finde, trat die einsilbige Form **þōr* unter ähnliche Bedingungen wie später die Endsilbe von **rūnōr*, als die eigentliche Auslautkürzung begann, und es erfuhr vor allem die Intonation oder Quantität eine Änderung: **þōr* wurde zu 2zeitigem **þōr*, welches — wie später das ebenso reduzierte **rūnōr*, woraus *runar* — ganz offener Aussprache zustrebte, die es in *þār* vollends erreichte.

Im Ahd. nimmt Walde, was die Mehrzahl der Forscher billigen wird, als die normale Form des Nom. (Akk.) Pl. F. das Notkersche *gēbā* an. Der von ihm (S. 24 ff.) fürs Wgm. überhaupt aufgestellten Entwicklungsreihe des urspr. **-ōz* hält Jellinek Zeitschr. f. öst. Gymn. 1901, 1080 seine eigene entgegen, worin er die Stabilisation der offenen Qualität des historischen ahd. *-a*, ae. *-æ* zwar auch in urwgm. Zeit, jedoch in die noch 3zeitige Endsilbe verlegt (nach Abfall des *-z* wird **-ō* zu **-ā* usw.). Doch muß ich Waldes Auffassung als chronologisch genauer bezeichnen, besonders mit Rücksicht auf die ahd. Quantitäten, in denen sich der Zustand des jüngsten Urwgm. am reinsten widerspiegelt.

¹⁾ So viel ich weiß, stellt eine analoge Grundform **twēz* für aisl. *tuðr* und ahd. *zwa* außer Bugge nur noch Kluge Pauls Grundr. 1², 487 auf. Und ihre Begründung?

Die ahd. Pronominalformen mit abweichendem *-o* (Nom. Pl. F. *deo*, *dio* u. ä.) möchte Walde, ob zwar sich gerade da am Ende der Beweisführung eine geringe Verrückung seines Ausgangspunktes fühlbar macht, dennoch vor allem lautgesetzlich erklären, u. z. durch frühzeitige Verschmelzung zum Diphthongen in urwgm. **þiōz* — was sicher möglich, aber noch durch weitere Parallelen zu erhärten ist. (S. 32 ff.) Die rätselhafte Form des Adjektivums (Nom. Akk. Pl. F. *blinto*, ae. *gōda*) sieht Walde ebenfalls als lautgesetzlich an. Das ahd. *-o* faßt er dabei entschieden als kurz auf. Nun bleibt aber, worauf Jellinek wiederholt aufmerksam gemacht (vgl. jetzt a. a. O. 1083), noch immer die Möglichkeit bestehen, daß in der Benediktinerregel, in der auch *gēba* des Gen. Sg. und Nom. Pl. ohne Doppelschreibung erscheint, bei *blinto* ganz entsprechend langes *-ō* gemeint war. Und dann könnte, wie Rez. selbst gezeigt (Soustava 340), Hirts Theorie vom analogischen Einfluß des **dō* aus **þōz* auf das Adj. *blintō* gerettet werden. Hat jedoch *blinto* wirklich kurze Endung besessen, dann kann man m. E. getrost nach Brates und nunmehr Waldes Vorschlag (S. 51) diese Form mit urn. *runo* verbinden und beide aus analogisch nach dem Akk. Pl. M. neugebildetem Akk. Pl. F. **-ōnz* herleiten. Eine solche Einflußnahme der Maskulina auf die Feminina und umgekehrt hat ja in vielen Sprachen stattgefunden, und Uniformierung war überall Ziel und Ergebnis der Analogie. Also *blinto* und Notkers *gēbā* wären beide lautgesetzliche Formen, jene Akkusativ-, diese Nominativform. Beim Mask. hat aber in ahd. *tagā* überhaupt der Akk. Pl. **-anz* gesiegt, und nur durch umgekehrte Beeinflussung des Mask. durch das Fem. *gēbā* mag sich manchmal dem Schreibenden oder Sprechenden auch *-ā* in *tagā* eingeschlichen haben.

Vielleicht läßt sich von diesem Standpunkt die Schreibart der Benediktinerregel sogar rechtfertigen. Man sollte dort folgerichtig im Nom. Pl. *'gebāa* finden. Allein da im Mask. *tagā* siegte, kann eben diese Form einen Einfluß aufs Fem. ausgeübt haben, d. h. auch die Quantität von *gēbā*, welches ja fortwährend noch unter der reduzierenden Wirkung der Auslautstellung stand (vgl. die völlige Verkürzung im As. Agfries.), mag sich nach dem Vorbild von *tagā* ganz und gar als Kürze stabilisiert und der Nom. Akk. Pl. auch den gleichartigen Gen. Sg. mitgerissen haben. Die Tendenz der Kürzung muß außerhalb des Notkerschen Dialekts im Althochdeutschen und speziell im Alemannischen vorgewogen haben. Dann ist aber die Brate-Waldesche Erklärung von *blinto* erst recht am Platze. — Nebenbei bemerke ich, daß die urnordische Akk.-Form *runo* (Einang, Tørvik B, Fyrunga) zwar von Kock und nunmehr auch von Bugge N. Indskr. 2, 528 durch Dissimilation aus *rūnōz* erklärt wird, daß jedoch Noreen, der lange in dieser Frage geschwankt, jetzt gleichfalls darin einen wirklichen Akk. Pl. mit noch langem nasaliertem *-ō* im Urn. sehen möchte (vgl. Altisl. Gr.³ 227 gegenüber Altschw. Gramm. 250). —

Gewaltsam wurde schon oben die Art und Weise bezeichnet, wie Walde (S. 130 ff.) mit ahd. as. *wili* und den Verbalformen auf **-iz* überhaupt verfahren ist. Ersteres hat er aus dem zu untersuchenden Material im vorhinein ausgeschlossen; denn nach ihm ist *wili* keine ursprüngliche, sondern eine analogische Form. Die ältesten Formen sollen diejenigen auf *-t* sein (ahd. *wilt* u. ä.), Formen also, die den 2. Personen Sg. der Praet.-Praesentia ähnlich sehen, Walde rechnet also auch germ. **wilt* zu ihnen, und das deutsche *wili* stellt ihm nur einen Versuch vor,

dieses Verb zu den starken Praeterita (2. Sg. Ind. *bāri*) zu überführen, d. h. *wili* selbst ist gleichfalls Indikativ.

Gegen diese Deduktion, welche von *wilt* als der vermeintlich altgermanischsten Form ausgeht, zeugt aber das Faktum, daß im Ahd. die regelmäßige Form *wili*, bei Notker *wile*, *wil* (?) ist, während *wilt* (offenbar analogisch) erst bei Williram im 11. Jahrh. auftritt und dann allerdings im Mhd. immer häufiger wird (Braune Ahd. Gr.² 268). Im As. ist *wilt* ebenfalls nur eine Nebenform, die dreimal vorkommt (Schlüter in Dieters Laut- u. Formenl. d. altgerm. Dial. 480, Holthausen Alts. Elementarb. 178 und auch Hirt Ark. f. n. fil. 18, 374). Im An. endlich wird *vilt* ausdrücklich als spätere Form angeführt (Noreen Altsl. Gr.³ 321). Auch theoretische Erwägungen über die Natur der Verbalform *wili* bringen nichts Beweisendes für Waldes Theorie bei. Ist doch *wili* im System der germanischen Konjugation eine ganz isolierte Form, die sich ihrer Kategorie umsomehr entfremden mußte, je öfter sie den Indikativ vertrat: und da man sie nicht mehr als Opt. fühlte, verfiel sie leicht naheliegenden Assoziationen und überhaupt Veränderungen. Zudem entspricht der begriffliche Inhalt des Verbums 'wollen' besser dem Opt. Praes., der gerade bei ihm an Stelle des Ind. zu treten pflegt, als einem starken Praeteritum: der Begriff des Wollens hat ja nichts Praeteritales an sich (vgl. auch Michels ZZ. 34, 119). Bei den übrigen Praet.-Praesentien sehen wir keinen solchen Übergang zu den starken Praeterita, da in dieser Sprachperiode zwischen den beiden Kategorien weder eine inhaltliche, noch eine formale Beziehung mehr stattfand. Begreiflich bleibt daher einzig und allein der Übergang von *wili* zu den Prät.-Präsentia, jedoch erst als späte, analogische Erscheinung. Und von diesem Gesichtspunkte ist es dann möglich, die einzelnen germ. Formen vorurteilslos zu betrachten und ihr allmähliches Abweichen von der gegebenen Grundlage zu verfolgen, wie Rezensent es fürs Westgermanische und Nordische in seiner 'Soustava' 364 ff. getan.

Übrigens ist das richtig beurteilte ahd. as. *wili* kein in der Luft schwebendes Einzelfaktum; es läßt sich sehr vorteilhaft mit dem nicht zu übersehenden *ni curi* (vgl. auch v. Helten PBrB. 28, 535), ferner mit den 2. Personen Sg. der Opt. Prät. ae. *bære*, *bunde* usw. kombinieren; diese Optative können trotz Walde (S. 131) mit den ursprünglichen Aoristformen **-iz* in der 2. Sg. Ind. Prät. zusammengefloßen sein, wenn wir auch kaum v. Helten a. a. O. 545 zustimmen werden, daß jene Aoristformen überhaupt nicht ins Westgermanische herübergekommen und alle solchen Indikativformen nur aus Optativen entstanden seien, welch letzteren demnach in zweifacher Funktion in der Sprache erhalten wären. Immerhin bieten die von mir hervorgehobenen Momente die Möglichkeit, zu einem ganz anderen Resultate hinsichtlich der Schicksale der auslautenden *-s*, *-z* als Walde zu kommen; und sollte man sich davon nicht gleich in allen Stücken ein klares Bild machen können, so viel ist gewiß, daß in unbetonten Auslautsilben eher wgm. (urgerm.) **-z* als *-s* anzunehmen, daß daher — was auch Michels ZZ. 34, 120 Walde vorgehalten — auf die im Westgermanischen so sehr auseinandergehenden Optativformen der 2. Sg. (Präs. und Prät.) im Punkte der Spirans kein besonderes Gewicht zu legen ist. Eine Erfahrung, die Walde heute sicher beherzigen müßte. —

Wenn ich soeben in Übereinstimmung mit allen übrigen Rezensenten Waldes Interpretation von *wili* abzulehnen genötigt war, so kann

ich hingegen seiner neuartigen Beleuchtung der Formen got. *gasteis* und *hairdeis* nur ungeteiltes Lob zollen. Die Fruchtbarkeit der Lehre von urgerm. Synkope der Kurzvokale in dritter Silbe ist hier noch evidenter geworden, und Walde scheute vor dem bedeutungsvollen Schritte nicht zurück, ein idg. **-īs* für den Nom. Sg. der langen *īo*-Stämme got. *hairdeis* usw. völlig zu leugnen und kurzerhand eine urgerm. Grundform mit sekundärem zweizeitigem **-īz* zu konstruieren, aus der sich alle historischen Formen, sonach auch ahd. *hirti*, ableiten ließen. So wie nämlich das italische *-īs* nicht aus **-īs* begriffen zu werden braucht, so wie das lit. *-ys* in *gaidys* höchstwahrscheinlich erst im Baltischen, wenn nicht gar im Litauischen durch Kontraktion (aus **-ias*?) hervorgegangen ist: ebenso tritt im Urgermanischen in der Urform **hirdiī(a)z* nach vollzogener Synkope in dritter Silbe Kontraktion zu gestoßenem, zweizeitigem **-īz* ein. Daß *-iī-* gerade zweizeitiges *-ī-* ergeben hat, könnte freilich etwaigen Zweifeln Raum geben; Jellinek Zeitschr. f. öst. Gymn. 1901, 1086 fordert denn auch eine nähere Begründung, die seitdem von mir gegeben ist und natürlich leicht zu bieten war (s. Selbstanzeige a. a. O. 248 A). —

Zuletzt sei noch einer wichtigen Kategorie und einer bisher überschätzten Einzelform derselben Erwähnung getan, des Gen. Sg. der *u*-Stämme und des ahd. Belegs *fridoo*. Walde (S. 109) nimmt als Reflex der Genitivendung **-ōūs* (urgerm. **-aūz*) auch im Nord. und Wgm. 3morigen Diphthongen und später Monophthongen an und muß daher, um die Kürzung des urn. **-ōR* zu *-ar* bequem zu erklären, die Monophthongierung bereits in vorurn. Zeit (s. oben) verlegen; dagegen will Noreen Pauls Grundr. 1², 612 alle Veränderungen des urspr. **-auz* erst der urn. Zeit zuschreiben. Und Noreen darf man beipflichten: die Monophthongierung in gedeckten Endsilben wird sich gleichzeitig mit der in ungedeckten vollzogen haben und in beiderlei Stellungen schon früher 2- und 3zeitige Diphthonge zu einer mittelzeitigen Kategorie zusammengefallen sein, die sodann nur einmaliger Reduktion unterlag. Diese von mir statuierte Mittelquantität scheint mir auch ahd. *fridoo* der Benediktinerregel nicht zu widerlegen, obgleich es Walde (S. 55) nach dem Beispiele anderer als vollgiltig beweisend für dreizeitige Quantität hält. Indes ist *fridoo* ein ganz vereinzelter Beleg, dessen Endvokal schon in den ältesten Denkmälern mit *-ū* (*witu*) wechselt, daher ganz gut statt *-ō* verschrieben sein kann. Neben als lang gefaßtem *gēba* sollte man eben in B auch **frido* erwarten, wenn das belegte *fridoo* nicht eher mit Nom. Pl. M. *andree* zusammenzustellen wäre, wo man ja desgleichen Kürze (*andre* aus **-ai*) und nicht Länge ansetzen muß. Schon Kögel Keron. Glossar 164 legte dem *-oo* keine große Bedeutung bei und dasselbe tut jetzt, allerdings zugunsten seiner Auslauttheorien, v. Helten in PBrB. 28, 514. —

Dies sind die wichtigsten Auslautfragen, zu denen Walde Stellung genommen; von seinen weiter strebenden Aushlickern über andere Teile oder das Gesamtgebiet der germanischen Grammatik hin kann hier bloß in der flüchtigsten Weise Notiz genommen werden. Ich nenne vorerst zwei urgerm. Lautgesetze, welche W. am Akk. Sg. M. der pronominalen Deklination praktisch betätigt, eines an got. *ainnōhun* aus urgerm. **ain(a)nōhun*, das andere an urnord. *mininō* aus urgerm. **min(i)nōn* statt **min(a)nōn*, ersteres also eine Haplogogie, letzteres eine Assimilation betreffend (S. 93 ff.). Mich und andere dünkt nur die erste Beobachtung auf unverrückbarer Basis zu beruhen, ja ich vermute sogar, daß sie sich in jüngeren Ent-

wicklungsphasen ebenso bewähren dürfte; dagegen muß das zweite Gesetz mit Jellinek a. a. O. 1085 und Franck Anz. f. deut. Alt. 28, 50 (vgl. betreffs der Partizipia Praet. der starken *ei*-Verba noch Kock PBrB. 23, 497 ff.) bestritten werden. Ich verweise ferner auf die neue Untersuchung der einzelsprachlichen, besonders wgm. und nord. Endungen in der *n*-Deklination mit einem gesunden, zwischen Kluge und v. Helten vermittelnden Standpunkt (S. 164 ff.), dann auf den Exkurs über *-iji-* (S. 149 ff.), wo er Brugmanns Lehre zum Wanken gebracht und ihn selbst überzeugt hat (vgl. Kurze vergl. Gramm. 257). Auf den Fällen mit *-iji-* und *-u-* hat dann Walde sein germ. Silbentrennungsgesetz (got. *nas-jis*, aber *sō-keis*, S. 157) gegründet, welches für eine Reihe spezieller Spracherscheinungen von der allerhöchsten Wichtigkeit wäre, wenn es sonst die Feuerprobe bestände; aber gleich die Begründung des Vernerschen Gesetzes durch Verner (er trennte *brōþ-ar*, *fað-ar*) und die dagegen sich kehrenden Ausführungen Pedersens in KZ. 39, 243 ff., wo eher die ieur. Silbentrennung fürs Germ. beansprucht wird (P. trennt wie Walde *brōþ-ar*, aber auch *fa-dar*!), rufen mannigfache Bedenken wach und spornen zu neuer Begutachtung und Überprüfung an. Dasselbe gilt von den weniger einschneidenden, aber m. E. auch nicht immer spruchreifen Fragen, die Walde in origineller und zum mindesten vorsichtiger Weise behandelt: ich denke an seine neue Gruppierung der germ. Kausativa (S. 150 ff.), seine Lehre über Auslautkürzen im Nord. (S. 181 ff.; an *fé* ist auch nach Noreen Altisl. Gr.³ 58 analogisch), an die von Kocks Theorie abgehende Bestimmung der anord. Umlautperioden (S. 187 ff.) und an die ohne Rücksicht auf *sunjus* (neben *lastius*) vorgenommene Sichtung der got. Fälle mit *w* (S. 157; vgl. Franck a. a. O. 53 u. Helten IF. 14, 71). —

Um nun alles zusammenzufassen, muß ich meiner Überzeugung Ausdruck verleihen, daß kein Kenner der inhaltschweren Fragen und Probleme, welche die germanischen Endungen bieten, Waldes Fleiß, Scharfsinn, Kombinationsgabe, stilistischem und anderem Geschick seine warme Anerkennung versagen wird; doch seine Arbeit, obzwar vor fünf Jahren erschienen, trägt heute noch in anderer Beziehung ein lebensfrisches Gepräge an sich. Die sogenannte 'neuere' Akzent- oder Morentheorie hat in den letzten Jahren bei der überwiegenden Mehrzahl der Germanisten in der Beurteilung der germ. Auslautverhältnisse gesiegt: auch diejenigen, die einst mit offenem Visier gegen sie in die Schranken getreten waren, haben sich seither ihren Grundanschauungen angeschlossen. Aber eben darin liegt der Keim einer neuen Gefahr für sie. Die bewußten Forscher haben nämlich trotzdem einige ihrer lang gehegten Ansichten beibehalten, welche sich auf diese oder jene Weise mit der Intonationstheorie in Einklang bringen ließen; doch sind es nicht gerade geringfügige Dinge, um deren Entscheidung wiederum gerungen werden soll. Und in einem solchen Augenblicke liest sich Waldes Buch wie eine Apologie und wesentliche Ergänzung der ursprünglichen 'neuere' Theorie, wie sie von Hanssen, Hirt, Streitberg, Michels und Lorentz allmählich vorgebaut worden war. Sehr vieles ist da Walde geglückt, einiges mußte auch ihm mißlingen, es ist eben die gestellte Aufgabe darnach; das Problematische wird daraus wohl nie verschwinden, etwas davon wird jeder Lösung der vorhistorischen Rätsel anhaften. Allein das Zeugnis kann man Walde auch heute nicht vorenthalten, daß er sogar auf unfestem Grunde in solider Weise, mit allen der modernen Philologie zu

Gebote stehenden Mitteln und — wie ich hoffen will — nicht für den Augenblick weitergebaut hat.

Smichov bei Prag.

Joseph Janko.

Karsten T. E. Beiträge zur germanischen Wortkunde. Mémoires de la Société néophilologique à Helsingfors III. 8°. 46 S. Helsingfors, Imprimerie centrale, 1901.

Karsten vertritt in seinem Schriftchen folgende neue etymologische Vergleiche: 1. nhd. *drohen* ist nicht mit Kluge zu lat. *torvus* zu stellen, sondern zu ahd. *drōa* 'passio' (mit festem *ō*), ags. *þrēa* 'threat, calamity' und zu griech. τρύχω (mit präsensbildendem *kho*-Suffix); mit Ablaut gehört dazu ahd. *druōen* 'leiden', ags. *þrōwian*, gr. τρώω, τρωέω, neuruss. *traviti*; — 2. nhd. (*sich*) *sehnen*, ostfries. *senen* bedeutet ursprünglich nicht 'sich dehnen', wie man bisher meist annahm, sondern nach Ausweis von ahd. *sene* 'marceo', neunorw. *sīna* 'eintrocknen', nschw. *sīna*, altdän. *sen* adj. 'keine Milch mehr gebend' (von der Kuh) vielmehr 'verschmachten'; es ist also verwandt mit ai. *kšīyate* 'vernichtet, schwindet', griech. φθίω, lat. *sitis*; *senen* hatte also von Hause aus Brechungs-*e*; — 3. für den Begriff 'Quelle' erweist K. zwei Arten von Benennungen: zur einen Abteilung gehören altwestn. *kelda*, das nach dem Zeugnis von finn. *kaltio* 'Quelle mit kaltem Wasser' und von verschiedenen durchsichtigen Ortsbenennungen aus dem skandinavischen Gebiete mit altwestn. *kaldr* 'kalt' zusammenhängt; zur andern Abteilung stellt sich einmal altwestn. *vermsl* npl. 'Quelle, die auch im Winter warm ist', ein Verwandter also von altwestn. *varmr* 'warm', sodann aber neunorw. *tīda* f. 'Quelle, die nicht zufriert', das selbst wieder zusammengehört mit altwn. *þīda* 'schmelzen, tauen', und in weiterer Ferne mit griech. τρώω 'Tag', ai. *tīthás* 'Feuer', lat. *titio*; — 4. mhd. *stunz* 'kurz' und der Fischname *stinz* gehören zu τένδω, lat. *tondeo*; Verwandte dieser Sippe sind noch mhd. *stunze* 'kleiner Zuber', ndd. *stint* 'kleine Lachsart', neunorw. *stinta* 'ein kleiner Fisch'; die Lautstufe von *tondeo* vertritt noch neusch. (dial.) *stānta* 'ein halb erwachsenes Mädchen'; — 5. got. *wis* 'Meeresstille' hat nach K. nichts zu tun mit dem Verb *wisan* 'sein, bleiben', noch mit griech. ἴσθαι noch mit got. *wizōn*, sondern gehört zu ai. *avasran* 'sie leuchteten', *vasantás* 'Frühling', griech. ἔαρ; lat. *vēr* (aus *vēsr*, mit Dehnstufe), ferner mit ai. *uśās* f. 'Frühlicht', gr. ἠώς, lat. *aurora* usw.; in dem Germanischen ist diese Sippe wohl auch noch vertreten durch mhd. *usele* f. 'glühende Asche', vielleicht auch durch ahd. *wasal* 'Hitze' (Muspilli 58); — 6. ags. *dwǣscan* 'extinguish' setzt K. nach Skeats Vorgang mit langem *æ* an und führt es auf *dwai-sk-jan* zurück; es ließe sich dann zusammenbringen mit ags. *dwīnan* 'become smaller, waste away'. —

Man könnte bei manchem dieser Vergleiche Anstoß nehmen an der Bedeutungsverschiedenheit; aber K. stützt seine Ansätze durch zahlreiche Beispiele, in denen jeweils ähnliche Verschiebungen vorliegen; und das ist wohl der größte Vorzug seiner Arbeit, die außerdem noch Zeugnis ablegt von einer erstaunlichen Belesenheit in Wörterbüchern, besonders in denen der skandinavischen Mundarten.

Heidelberg.

Ludwig Sütterlin.

Pipping H. Nya gotländska studier. Göteb. (högsk. årsskr. 1904, IV). 21 S. u. 1 Facs. Preis 1 Kr.

In diesen neuen Studien hat der Verfasser die Richtigkeit seiner früher ausgesprochenen Auffassung des Verhältnisses zwischen den beiden Handschriften der 'Gutalag' bewiesen. Der Schreiber des Cod. B. hat Cod. A. gekannt und in demselben Zuschriften gemacht. Weiter hat er seine Darstellung des i-Umlaut im altgutnischen gegen Herrn Tuneld, wie es dem Rez. erscheint, glücklich verteidigt. Im übrigen bringt das Büchlein Verbesserungen zum altgutnischen Glossar (Ausschließung fehlerhaft gelesener Wörter wie *ambætnu*, *ertair*, Hinzufügungen: *ai-* immer, *staþ-* Gestade, Ufer, *tīa-* Zeh) und Grammatik und Erläuterungen schwieriger Stellen der Guta-lag.

Askov.

Marius Kristensen.

Storm J. Landsmaalet som Kultursprog. Kristiania 1903. 89 S.

A good deal of the most prominent Norwegian scholars and authors, as S. Bugge and B. Björnson, have reawaked the fight against the 'Landsmaal'. The most learned connoisseur of the 'Landsmaal' and a zelote in the fight against it is the celebrated Phonetician, Prof. Johan Storm. In this book he once more demonstrates the inconsistencies and uncultivatedness of the 'Landsmaal', but his views are others than those of most of his countrymen, and notwithstanding all its learning this book will only convert very few of those, to whom the 'Landsmaal' has become a sort of religion.

Askov.

Marius Kristensen.

Kluge F. Mittelenglisches Lesebuch. Mit Glossar versehen von Arthur Kölbng. Halle a. S., Max Niemeyer, 1904. 5 M.

Daß die Reihe mittelenglischer Lesebücher sich schon wieder um ein neues Glied vermehrt hat, ist ein erfreuliches Zeichen dafür, welchen Aufschwung das Studium dieser Sprachperiode genommen hat und einen wie ausgedehnten Leserkreis man für Publikationen dieser Art voraussetzt. Ein dringendes Bedürfnis nach einfachen Textabdrücken ohne kritischen Apparat liegt kaum vor, auch wenn sie mit einem bequemen Glossar versehen sind. Denn das die alt- und mittelenglische Periode umfassende Übungsbuch von Zupitza und Schipper ist billig und zuverlässig, ist aus der Praxis hervorgegangen und in immer neuen Auflagen stetig bereichert und verbessert worden. Neben einem Werke von so allgemein anerkannter beherrschender Stellung durfte man von einer neuen Erscheinung wohl erwarten, daß sie ein eigenes und neues Programm aufstellte und diejenigen Seiten betonte, welchen die Vorgänger nicht gerecht werden konnten. Ein wirkliches Bedürfnis wäre z. B. ein Dialektlesebuch, das die Hauptdialekte gesondert und in übersichtlicher Entwicklung vorführt, oder ein Lesebuch der mittelenglischen Lyrik mit ihren mannigfachen Kunstformen und dergl. mehr. Findet man keine neuen Gesichtspunkte, wie es bei Kluge der Fall ist, so sollte man wenigstens Fortschritte in der Durcharbeitung und Zuverlässigkeit erwarten, aber gerade in dieser Hinsicht steht Kluges Buch hinter seinem alteingebürgerten Vorgänger weit zurück. Es geht dies schon äußerlich aus der ungleichmäßigen Art hervor, wie die Hss. bei den verschiedenen

Texten angegeben sind, bald genau, bald ungenau, und zuweilen auch garnicht, bald mit Angabe von Folio und Seite, bald ohne dieselbe (cf. Nr. VI: Fol. oder S. 128!!); geradezu irreführend ist die Notiz bei Nr. XXII Layamon: nach der (!) Londoner Hs. = Madden etc. Leider finden sich auch Übersehungen oder Fehler gefährlicherer Art. So wird, um den schlimmsten hervorzuheben, der Northumbrische Reimpsalter nach der veralteten und nur 1 Hs. berücksichtigenden Surteespublikation von 1843—47 gegeben, während wir in Horstmann's Yorkshire Writers II 129 ff. vom Jahre 1896 eine zuverlässige moderne Ausgabe nach 3 Hss. besitzen; sie wird nicht einmal erwähnt, geschweige denn benutzt, und die Folgen sind denn auch trotz der Kürze der Probe nicht ausgeblieben.

Die Auswahl der Lesestücke ist von dem maßgebenden sprachlichen Standpunkte aus nicht zu billigen, denn es fehlen für die meisten Dialekte gerade Proben aus den ältesten Denkmälern, die zum Verständnis der Entwicklung besonders wichtig, ja oft unentbehrlich sind. So wären für das Kentische die Kentischen Hom. oder das Poema Morale Hs. D zuzuziehen; für den sächsischen Süden hat Zupitza die vortreffliche Hs. e des Poema Morale, während Kluge an ihrer Stelle die minderwertige und (trotz Zupitza!) spätere südmerc. Hs. L gibt und unglücklicherweise auch noch die jüngere Layamon-Hs. wegläßt; East Anglia wird in allen anderen Lesebüchern mit Recht durch Stücke aus dem sehr altertümlichen und metrisch beachtenswerten Bestiary oder Gen. a. Ex. vertreten.

Zumal aber fehlt — und dieser Mißgriff ist m. E. der schwerste — das älteste, umfangreichste, in jeder Hinsicht bedeutendste Denkmal des Nordenglischen, der Cursor Mundi, ein Denkmal, von dessen zahlreichen Hss. mehrere mit ihren altertümlichen und hochinteressanten Formen bei großer Reinheit und Konsequenz der Schreibung innerhalb ihres Dialektes ganz allein stehen und für das Studium desselben von unschätzbarem Werte sind.

Für Mängel dieser Art können uns Denkmäler nicht entschädigen wie der von Bülbring edierte Prosapsalter mit seinem unglücklichen Mischdialekte, Richard Rolles Prosatraktate aus dem späten Thorntonmanuskript, ein paar Brocken ältestes Schottisch, die mit zwei Seiten Latein erkaufte werden müssen, die Londoner Urkunde von 1320, die sprachlich ebenso unergiebig ist wie der Brief aus dem Jahre 1420. Eine wirkliche Bereicherung gegenüber Zupitza ist dagegen das Stück aus Vices and Virtues. War es wirklich nötig, in einem knappen Lesebuch 1 Hs. des King Horn ganz abzudrucken und ihr mehr Raum zu gewähren als Layamon und Orm zusammen? Auch sonst ist die Auswahl sehr ungleich: auf den mercischen Süden entfallen nicht weniger als 14 Nummern von 41, und doch sind darunter so wichtige Hss. wie das Vernon Ms. und Digby 86 nicht vertreten.

Die Aufeinanderfolge der Denkmäler, die doch soweit wie möglich den Altersverhältnissen entsprechen soll, gibt mehrfach zu schweren Bedenken Anlaß. Es zeigt sich hier, daß der hervorragende Germanist doch wohl nicht so genau mit dem Detail der mittenglischen Forschung vertraut ist, wie es für sein Buch wünschenswert wäre und wie es bei Zupitza und Schipper der Fall war.

Bei König Alfreds Sprüchen setzt er die Probe aus dem Trinity Ms.

vor das viel altertümlichere von Hickes abgedruckte Fragment mit seinen noch halb angelsächsischen Schriftzeichen; leider hat er außerdem für das Trinity Ms. nur den ganz entstellten nicht auf der Hs. selbst beruhenden Abdruck in Old. Engl. Misc. benutzt und scheint Skeats Collation nicht zu kennen. Als zweites der poetischen Denkmäler, vor dem Poema Morale, vor Layamon und Orm, findet sich das Gedicht Long Life aus der Hs. der Kent. Serm. (nach Zupitza aus dem Ende des 13. Jahrhunderts). A Lutel Soth Sermun aus der älteren Layamonhs. ist hinter Horn und Havelok und die von Böddeker herausgegebenen Dichtungen des Ms. Harl. 2253 gestellt.

Die äußere Textbehandlung zeigt in dem Zusammenschreiben von Wörtern und in der Regulierung von *u* und *v*, *i* und *j* einige kühne Neuerungen, die mir aber für ein Lesebuch berechtigt und praktisch erscheinen. Nur wäre die konsequente Zusammenschreibung der Negation *ne* mit dem Verbum besser unterblieben; Formen wie *ne(h)abbe*, *newas*, *neis* sind nicht allein beleidigend für das Auge, sondern auch neben den wirklich vorhandenen Formen *nabbe*, *nis*, *nas* von sehr zweifelhafter Berechtigung.

Das Glossar ist unter Kluges Leitung von Arthur Kölbings ausgearbeitet, der uns einen in der Anglistik so hochstehenden Namen immer häufiger in Erinnerung bringt.

Wie man sich Bedauern aus der Einleitung ersieht, haben körperliche Leiden den Herausgeber des Buches vielfach auf fremde Hilfe angewiesen; sie tragen wohl auch die Hauptschuld, daß sein jüngstes Werk der Wissenschaft nicht denjenigen Fortschritt bringen kann, den wir von seinen früheren Arbeiten her zu erwarten gewohnt sind.

W. Heuser.

Daniels A. J. (S. I.) Kasussyntax zu den [echten und unechten] Predigten Wulfstans. — Leidener Doktorschrift. — Leiden 1904, Gd. F. Théonville. XVI und 167 Seiten.

Alfred Mohrbutter hat seiner Zeit die vier echten Predigten Wulfstans syntaktisch untersucht in seiner Münsterer Doktorschrift vom Jahre 1885, einer der wenigen derartiger Arbeiten, die nicht unvollständig sind; Daniels hat jetzt die dankenswerte Aufgabe erfüllt, diese Predigten alle zu untersuchen, bietet uns allerdings nur die Syntax der Kasus. In der Einleitung streift Daniels zunächst die Echtheit-Frage, besonders des Amerikaners Kinard Untersuchungen darüber, lehnt aber mit Recht eine Entscheidung darüber ab, weil solche überhaupt erst getroffen werden könne, wenn eine kritische Ausgabe aller angelsächsischen Predigten vorliege; ebenso spricht er von Wulfstans etwaiger Verfasserschaft der Gesetze Aethelreds und Knuts und der Benediktiner-Regel. Dann bezeichnet er seine Arbeit als einen schwachen Versuch, entstanden aus dem Bestreben, einen Beitrag zur angelsächsischen Lexikographie zu bieten; er tut gut daran, so bescheiden zu sein, denn er schließt sich ganz genau an meine Alfred-Syntax an, der er hohe Anerkennung zollt. Und das — beides — dürfte ihm von denen sehr verübelt werden, die sich mit meiner Methode nicht befreunden können; wie meine Stoffsammlung, so lange sie des ergänzenden dritten Bandes noch entbehren muß, fürs altenglische Wörterbuch vielleicht mehr bietet als für tiefere Erkenntnis des altenglischen

Satzbaues, so auch die Danielssche Arbeit, die uns nur den gesammelten Stoff vorlegt, ohne noch — um mich so auszudrücken — "besonderes Kapital daraus zu schlagen", ohne insbesondere zur Frage von Wulfstans Verfasserschaft Stellung zu nehmen. Ja, Daniels hat sich ganz eng und streng an meine Darstellung angeschlossen, weil er sie, wenn auch nur in ihrem ersten Teile, durch seine Untersuchung vervollständigen wollte, und es ihm zu diesem Zwecke mit Recht als das Beste erscheint, bei Einzeluntersuchungen über Syntax eine und dieselbe Methode einzuhalten, damit die Aufgabe des Sprachforschers, der einmal eine große vollständige Syntax des Angelsächsischen herausgeben will, erleichtert werde. Schade nur, daß Daniels allein die Kasuslehre meines ersten Bandes durch seine Wulfstan-Untersuchung ergänzt, nicht auch die Abhängigkeit der Kasus von den Präpositionen behandelt, — die er nicht untersucht hat, weil sonst seine Arbeit "über das vorgesteckte Ziel hinausgegangen" wäre; der andere Grund, daß ich bei den Präpositionen Wulfstan Beispiele entnommen habe, kann natürlich nicht gelten, denn ich habe nur hier und da einmal ein Reislein aus Wulfstans Predigtwald eingefügt, wie ich es mir grad einmal bei einer gelegentlichen Wanderung brechen konnte, während doch Daniels in dem, was er bietet, kaum ein Beispiel wegläßt und also denn auch in der Präpositionslehre Vollständiges würde haben bieten müssen und können.

Bei den Zeitwörtern mit Genitiv erwähnt Daniels in der letzten Gruppe, der der vereinzelt (S. 14), auch *bakan* mit der Stelle 224, 2 *oppe hlafes bakeþ*; er setzt zwar gleich dazu 'Part. Gen.', aber dann hätte er die Stelle auch nur bei diesem, etwa in einer Anmerkung am Schlusse, unterbringen dürfen; mit dem Zeitworte selbst hat der Genitiv hier doch gar keinen inneren Zusammenhang, während dieser schon inniger ist bei *habban*, wofür D. auch auf der folgenden Seite (15) einen Beleg bringt. Dort aber gibt er auch *fremman* mit der Stelle 291, 18: *riht agildon alra ðinga gehwylces, þæs du ær mid þinum licaman fremdest godes odde yfeles*, bemerkt zwar mit Recht, daß *godes odde yfeles* partitive Genitive sind, die von *þæs* abhängen, meint aber dieses hänge von *fremman* ab. Nun habe ich zwar, worauf D. hinweist, gleichfalls (I. 29) einen Beleg für *fremman* mit dem Genitiv beigebracht, nämlich Or. 168, 17 *þa tugon hie hiene þæt he heora swicðomes wið Alexander fremmende wære*, schließe mich aber jetzt Holthausen an, der 1896 im Lit.-Bl. (S. 337) für hauptwörtliche Verwendung des Partizips an dieser Stelle eintritt, die auch im Altisländischen ganz gewöhnlich ist (vgl. sein Elementarbuch § 409); ganz abgesehen davon aber, daß ich diesen Beleg nicht aufrecht erhalten möchte, darf auch die Wulfstansche Stelle aus einem andern Grunde nicht hierher gezogen werden, denn es handelt sich hier nur um die sogenannte "Attraktion des Relativs", die hier sogar eine doppelte sein kann, sowohl zurück an *gehwylces* als voraus an *godes odde yfeles*, wenn nicht überhaupt ein Schreibfehler für *þæt* vorliegt.

S. 18 erklärt Daniels mit Recht *wordes odde weorces* in dem Satze 278, 31 *hwet þær man dreoge w. o w.* für adverbiale Genitive, versäumt aber, diesen Beleg an Ort und Stelle auf S. 26 (Anm. 1) beizufügen. — S. 20 setzt sich D. mit Delbrück u. a. über Objektivität oder Subjektivität solcher Genitive auseinander wie *Ἰσὺν ἄρσις*, *Persa cyning*, *motarje frjonds* usw.; während Delbrück meint, es überwiege doch wohl die

Vorstellung, daß eine Einwirkung auf die im Genitiv stehenden Wesen ausgeübt wird, hält Daniels — und ich muß sagen mit Recht — den verbalen Begriff in all diesen Wörtern in allen Sprachen für verschwunden.

S. 26 bei den Belegen für die adverbiale Wendung *wordes and dæde* hätte Daniels hinzufügen müssen, daß die Handschrift C an beiden Stellen (160, 3 u. 163, 18) *dæda* liest. Und wenn er 73, 18 (*and æghwylene hæðenscype wordes and weorces forhogje man æfre*) w. o. w. lieber als attributive denn als adverbiale Genitive ansieht, so muß er das selbe auch 279, 2 tun (*se þe þær deð ænig unnyt wordes oððon weorces*), wo er es nicht erwähnt, obgleich diese Stelle jener genau entspricht. Beide Auffassungen sind übrigens gleich annehmbar.

Einige Male hat sich Daniels durch das Hinweisen auf meine und andere einschlägige Arbeiten zu allzu großer Kürze verleiten lassen, wie wenn er z. B. S. 34 beim Dativ schreibt: "2. Bei den Zeitwörtern des Näherns, Zeigens usw. Vgl. Wülfing 1, 91, Flamme S. 7" und nun als erste Zeitwörter solche des Verlassens und Entrinnens zu verzeichnen hat; der Leser, namentlich der, der Flamme und Wülfing nicht kennt oder zur Hand hat, wird stutzig; Daniels hätte doch hinter 'Zeigens' nicht 'Entfernens' weglassen dürfen. So ist es u. a. auch S. 12 bei den 'Zeitwörtern des Sorgetragens, des Gewalthabens usw.", wo das erste 'agemeleasjan, vernachlässigen' ist, und wo also das 'Nichtsorgetragen' nicht hätte unterdrückt werden dürfen.

Was Daniels S. 67 zu der Stelle 201, 17 sagt, hier habe Wulfstan den Geist der lateinischen Sprache wohl nicht beibehalten, will mir nicht recht einleuchten. Wenn der Angelsachse das lateinische — griechischem αὐτῶν βλεπόντων ἐπήρθη entsprechende — *videntibus illis elevatus est* übersetzt durch *astah up to heofonum to his halgan fæder eallum þam geleaffullum mannum, þe ðær neah wæron, on locjendum*, so bedünkt mich, hat er den absoluten Ablativ wörtlich wiedergeben wollen; hätte er ihn durch einen Dativus commodi ersetzen wollen, so — habe ich das Gefühl — würde er andere Wortstellung gewählt und geschrieben haben: *eallum þam geleaffullum mannum on locjendum, þe ðær neah wæron*.

S. 148—150 sind mit Druckfehlern und Nachträgen gefüllt; dieser letzten sind eigentlich für ein so kleines Buch reichlich viele, aber ich weiß selbst, wie leicht gerade bei solchen Arbeiten derartige Nachträge nötig werden. S. 151—160 folgt, ganz wie bei mir angeordnet, eine Übersicht über die Eigenschaftswörter und die Zeitwörter, die mit einem oder mehreren Kasus verbunden sind.

Unter den 29 'Stellingen' — wir sagen deutsch 'Thesen' dazu — (S. 161—167) findet sich manches Beachtenswerte, darunter auch einige Änderungsvorschläge zu Judith und Beowulf. Zu den beiden Beowulfstellen (718 und 1138) darf ich Daniels vielleicht auf Trautmanns Erklärungen im zweiten Hefte der 'Bonner Beiträge' (1899) (S. 165 u. 188f.) aufmerksam machen. — Die zwölfte lautet: 'Ps. 4, 1 *on minum earfodum & nearonessum þu me gerymdest*[f]. me is hier niet acc. (Wülfing, Synt. i. d. W. Alfreds d. G.), maar datief". Ich glaube doch, daß me Akkusativ sein kann. *þu me gerymdest* ist zwar nichts anderes als die wörtliche Übersetzung des lateinischen *dilatasti mihi*, die Septuaginta hat ἐν θλίψει ἐπλάτυνός μοι, und Balthgen übersetzt den hebräischen Wortlaut durch 'Du hast mir Raum geschafft', aber Luther hat 'Der Du mich tröstest in Angst'. Der englische Bibeltext lautet zwar: 'thou hast enlarged

me when I was in distress, aber *enlarge* scheint mir da den Sinn zu haben, der im NED. S. 189c unten unter 3c so angegeben wird: "*to enlarge the heart: to 'expand', 'swell' the heart with gratitude or affection (in this sense sometimes with personal object, after 2 Cor. 6. 13); now usually, to increase the capacity of the heart for affection, widen the range of the affections;*" die ersten beiden Belege dazu sind: "1611 *Bible* 2 Cor. 6. 11 O yee Corinthians, our mouth is open vnto you, our heart is enlarged. *Ibid.* 13 Be ye also enlarged". Die weiteren Belege sind: "1638 *Rouse Heav. Univ.* X. 151 Be thou enlarged in thy return of Thanks and Glory to him. 1667 *Milton P. L.* VIII. 590 Love refines The thoughts, and heart enlarges. 1741 *Richardson Pamela* II. 156 My Heart is . . . more enlarg'd with his Goodness and Condescension. 1848 *Macaulay Hist. Eng.* I. 162 All hearts . . . were enlarged and softened. 1852 *Robertson Lect.* 177 Enlarge your tastes, that you may enlarge your hearts as well as your plearuses". Ich glaube daher nicht, daß an der Psalterstelle *me* unbedingt Dativ sein muß, wie Daniels meint, und daß also etwas wie *weg* zu ergänzen ist, und auch wo Daniels dies ferner tut (S. 114), Wulfstan 80, 7 *and he us geryme to dære ecan myrhde*, halte ich es nicht für unbedingt nötig; man kann auch hier *geryman* in dem Sinne nehmen von 'trösten und stärken'. Und an der Stelle, die Daniels nachträglich (S. 149) anfügt, 134, 2 *and heom ic þonne siddan ræde and ryme*, wo er gleichfalls *þonne* *weg* 'einschieben will, liegt m. E. nichts anderes vor als was Ps. 47, 12 vorliegt in *he ræt us and recð*, wo *reccean* (lenken) mit einem Dativ verbunden scheint, das so doch sonst nur den Akkusativ hat; *rædan* & *reccean* sind enge verknüpft, werden gleichsam zu einem Zeitwortbegriff, und so ist es dort bei Wulfstan (134, 2) mit *ræde* & *ryme*. Um also kurz zusammenzufassen: Ursprünglich ist *geryman* sicherlich nur die ganz wörtliche Übersetzung von *dilatare*; ob aber nicht die übertragene Bedeutung des 'Tröstens' aus der des 'Erweiterns und Öffnens des Herzens oder des Weges zu Gott' sehr bald sich entwickelt hat, vielleicht unbewußt schon darin lag, und ob nicht also der von (*ge*)*ryman* abhängige Kasus tatsächlich doch als Akkusativ angesehen werden darf, das läßt sich so schlechthin nicht entscheiden. Mir scheint es, wie gesagt, durchaus nicht unmöglich, daß sich die Bedeutung von *geryman* ebenso entwickelt hat wie die von *enlarge*. Nur eine genaue Untersuchung aller der Stellen, wo (*ge*)*ryman* so vorkommt, und eine solche aller Bibelübersetzungen dazu können darüber Klarheit verschaffen.

Diese kleinen Ausstellungen, zu denen ich bei ziemlich eingehender Prüfung des Buches veranlaßt wurde, nehmen der Danielsschen Arbeit natürlich nichts vom Werte; sie bietet eine gewissenhafte und sorgfältige Aufschichtung des reichen Stoffes in übersichtlicher Ordnung, und sie wird so ein Baustein von Bedeutung sein und bleiben für den ersuchten Gesamtbau altenglischer Syntax.

Dem mir vorgelegten Abzug der Kasussyntax war ein Sonderdruck aus der 'Tijdschr. v. Ned. Taal- en Letterk. XXIII' beigelegt, überschrieben 'Anglosaxonica I'. Hier erörtert Daniels die Ausdrücke *mæssan gestandan* und *mæssan healdan*, besonders den ersten, den Swaen in den Englischen Studien (32. 153) als 'Messe halten' erklärt, während er nach Daniels 'der Messe beiwohnen' bedeutet.

Bonn.

J. Ernst Wülfing.

Later K. De Latijnsche Woorden in het Oud- en Middelnederduitsch. (Utrechter Doktordissertation) Utrecht, Kemink & Zoon, 1903. XII u. 170 S. 8°.

Die Doktordissertation Later's will die lat.-romanischen Lehnwörter im Alt- und Mittelniederdeutschen wesentlich nur im grammatischen Sinne erörtern und schließt sich an die Arbeiten von Franz, Pogatscher und Kluge an. Der systematischen Behandlung geht zunächst ein Verzeichnis des altnld. Materials mit sämtlichen Belegstellen voran. Nach den «Vorstudien zu einem altnld. Wörterbuch», das Gallée «für seine Freunde» hat drucken lassen; scheint es nicht ganz lückenlos zu sein, trotzdem dem Verfasser Gallées Material zugänglich war. Dann folgen die mnd. Belege, wobei es aber merkwürdig berührt, daß neben den Wörterbüchern noch 4 einzelne Texte, aber nur diese, als Quellen benannt sind. In diesem Teil sind recht beträchtliche Lücken festzustellen, unter *p* vermißt man z. B. Wörter wie *pasternake*, *pär*, *parre*, *passen*, *pedeme*, *perment*, *persen*, *prisen*, *proven*. Wenn sie, wie man glauben sollte, absichtlich fehlen, so wären die Grundsätze, nach denen das Material ausgewählt ist, genauer anzugeben gewesen. Ein drittes Verzeichnis enthält die Wörter, deren fremde Herkunft als zweifelhaft angesehen wird. Hier erhält man vom Verfasser am ehesten den Eindruck einer gewissen Selbständigkeit, während er sonst durch eine einseitige Richtung und Ausbildung und durch bestimmte Autoritäten zu sehr gebunden erscheint. Trotz der eben erwähnten selbständigen Regung sind Wörter wie *eimer*, *kaufen*, *kopf*, *sohle*, *stopfen*, *wic* ohne jeden Vorbehalt als Lehnwörter behandelt. Merkwürdig ist es dem gegenüber, wenn *quitte* in dieser Hinsicht — sicher zu Unrecht — als zweifelhaft angesehen wird. Ein Versuch, die abweichenden Vokale in den Nebenformen von *sante* «heilig», besonders das *e* von *sente*, zu erklären, wird gar nicht gemacht, trotzdem die Frage u. a. schon in meinem Etym. Woordenboek angeregt ist. Zweifellos ist das *e* Umlaut; ob der lat. Genitiv *sancti* allein zu seiner Erklärung genügt, scheint mir fraglich, weshalb ich auch den Vokativ *sancte* herangezogen habe, unter der Voraussetzung, daß das auslautende *e* im German. zum umlautwirkenden Faktor, also zu *i* geworden sei. *Sancte* und *Sancti* wurden als erstarrte Formen vor Heiligennamen gebraucht; s. z. B. die Anmerkung in Pipers Otfridausgabe zu Hartm. 168. Auch die Entstehung von *crūzi* *crūzi* aus *crūcem* wird sich doch wohl kaum anders erklären lassen als unter der Annahme, daß das in den Auslaut getretene *e* von *crucem* zu *i* geworden war.

Neben der 'Kompromißbildung', die auch hier ihre unglückselige Rolle spielt, müßte man auch einem andern Erklärungsmittel, von dem hier häufiger Gebrauch gemacht wird, einmal etwas näher ins Gesicht leuchten. *Modius* soll nur deshalb zu *muddi* geworden sein, weil die Sprache damals *ō* bei *i* in der folgenden Silbe nicht kannte, *pen(te)coste* zu *pinkoston*, *crupta* zu *kruft*, *tractare* zu *trahton*, *buzis* zu *buhsa*, weil sie kein *e* vor Nasalverbindungen und keine Verbindungen *pt*, *lt*, *ks* kannte. Sogar ist anzunehmen, daß lat. *strāta*, im Fall es vor der Zeit, da germ. *ē* zu *ā* geworden war, entlehnt ist, zunächst als *strēta* aufgenommen wurde (trotz dem Bestehen des Typus *fāhan*?), *cop(u)a* als **cupla*, wenn die Aufnahme erfolgte zwischen der Zeit, wo idg. *o* zu *a* geworden war, und die Brechung von *u* noch nicht bestand. Ich hege gegen diese Annahme schwere Bedenken und kann nicht glauben, daß einem germ. Organ ein *penk* ein *traktōn*, deren einzelne Laute es besaß, nicht genehm ge-

wesen sein sollten, falls nicht die Bedingungen, die seiner Zeit diese Lautkombinationen verändert hatten, noch wirksam waren. Dann sind aber die Änderungen eben lautgesetzlich, ebenso wie wir auch wohl ein Praeteritum *dōfta* von *daupjan*, eine 3. Pers. sing. praes. *cōft* aus *caupit* von *caupjan* für lautgesetzlich zu halten haben. Wie hätten wir uns den psychologischen Prozeß zu denken, der den Sprechenden gemahnt haben sollte, daß ein **moddi* mit *ō* in der ersten, *i* in der zweiten Silbe nicht ins System seiner Sprache gehöre? Sollte ihm doch die ganze Klangkombination nicht genehm gewesen sein, würde man dann nicht noch eher die 'Substitution' von **maddi* zu erwarten haben? Und würde nicht, wenn eine Vorstellung wie die Laters zu Recht bestünde, ebenso gut auch später die Entstehung von Formen wie das Praet. *thacta* oder nd. *maecte* 'machte', *heect* 'Hecht' unmöglich gewesen sein, weil vorher eben die Verbindung *kt* in der Sprache nicht bekannt war? Und so scheint mir der Terminus 'Lautsubstitution' in dieser Ausdehnung angewandt auch wieder ein Beweis dafür zu sein, wie die grauen Theorien den grünen Baum der Sprachwissenschaft umspinnen.

Auch gegenüber den Schwierigkeiten, die der Vokalismus von *Teufel* bereitet, muß ich bei meinem Zweifel beharren, daß sie sich einfach mit der Französischen Annahme heben lassen, für lat. *ia* sei *iu* „substituiert“ worden. Wulfila (und seine Goten) hatte doch auch den Diphthong *ia* nicht in seiner Sprache, sagte aber trotzdem ruhig *diabailus*. Ich bestreite nicht, daß man den, allerdings noch durch das *b* und den Laut der Mittelsilbe unterstützten Vorgang, der *diabol* in *diobul*, die in mnl. *dievel*, mhd. *tiefel* weiterlebende Form, verwandelte, als Lautsubstitution bezeichnen könne. Aber die Voraussetzung, daß daneben eine zweite Substitution *diubul*, *diubil* als Grundlage für mnl. *duvel*, ahd. *tiupfl*, nhd. *teufel* usw. anzunehmen sei, hat für mich keine Wahrscheinlichkeit. Es ist nicht einmal erwiesen, ob ein *diubil*, *diubul* zur Erklärung von mnl.-fläm. *duvel* genügen würde, und letzteres nicht vielmehr nötigt, außerdem noch eine weitere Form *dūbil* oder *dūbil* vorauszusetzen; denn sonst wird *iu* im Fläm. zu *ie* (vgl. meine Mnl. Gramm. § 78). Es sind hier eingehende Untersuchungen der verschiedenen, auch der jetzigen mundartlichen Formen nötig, die auf volksetymologische Umgestaltungen führen könnten, da entsprechende romanische Formen, die die germanischen zu erklären vermöchten, schwerlich nachweisbar sein dürften.

Mit den angedeuteten Einschränkungen zeugt die systematische Darstellung der Laut- und Formenentwicklung von einer guten Ausbildung und von Gewandtheit. Eine Unachtsamkeit wie in § 41, wo zwei ganz verschiedene Laute, *ō* = nnl. *ō* und *ō* = nnl. *oe*, nicht auseinander gehalten sind, ist jedenfalls Ausnahme. Auf eine Reihe von Einzelheiten, die zu beanstanden wären, will ich nicht eingehen. Nach dem grammatischen Teil gruppiert ein Anhang die Lehnwörter nach den einzelnen Kulturgebieten, ein zweiter behandelt die jüngeren aus der lat. Schriftsprache entlehnten Wörter.

Die Arbeit bildet nach dem Gesagten eine willkommene Ergänzung der Untersuchungen, an die sie sich anlehnt, die auch Einzelheiten fördert, aber eine grundsätzliche Förderung über die Vorgänger hinaus nicht bedeutet.

Bonn.

J. Franck.

Bartholomae Chr. Altiranisches Wörterbuch. Straßburg Karl J. Trübner 1904. XXXII S. und 2000 Sp. Lex.-8°. 50 M., in Halbfranz geb. 53 M.

Die Grammatik der beiden altiranischen Mundarten, der medischen und persischen, welche Bartholomae zu dem Grundriß der iranischen Philologie beige-steuert, und welche außer deren Beschreibung auch die Grundzüge der gemeinsamen ur-iranischen Muttersprache ermittelt hat, ließen wohl bei allen, die das vortreffliche Werk zu ihrer gründlichen Belehrung benutzt haben, den Wunsch entstehen, auch das medisch-persische Wörterbuch von diesem Gelehrten, der die erstaunlichste Begabung für grammatisch-lexikalische Untersuchungen besitzt, bearbeitet zu sehn. Ein mächtiger Band, der durch eine an die grammatischen Kunstaussdrücke oder Kunstbuchstaben der indischen Pandits erinnernde Menge von Zeichen und Abkürzungen¹⁾ sehr viel Raum spart, um ausgiebige Anführung von Belegstellen aus dem Schrifttum zu ermöglichen, umfaßt auf genau 2000 Spalten lückenlos den altiranischen Sprachschatz.

Vierzig Jahre sind verflossen seit dem ersten Versuch, ein Handbuch der Sprache des Awesta zu verfassen. Dieses hatte weniger den Anspruch erhoben, ein genaues Verständnis des in seinen Anschauungen uns noch sehr fremden Religionsbuches zu vermitteln, als vielmehr das, was der Begründer dieses Forschungszweiges, Eugène Burnouf, und seine wenigen Nachfolger durch die von ihnen angewendete philologische Methode gewonnen hatten, zusammenzustellen, um weitere Arbeiten zu erleichtern. Leider machten sich gleichzeitig Bestrebungen geltend, lediglich mit Hilfe der Sprachvergleichung in das Verständnis einzudringen, indem man sich einredete, daß die noch heute das Awestā als liturgisches, erbauliches und gesetzgeberisches Buch gebrauchenden Dastürs dessen wahren Inhalt nicht kannten, der schon in älterer Zeit unter den Sāsāniden mißverstanden worden sei. Man bedachte nicht und war auch noch nicht davon unterrichtet, daß bei der letzten Zusammenstellung der heiligen Schriften zu Anfang der Herrschaft jener Dynastie, deren Vorfahren selbst Magier gewesen waren (wie noch zur Zeit der arabischen Eroberung der Fürst von Istachr oder Persepolis den Titel *Hirbad* [Herbed, Priester] führte, was die Legende auch auf Wištāspa, den Beschützer Zarathustras, übertrug), die in der unvollkommenen vokallosten Pahlawischrift überlieferten Bücher, und zwar nicht allein das Awestā selbst, sondern auch die exegetischen Überlieferungen, die *āzaiñti*²⁾, in die damals gesprochene Pahlawischsprache übertragen und kommentiert, und zugleich in ein vervollkommnetes, auch die Vokale bezeichnendes Alphabet umgeschrieben worden waren; hierbei aber haben die Gelehrten eine so genaue Kenntnis der altmedischen Sprache gezeigt, daß ihr Alphabet in allen Feinheiten der Aussprache die Prüfung unsrer phonetischen Analysen besteht. Damit verträgt sich wohl, daß die ältesten Teile des Awestā, welche wesentlich eine esoterische Lehre vom Fortgang der Welt und von den letzten Dingen enthalten, und zwar als heilige Aussprüche des Stifters und seiner Jünger verehrt, jedoch durch die geschichtliche Entwicklung des volkstümlichen Gottesdienstes mehr und mehr dem Verständnis entrückt worden waren, schon in der Zeit, als die

1) Abkürzungen von Schriftstellern und ihren Werken: 235, sonstige Abkürzungen: 359, Zeichen: 8, insgesamt 602.

2) *Jasna* 57, 8; vgl. *Mills American Journal of Philol.* 3, n° 12, S. 3. Manekji B. Davar, the Pahlavi version of Yasna 9. *Leipz.* 1904, S. 6.

Pahlawi-Übersetzung zustand gekommen ist, mit augenscheinlicher Unsicherheit und oft mit Hilfe sehr kindlicher etymologischer Versuche zu verstehen gesucht wurden.

Wenn man bedenkt, daß die als einziges Hilfsmittel der Interpretation verwendete Sprachvergleichung selbst nach Überwindung mehrerer unvollkommener Methoden erst in neuerer Zeit in den Besitz einer richtigen Auffassung der Sprachgesetze gelangt ist, wodurch zahlreiche frühere Etymologien als unrichtig erkannt worden sind, so kann man sich die Folgen eines ungezügelten Hanges zu Wortableitungen vorstellen, der ohne Berücksichtigung der noch vorhandenen von den Priestern durch Jahrhunderte erhaltenen exegetischen Überlieferung ein Religionsbuch erklären will, in dem der indogermanische Name der Lichtgötter, *deiwos*, die Bedeutung 'Teufel' hat, und der Name der Gottheit, *Ahura* dem indischen *Asura*, dem Namen eines Dämonen, entspricht, dessen Tötung dem Gott Indra zugeschrieben wird (*asura-hán*). Damals waren gerade jene ältesten und schwierigsten Stücke, deren Verständnis erst spät durch die ernste Arbeit verschiedener Gelehrten, unter ihnen auch des Verfassers unseres Wörterbuches, mehr und mehr gesichert worden ist, Objekt eines wüsten etymologischen Verfahrens, welches z. B. *šjaoma* 'Fortgang, Handlung', für eine lautlich veränderte Form des bekannten *haoma* 'heiliger Trank', erklärte, woran die religionsgeschichtliche Folgerung geknüpft ward, daß die Athrawas der ältesten Zeit den Haomadienst verfolgt hätten, weil ihn die von ihnen gehaßten wedischen Rischis ausgeübt hätten; in Wirklichkeit ist, wie Tiele vermutet hat, der indische Sômadienst erst später von Indien und Afghanistan her eingeführt worden¹⁾, wobei die Jascht des Haoma (*Jasna* 9) verfaßt ward, die ihm bereits von Zarathustra Verehrung zollen läßt und die Großtaten aufzählt, welche die Helden und Weisen der Vorzeit durch ihn vollbracht haben. Gerade die Schriften in Pahlawisprache, früher schwer zugänglich, sind seit unsrer nähern Bekanntschaft mit ihnen als wichtige Quelle für die Kenntnis der persischen Literatur während der Herrschaft der eifrig zoroastrischen und Mazda-gläubigen Sāsānien erkannt worden, und abgesehen von den Arbeiten einiger europäischer Gelehrten verdanken wir die namhaftesten Fortschritte in der Pahlawi-Kunde wiederum den gelehrten Dastürs in Bombay, deren Kenntnis dieser Sprache sowohl in den Ausgaben und Übersetzungen zahlreicher Werke, als in scharfsinnigen Abhandlungen über schwer verständliche wissenschaftliche Texte (wie einige in dem von Jivanji Jamshedji Modi herausgegebenen K. R. Cama Memorial volume. Bombay 1900 enthaltene astronomische) zutage tritt.

Dieser allein richtigen und auch jetzt überall anerkannten Methode, bei der Erklärung des Awestā von der Auffassung der zoroastrischen Überlieferung auszugehen und diese mit der bei uns ausgebildeten philologischen und sprachvergleichenden Methode zu prüfen, hat Bartholomae auch sichtbar dadurch Ausdruck gegeben, daß er die Äquivalente der medischen Wörter in der Pahlawiübersetzung und auch vielfach in der Übersetzung der letztern in Sanskrit beigefügt hat. Die altpersischen von Griechen u. aa. erhaltenen Eigennamen hat der Verfasser nicht verzeichnet, sondern nur gelegentlich angeführt, wie *Mithradāta* unter *mišra* S. 1185, oder *Diaixis* unter *djaw* S. 762. Sie haben bisweilen sonst verschollene altpersische

1) Vgl. Mills The Zend-Avesta 3 (Sacred books of the East 31) S. 231. Justi Preuß. Jahrb. 88 (1897) S. 57.

Wörter bewahrt, wie *pāla* 'Fohlen' in *Arbupales*. Sie sind jedoch in des Refer. Iranischem Namenbuch bereits verzeichnet und können jetzt aus den zahlreichen, u. a. von Hilprecht entdeckten babylonischen Urkunden aus persischer Zeit beträchtlich vermehrt werden.

Es sei gestattet, ein Beispiel anzuführen, welches die Wichtigkeit der Überlieferung sehr deutlich zeigt. In dem von Jima auf Befehl Ahuramazdā's angelegten Wara (nicht War, wie Barth. 1363 wegen des unrichtig erklärten *warefšwa* ansetzt) oder Wohnort der Seligen gibt es nur menschliche Wesen im Blütenalter des Lebens: 'fünfzehnjährig von Ansehen wandeln Vater und Sohn beide' (J. 9, 5), wie die himmlische Jungfrau als fünfzehnjähriges Mädchenbild erscheint (Jl. 22, 9). Es finden sich da keine durch Ahriman mit leiblichen Gebrechen geschlagene und mit teuflischer, vielleicht im Äußern wahrnehmbarer Sinnesart behaftete Menschen¹⁾: *nōiṣ āfra frakawō*, *nōiṣ apakawō*, *nōiṣ apāwajō*, *nōiṣ hareḏiš*, *nōiṣ driḏiš*, *nōiṣ dāḏiš*, *nōiṣ kaswiš*, *nōiṣ wīzbāriš*, *nōiṣ wīmūtō-dañtānō*, *nōiṣ paēsō jō wūteretō-tanuš*. Die zum Teil nur hier (Wend. 2, 37, ähnlich 29) vorkommenden, auch in der Pahlawi-Übersetzung schwer verständlichen Ausdrücke, sind von Spiegel, Westergaard u. a. übersetzt worden (1852): 'nicht (war) dort Streit (üble Nachrede, W.) noch Zank (Tadel, W., Lästerer, Geldner), nicht Abneigung (Verletzung, Windischmann, Grobiane, G.), noch Feindschaft (Verfehlung, G.), nicht Bettel noch Betrug, nicht Armut (Zwerg, G.), nicht Krankheit (Tücke, W., Krüppel, G.), keine übergroßen Zähne (Zahnluckige, G.), keine Gestalt, die das Maß des Körpers überschreitet (riesenhafter Körperwuchs, G.)'.

Die Bedeutungen waren zum Teil bekannt, die unbekannten durch etymologische Untersuchung gewonnen, gegen die nicht viel einzuwenden war. Darmesteter²⁾ hat fast 30 Jahre später diese Stelle nach der Überlieferung der Pahl.-Übersetzung wiedergegeben; 'da war kein Dickbauch noch ein Buckliger, kein Zeugungsunfähiger, kein Irrsinniger, kein Bettel, kein Beltigen, keine Gemeinheit, keine Eifersucht, keine faulen Zähne, kein Aussätziger, den man aussperrt'.

Von vornherein macht diese Übersetzung einen vorteilhaftern Eindruck als die teilweise in Tautologien sich bewegende frühere. Sie läßt sich aber auch sprachlich rechtfertigen und ist ein Beweis für die Zuverlässigkeit der hier strenger befolgten Überlieferung in den schon angedeuteten Grenzen.

In *fra-kawō* und *apa-kawō* hat man den Gegensatz der Präpositionen *fra* 'vorn' und *apa* 'hinten' übersehen; *kawa*³⁾ geht auf eine Wurzel *ku* (stark *kaw*) zurück, die wahrscheinlich in lat. *cumulus* (wie *tu-mulus* gebildet) vorliegt, denn die Herleitung dieses Wortes von *ku* (skr. *śvā*, med. *spā*, κύω, κύαφ) ist weniger wahrscheinlich, weil *ku* den Begriff des Aufblähens, des Hohlseins bezeichnet, *cumulus* aber und die medizinischen Wörter vom Aufschichten oder Häufen ausgehn. Die einfache Wurzel erscheint determiniert mit *d* in ai. *kakūd* und *kākuda* 'Kopf' (mit altertümlicher Reduplikation), *kakūdmand*, *kakudmin* 'mit Höcker versehen'; mit *dh*:

1) Wie nach jüdischem Gesetz ein Priester ohne Fehl sein muß, 3. Mose 21, 18; Sergius praetor ward vom Opfer ausgeschlossen, ut debilis, Plin. 7, 105.

2) Sacred books of the East 4 (1880).

3) Barth. 442.

kakūbh cacumen, vgl. got. *haubiþ*; mit *k* in lit. *kaūkas* got. *hauh(a)-s*, endlich mit *p*: med. *kaofa* 'Kamelbuckel', altp. *kaufa* 'Berg', lit. *kaūpas*, nhd. *Haufe*; so konnte Dastur Dārāb mit Recht übersetzen: *pīs-kūh* und *bāz-kūh* 'Berg (Höcker) vorn und hinten habend' ¹⁾. Das erste Wort ist wohl nicht 'Dickbauch', sondern 'einer mit Hühnerbrust' zu übersetzen.

Apāwajō (B. 80) ist bereits von Darmesteter (Revue crit. 1882, 265. Études iran. 109. 113) aus *apa* und **āwaja*, griech. ὤιον, ὤόν, wälsch *wy*, altsl. *jaje*, russ. *jajitso* erklärt worden. Die Bildung ist wie med. *apa-hšapra* skr. *apa-jaśas* oder griech. ἀπό-θριξ = ἄ-θριξ. Von *āwaja* kommt np. *hājah* (ovum, testis), dem ein älteres pehl. **āwjak* entsprechen würde. Das *h* kann bereits im Pahl. eingetreten sein, wie in *hām* (so sprechen die Dasturs, Jamaspi D. Minoch. Jamasp Asana, Pahl. Dict. 2, 295) aus *āma*, arm. *houm*, Ժմուց; eine jüngere Pahl.-Form ist *hā(j)ā*, pāz. *hāga* und *hā(j)ak*, Phl. Dict. 245. 247. Ein denominatives Verbum von *apāwaja* ist armen. *japauel* (*j* ist vorgesetzt wie in *jarnel* [ծրնալ], imper. *ari*, u. a.) 'beschneiden, von Bäumen, Haaren, Flügeln und Menschen' (letzteres z. B. Jerem. 9, 25. 26). Die phl. Übersetzung ist *zapīr* (bei Spiegel S. 15, 6), was Aspendiargi durch guz. *bobaḍo* 'Stammler' wiedergibt, und *zīpar* (S. 17, 8); erstere Form könnte richtiger, und wie *kabīr* gebildet sein; aram. *tsēfīra* 'Abgeschornes' ²⁾, dürfte kaum angezogen werden; de Harlez ³⁾ stellt es zu ar. *zīf* (richtig *zaif*), was doch das *r* nicht enthält und 'unecht', z. B. von Münzen, bezeichnet. Die Pahl.-Übers. hat die Erklärung: *mūn-aš sahtūk andar war frūt škast estēt*, dessen membrum virile unten zerbrochen ist (*šikastan* gebraucht wie hebr. *kātāt* in *kātūt*). Zu der hier bezeichneten Anschauung vgl. 3. Mose 21, 20 (*mērōāh āšek*).

Hareḍi-š ist von B. 1789 richtig übersetzt und erläutert. Die hier nach D. Jamaspī angeführte Pahl.-Form *halak* scheint nach dem np. *hālāh* geformt zu sein; in echten Pahl.-Texten findet sich, entsprechend der Pahl.-Übersetzung unserer Stelle, die vordere Silbe mit kurzem *a*, was nicht unwichtig ist, weil aus dem altiran. **hardi* zunächst *hal-*, mit dem Adjektivaffix *hal-ak* entstehen muß. Diese Form findet sich in Wests Ausgabe des Schikand gumānī wigār (Bomb. 1887): *harak*, pāz. *halaa*, skr. Übers. *grahīla*, von bösen Geistern besessen, verrückt ⁴⁾, S. 57,4. 247b; in der Zusammensetzung *zaki druḡ harak-karīh* der irrsinniges tuenden Teufelin, skr. *drūgasja* (masc.) *duṣṭa-kārjatājās* (fem.) Übeltaten ausübenden Drūḡ, 195, 9. 11; das Nomen abstr. ist *halakjā* in dem von D. Peshotan B. Sangānā herausgegebenen Dinkart Vol. IV (1883) S. 184,15, pāz. *halaja* 215,19, und Glossar 23; endlich die Adverbialform *harakīhā* Schik. gum. S. 54,6, pāz. *halaiha*, skr. *grahīlatajā*. Im Wēda bezeichnet *sridh* 'der Irrende, auch wohl Falschgläubige' (P. W.), was denselben Ursprung hat, da *r* und *ar* (in diesem Wort ursprünglich *ḷ* und *al* ⁵⁾) mit *ri* und *rai* (*srēdhati*) wechseln können, wie in skr. *wri-nā-ti*, *wri-nā-ti*, causat. *wre-p-ajati* neben *wṛ-tā* 'bedeckt', *war-aṇa* Bedeckung; *bhrī-nā-ti* und *bhṛ-nī-ja-tē* zürnt; *grī-nā-ti*, *grāj-a-ti* und *gr-nā-ti*, *gar-a-ti*, altert; *tri*, drei, *tṛ-tīja* der dritte, *tṛ-tīja* Drittel, *tri-tā*, im 4. Wēda *tṛ-ta* (med. *pṛita* n. pr.) *triṇa* Gras, für

1) S. Spiegel Commentar 73.

2) Aruch complet. auct. Nathan b. Jechiel 7, 81.

3) Gramm. pehl. 253.

4) Petersb. Wtb. 5, 1396.

5) S. Thumb in dieser Zeitschr. XIV, 346.

tjāna; *trip-u* Dieb, *trp-u* (nur Variante) *krīwei* und *kfwi* Schlauch; ähnlich ist *κπίτος* und *κπίω* neben lat. *certus* und lit. *skirtas*; auch findet sich dieses Lautverhältnis in dem folgenden Worte *dribiš*, auch personifiziert als Dämon: *dribiš daewō*; die Pehl.-Übers. hat *drifak* d. i. mit *dribi* behaftet, und erklärt: 'was Schmerz verursacht'; das in einer pers. Übersetzung gebrauchte *sipūr*¹⁾ kann nicht das 'vollkommen' bedeutende Pehl.-Wort *spōr*, pāz. *sēpur* (z. B. Dinkart vol. IX, S. 456, Z. 3. 571,8) sein, eher würde np. *uspōr* 'dumm, zornig' passen; vielleicht ist es jedoch das griech. *ψύπα*, Krätze. D. Darāb hat 'arm', hielt es also für verwandt mit *drigu*. Es ist vielmehr das von Fick in seinem vergleich. Wtb. der idg. Sprachen (unter *dardru*) beigebrachte lat. **derbis*, wovon *derbiosus* 'krätzig' kommt, das sich nur einmal bei Theod. Priscianus, einem Schüler des unter Valentinianus I († 375) wirkenden Vindicianus, findet (1,10): *derbiosus oculos, quos nos impetiginosos dicimus*. Das ind. *dardrū*, *dadru(ka)* ist das med. *druka* (ohne Redupl.), Wend. 20,3. Unser *dribi* gehört zu skr. *ḍṛbh* 'zu Büscheln oder Ketten machen', also 'flechten', *ḍṛbhāhi* 'Winden, Aneinanderreihen', wie wir 'Flechte' neben 'Grind' gebrauchen, was noch deutlicher dadurch wird, daß die *dribi* eine endlos sich am Körper verbreitende ist: *akaranem dribjā*, also wohl die Ichthyosis oder Schuppenflechte bedeutet (Wend. 7, 2). Dies führt auch auf ai. *ḍṛbhika*, den Namen eines von Indra erlegten Dämonen, der ebenso als 'der Krätzige' bezeichnet wird, wie die *Δέρβιοι* oder *Δέρβικες*, *Δερβίκα* von den bei ihnen wahrscheinlich endemischen Hautübel 'Grindköpfe' genannt worden sind²⁾. Dieser Name entspricht dem med. *dribika* wend. 1,8, welches mit *saraska*³⁾ als Gegenschöpfung (Patjāra) Ahrimans in *Haraiwa* (Harēw, heute arab. Herāt) genannt wird. Dies gibt die Phl. Übers. mit *drifakīh* (in entstellter Lesart *ḍirspakīh*) wieder, wonach es als das Abstraktnomen 'das Behaftetsein mit *dribi*' anzusehen ist. Formell ist *dribikā-ka* ein Neutr. Plur. Akk., etwa in der Bedeutung 'die verschiedenen Arten von Hautkrankheiten', vielleicht aber ist diesem späten, wahrscheinlich im 2. Jahrh. vor Chr. verfaßten Stück grammatisch ungenau der Nom. Sing. Fem. gesetzt. Darab hat auch hier 'Bettel', *gadāw*. Die Pāzend-Umschrift hat *grūwh*, welches Barth. 778 zu der von ihm vermuteten Lesung *grīstakīh* 'das Weinen' für jenes *ḍirspakīh* geführt zu haben scheint. Er weist darauf hin, daß das Beweinen der Toten als sündhaft betrachtet wird, und zitiert die pahl. Ausdrücke *šēwan u mūjak* des Bundahišn, die sich auch im Mīnōikhirad Kap. 6, 12, ed. by Darab D. Peshotan Sanjana S. 19 (*šēw(n)-mūjak*); ed. West 111. 164. 324, und im Ardā wirāf nāmāh Kap. 16, 4. 57, 3 finden und von Neriōsengh durch *ačrupātām* und *kēšatrōtānam*, Tränenfluß und Haar- ausraufen, wiedergegeben werden. Sie sind jedoch nicht die Äquivalente für med. *saraskem* und *dribika*, sondern für *ḥš(i)jas-ka amajawajās-ka* J. 71, 17 (Spiegel Comment. 2, 253. 465 Barth. 141. 554). Jenes *grūw(i)h*, welches man für eine irrige Transskription von *dribika* halten könnte, bestätigt aber die Erklärung dieses medizinischen Wortes; denn es ist offenbar das np. *garūwan* oder *agarjūn*, auch *girūwand*, *girīwand*, Flechten, ein

1) Spiegel Comment. 1, 74.

2) Diese Identifikation gibt A. Weber Sitzungsber. d. Akad. 14. Juni 1900, S. 612; vgl. Grundriß d. ir. Phil. 2, 421.

3) So in Geldners Ausgabe; Barth. *sraska*, wegen der Ableitung von *srask* träufeln.

Synonym von np. *adarfan* lichen, impetigo, herpes, aus **dribana* (sowohl *dr* wie *gr* werden im Neupersischen im Anlaut durch Zusatz eines Vokals gemildert). Desselben Ursprungs ist auch np. *garr* (aus *garn*) med. *garena* (Räude) (Darmesteter Et. ir. 95). Das *g* dieser Wörter muß für *w* stehen, weil die Nebenformen *barēwan*, *birjaun*, *birjūn* (richtig wohl *birīwan*) vom Wörterbuch verzeichnet werden; das gleichbedeutende np. *āgrah* gehört nicht dazu, sondern entspricht dem med. *agra*, Wend. 20, 9. Barth. 50.

Die Totenklage ist nicht eine Plage, womit Ahriman ein Land heimsucht, wie mit den übrigen schlimmen Dingen in Wend. 1, sondern ein tadelnswertes Nachgeben des Schmerzes, welches überall vorkommt.

Statt *grīw(i)h* findet sich Wend. 7, 2 (s. oben) in der Phl.-Übers. *grīm*, was nicht schlechte Lesart sein kann, denn es wird auch von D. Darab mit einem andern Wort übersetzt, mit *pāreh* 'Stück', weshalb man 'mit endloser Zerstückelung' übersetzt hat. Die Pahlawizeichen können auch *drīm* (*dtīm*) gelesen werden, und daher hat Scheftelowitz (ZDMG. 57, 133) das np. *dulum* (Ausschlag, Pustel) angenommen. Doch muß *grīm* festgehalten werden; denn es ist dasselbe Wort wie *grēhmō* (j. 32, 12. 14), welches die Phl.-Übers. zwar nur *grahmak* transskribiert, aber in der Glosse durch *pārah* übersetzt, was nicht 'Stück', sondern in abgezogenem Sinn 'Bestechung', bei Neriōsengh *lañk'ā* 'Geschenk', np. Übers. arab. *rišwat* 'Bestechung' bedeutet¹⁾. Undeutlich ist, aus welchem Grund die Überlieferung diesem Wort *dribjā*, Genitiv von *dribi*, eine ganz andere Bedeutung zuschreibt.

Zu bemerken ist noch, daß die Bedeutung 'Weinen' dem med. *saraska*²⁾ gar nicht zukommt; das angezogene np. *sirišk* (reimt mit *bizišk* Fird. 843, 1244, Salemann Abdulgādiri Lexic. S. 32; auch *sarašk* und *sirašk* vokalisiert) ist wohl von *srask* 'tropfen' (B. 1644), abzuleiten, bedeutet nicht das Weinen, noch viel weniger 'Hagel', wie man, um ein ahrimanisches Übel zu haben, übersetzt hat, sondern Tropfe (des Regens), Träne³⁾, und bildlich Funke (Tropfe des Feuers). Auch ist nicht zu übersehen, daß die Perser selbst das Wort für eine Zusammensetzung oder Izafetverbindung mit unterdrücktem *i* von *ašk* (Träne, auch *išk* gesprochen, schwerlich mit *ars*, skr. *aśru* verwandt) mit *sar* 'auf' (eigntl. 'Kopf') nach Art von *sarpang'ah* 'Hand samt Fingern', eigntl. 'Überhand, starke Hand, auch starkhandig = Bedrucker', und *sarkāšmah* 'Kopf der Quelle, Urquelle' erklären⁴⁾.

Die Phl.-Übers. gibt *saraska* durch *sarak'ā* (*srk'a*) wieder, was an das russ. *saranča* 'Wanderheuschrecke'⁵⁾ anzuschließen und mit skr. *śalabha* 'Heuschrecke' verwandt ist; das ursprünglich identische skr. *śarabha*, welches ein fabelhaftes vierfüßiges Tier bezeichnet, könnte durch irgend ein Gleichnis zu dieser neuen Bedeutung gekommen sein, wie z. B. die

1) Barth. 530. Spiegel Comment. 2, 248. Mills A Study of the Gathas. Leipz. 1894, S. 105.

2) Die Lesart *saraska* (nicht *sraska*) ist handschriftlich vorzüglich bezeugt.

3) Hafiz t 1, 2; Tränenstrom ist *silāb-i sirišk* t 72, 4.

4) Vullers Lex. pers. lat. 2, 279 a. Asadi's np. Wtb. hrsg. von P. Horn, S. 41 s. v. *ašk*, S. 66, 21.

5) S. die slawischen Formen bei Miklosich Etym. Wtb. 288 b.

Heuschrecken umgekehrt mit Rossen verglichen werden ¹⁾; griech. *κράβος* und lat. *carabus* 'Meerkrabbe' wird nach Hardouin zu Plinius auch *locusta* genannt. Sowohl *sko* wie *bho* sind Affixe an Tiernamen, np. *gunǰišk* oder *bingišk*, phl. *winkīšk* 'Sperling' ²⁾, griech. χοιρίσκος, ἰππικός, Λυκικός, nhd. *frosch* aus *fruch-ska-*, engl. *frog* ³⁾, und skr. *gardabhd* u. aa. ⁴⁾, griech. ἔλαφος aus ἑλλός für ἐλνός. Ähnliche Affixe an Tiernamen bemerkt man in armen. *grouiç* und *harniç* 'kleine Heuschrecke', *kariç* 'Skorpion'; dies *iç* entspricht nicht dem griech. ἰκος, sondern dem *g* in κόκκυξ aus κοκκυγ-, und ai. *iğ* in *uçig* 'verlangend', *bhuriğ* 'Arme' und dem deutschen *ch* in Habich(t), Kranich. Auch im Semitischen findet man als Tieraffix *ol*: hebr. *ḥarēgol* 'Heuschrecke' (ḥrākē, LXX), ar. *ḥargūl*, aram. *tarnegol* 'Hahn'. Da neben *šarabha* auch *širi* (aus *šr-r-i*) steht und die Bedeutung 'Pfeil, und 'Heuschrecke' hat, so wird auch in *šarabha* das Wort *šara* 'Rohr' 'Pfeil' (von *šr-ḡā-ti* 'zerbrechen') enthalten sein — Isidorus Hispal. erklärte *locusta* ⁵⁾ aus *longa hasta* (!).

Diese Etymologie dürfte wohl begründet sein, doch wäre die Ansicht lautlich nicht unmöglich, daß *sara* mit der griech. Wortform für 'Horn' in κερσ-ειδής und κερσ-δετος, die neben κέρας steht, übereinstimme; gibt es doch noch andere Stämme dieses Wortes, med. *sr(u)wa*, nhd. *horn* und skr. *śrñ-ga*, wozu Hirt (BB. 24, 253) auch das deutsche Hornisse und lat. *crabro* stellt. Die Heuschrecke würde dann die 'gehörnte' bedeuten, wegen ihres starken Brustschildes oder Thorax und helmartigen Kopfes, den Luther mit 'Münchskappen' verglichen hat, ähnlich wie die Hornvipere oder κεράστρις (was auch Name eines Käfers ist) nach ihren hornartigen Fortsätzen über den Augen benannt ist. Daß med. *maḍaḥ*, phl. *marab* ⁶⁾, np. *maṭaḥ* (B. 1114) ebenfalls Heuschrecke bedeutet, zeigt, daß es nicht nur Eine Benennung dieses gefährlichen Insektes gab, wie auch in andern Sprachen: np. noch *guftān*, kurd. *kulleh*, *kuli* (im Georgischen *kwēli*, *kalia*), *čekurjek*, *kumil*, im Russ. *škačikū* 'Springerchen', *kuznečikū* 'Schmiedchen', *prugi* 'Springer' (mit 'Frosch' verwandt), im Arabischen *g'aradeh*, *dabāt* ('kleine Heuschrecke, Ameise'), *širwet* ('eben ausgekrochene'), hebr. *arbeh*

1) Joel 2, 4 ff.; Apokal. 9, 7; vgl. ital. *cavalletta*, russ. *kobyłka* 'Heupferd'.

2) Horn Grundr. iran. Phil. 2, 65.

3) Brugmann 2, 260. Osthoff Etymol. Parerga 378.

4) Benfey Vollst. Gramm. S. 147.

5) Aus *ilocusta*, s. Schrader Reallex. 369.

6) Diese Form auch im Armenischen. Der im Bundahišn genannte Vertilger der Heuschrecken, der Vogel *kāskīnak*, np. *kāskīnah* ist der *malab-ḥwār* 'Heuschreckenfresser', ar. *zurzur*, türk. *şygyrgök* 'Star', der in Schirāz *gāw-tang* (Vullers Lex. u. *sār*), d. i. Rindernachbar, weil er den Rindern auf der Weide das Ungeziefer vom Rücken liest, auch *murğ-sār* (Polak Persien 2, 134) oder *sārek*, was ebenfalls ins Armenische drang; die Heuschrecke ist die bevorzugte Nahrung des Rosenstars, sturnus oder pastor roseus; s. Ethés Kazwini 1, 392, 6. Dorn Bullet. de l'acad. 1862, 4, 361. Brosset Deux historiens armén. 173. 174; hier beschreibt Kirakos von Gandzak eine furchtbare Heuschreckenplage vom Jahr 1252/3; der Star heißt hier *tar*, was entweder für *sar* verschrieben ist oder eine echt-armenische Gestalt des Wortes *star* (sturnus) mit abgestoßenem *s* ist; sonst heißt der Star armen. *sard*, griech. ψάp.

(assyrl. *aribi*), *gāzām*, *hāgāb*, *hāšīl*, *hargol*, *jelek*, *šālām*¹⁾. Es gibt neben *madaḥa* noch einen Namen der Heuschrecke, np. *maig*, der bereits im Pahlawi ebenso lautete, aber von B. *maḍag* transskribiert wird (*d* und *i* haben dasselbe Zeichen); wie phl. *paig* 'Fußgänger, Bote' (syr. *paig(ā)*, arm. *pajik*²⁾) auf *paḍaga*, skr. *paḍika* zurückgeht, np. *keik* 'Floh', im Balūči *kitak* noch altes *t* zeigt³⁾, so beruht *maig* auf **maḍaga*, welches trotz seiner Ähnlichkeit mit *madaḥa* doch ein anderes Wort als dieses ist, wie schon die beiden np. Wörter *maig* und *malaḥ* ergeben. Der Übergang des *ḍ* des zweiten Wortes in phl. *r* und np. *l* ist auch in np. *ḥēluft* neben *ḥēduft* 'Abendstern', in altp. *Bāḥtrīš*, med. *Bāḥdīš*, phl. *Bāḥr*, arm. *Bahl*, np. *Baḥ*, oder in armen. *Mar-k* 'die Meder' zu beobachten. Das *ḥa* von *madaḥa* kann nicht Affix sein, denn ein solches gibt es nicht im Arischen, sondern muß als abgekürzte Form einer Wurzel betrachtet werden, sodaß wir ein Kompositum wie np. *šakar-ḥā(j)* 'Zucker kauend' (vom Papagei) annehmen müssen; *ḥāj* in diesem Worte steht für *ḥād*, np. *ḥādan*, skr. *khādati*; auslautendes *d* (aus dem np. *j* entstanden ist) kommt im Medischen nicht vor (nur *ḥ*), im Persischen fällt es stets ab, wie *napā*, vollends im Pahlawi, *rāj*, np. *rā*, altp. *rādij*. Das nun auslautende *ā* wird gekürzt, wie das *ā* der *ā*-Wurzeln: med. *ākā-sta* (Akk. Pl. *ākāstēng*, B. 309), *armaḥ-sta* B. 197; *ā-da* 'Vergeltung' (Instr. Pl. *ādāiš*, B. 320), oder wie skr. *anna-da*, *śajana-stha*, wo man Schwundstufe mit Affix *a* anzunehmen pflegt. Sonach bedeutet *madaḥa* die 'Matte (Wiese, viell. die Felder) abfressend', wie auch im ahd. *mato-scregh* 'auf der Matte springend' locusta bezeichnet⁴⁾. Das Wort Matte muß im Arischen *madha* gewesen sein, germ. *maḍwa* oder *mēḍwa*, engl. *meadow*. Das andre Wort **maḍaga* zeigt den dem Medischen und Skythischen eignen Übergang von *ka* zu *ga* (s. Ir. Namenb. 521). Dies Wort wird den Fresser bezeichnen, wie hebr. *šālēām*, *gāzām*, von dem Wort, welches im Gotischen *matjan* 'essen' lautet, *mati-s* 'Speise', ahd. *mezi-ban* 'Speiseverbot', *mezi-sahs* (unser 'Messer'), und erinnert an Hesychs *μῖδαι* 'die Made, welche die Bohnen zerfrisst' (διδεῖλον τοὺς κνίδους), engl. *mite*, was zu got. *maitan* 'schneiden', einer Variante von *matjan*, gehören wird. Über diese Wörter, die mit skr. *mādati*, *māndati* verwandt sind, haben gehandelt Thurneysen IF. 14 (1903) 132. 133; Wiedemann BB. 28 (1904) 50; Johansson das. 333.

Das vor *madaḥa* stehende Wort *sūnō* (Wend. 7, 26) hat man früher für den gleichlautenden Genitiv von *spā* 'Hund', gehalten und daher in *madaḥa* eine Hundeart gesucht. Die Pahl.-Übers. gibt es nicht durch *sak*, Hund, sondern durch *tūn* wieder, worin B. 1612 sehr scharfsinnig einen Ausdruck für die Spinne gefunden hat, die im Kurdischen *pē-tawent*, die mit dem Fuß webende, heißt; *tūn* in Pāzend geschrieben, könnte statt *tanān(d)* 'Spinne', von np. *tanīdan* 'spinnen', verlesen sein (*n* und *u* haben dasselbe Zeichen). Im Kurdischen ist *pīre-tūn* das Spinngewebe, die Spinne wird als altes Weib (*pīre*) bezeichnet. Indessen scheinen diese Erwägungen zu keinem sichern Ergebnis zu führen. Wäre irgend eine Überlieferung vorhanden gewesen, daß das Awestawort 'Spinne', bedeute, so würden

1) Vgl. Schrader a. a. O.

2) Horn Grundr. ir. Ph. 1, 2. 37. 44. 65.

3) Fr. Müller Wiener Z. f. k. d. Morg. 9, 295. R. von Stackelberg ZDMG. 54, 107.

4) Graff Althochd. Sprachsch. 2, 653.

wir dem phl. Ausdrucke, np. *tandu* 'Spinnerin' (vgl. skr. *tāntuvāja* 'Weber', 'Spinne') oder *gūlāhak* 'Weberchen', begegnen. Ja es ist die Spinne offenbar nicht als ahrimanisches Tier betrachtet worden, obwohl sie auch *dīw-pā* 'Diws-füßig' genannt wird; *dīw-* kann hier das geheimnisvolle und ungewöhnliche bezeichnen, wie *dīw-bād*, ein Diw-wind-ähnliches, sehr schnelles Roß, in *dīw-dast*, dessen Hand rasch vollendet, *dīw-dil* energisch, beherzt. Die Spinne fängt in ihrem kunstvollen Netz, auf dem morgens in unzähligen Tautropfen die Sonnenstrahlen spielen, Mücken und andere ahrimanische Tiere, und die Sonne selbst wird von Dichtern die Goldfäden webende Spinne, *'ankabūt-i zarīn-tār* genannt. Es ist vielmehr jenes *tūn* (auch *atū*, Wend. 1, 14) der Pahl.-Übers. dem *sūnō* so ähnlich, daß es nahe liegt, in ihm nur eine Transskription zu vermuten, die meist da stattfindet, wo der Sinn eines Awestawortes nicht mehr bekannt ist; das *t* erklärt sich aus einer undeutlichen Schreibung; denn die Zeichen von *tūn*, *sūn*, *atū* haben in Pahl.-Schrift große Ähnlichkeit.

Wenn aber auch die Pahl.-Übers. keinen Aufschluß gibt, so besitzen wir in einer Riwayatstelle, deren Bekanntmachung wir Darmesteter verdanken¹⁾, die wirkliche Wiedergabe des Wortes, und zwar in derselben Verbindung mit *madāpa* wie Wend. 7, 26; *sīn u malāḫ*. In der Handschrift ist *paššah* 'Mücke' über *sīn* geschrieben, was indessen nicht genau ist, denn np. *sīn*, dessen hier in Betracht kommende Bedeutung die Wörterbücher nicht verzeichnen, bedeutet eine Wanze oder Blattlaus (vgl. lat. *cimex*); Polak²⁾ bestimmt das Tierchen als *graphozoma lineata*, Houtum-Schindler³⁾, der die Verwüstungen dieses Insekts an den Weizenfeldern erwähnt, als *aphis cerealis*. *Saenē* ist ein Diw, der Jt. 4, 2. 3 unter den 1000 mal 1000, 10000 mal 10000, zahllos mal zahllosen Daewas genannt wird. Die von B. 1548 angeführte np. Übersetzung ist ohne Wert, da sie nur eine verderbte Wiederholung der gar nicht passenden Worte *šīwan u mūjak* (s. oben S. 88) sind. Ist nun die Lesart *sūn* (*sūnō*) oder *sīn* (*saenē*) richtig? *sūnō* hat Anspruch auf Echtheit, *saenē* könnte in der späten Jascht nach dem np. *sīn* geformt sein. Dann müßte man annehmen, daß das *ū* in *ī* übergegangen sei, wie in np. Mundarten, np. *mīrūk* neben *mūrkeh* 'Ameise', kurd. *pīst*, np. *pōst* 'Haut' u. a.⁴⁾

Merkwürdig ist, daß auf einem Berg bei Harē (Herāt), dem Ahriman die Heuschrecke *saraska* beschert hat, ein Feuerhaus oder *Ātašgāh* gestanden hat, das von Narēmān, dem Vater des Sām, nach anderen von Luhrāsp, Wištāsp und Bahman erbaut worden ist; Alexander soll es erneut haben, wie er auch als Erbauer von Herāt, Ἀλεξάνδρου ἡ ἐν Ἀρείοις (Isid. Charac.) bezeichnet wird; dieses Pyreum ward unter Abdullāh bin Tāher († 844) zerstört⁵⁾. Der Name des Heiligtums war *Ātašgāh-i Sirīšk*⁶⁾. Dieses Wort hat mit *saraska* nichts zu tun, sondern ist der Name eines Baumes, nach einigen von Meninski benutzten pers. Wörterbüchern einer

1) Études iran. 2, 199.

2) Persien 2, 134.

3) Eastern Persian Irak. Lond. 1896, S. 27. 114.

4) Horn Grundr. d. iran. Phil. 1, 2, 27, unten.

5) Istachri 265, 15. Jākūt 4, 958, 23. Mīrchōnd, Rauzat as-safā (Bombay) 4, S. 3.

6) Barbier de Meynard, Dict. géogr. de la Perse 592 hat Nachrichten nach Hamdullāh Mustaufi gegeben.

Zypresse, die gewöhnlich *sarw* heißt. Castle¹⁾, den auch Meninski benutzt hat, gibt die Bedeutungen *Cyparissus* und *Rosa alba ad rubedinem vergens*, quae hyme et aestate viret ("die weiße ewig blühende"); in dem von Horn herausgegebenen Wtb. des Asadī aus Tūs Fol. 41, S. 67, 5 wird die Pflanze beschrieben: "ein Baum ist's im Gebiet von Balch, und diese Art kommt in jenem Landstrich häufig vor; das Blatt von ihm ist (gestaltet) wie das der Arghawänblume (*syringa persica*, *cercis*, Judasbaum), seine Farbe artet nach der des Veilchens, wie die Blüte des (violettten) Chēri (Wunderblume, also wohl dunkelgrün ins Violette spielend), seine Blüte aber ist weiß. 'Unčurī sagte: die Wange ward von dem Auge mit Tränen bemalt, und jene ihre Tränen waren in der Farbe der frischen weißen Rose (hell wie weiße Perlen)". Vielleicht ist das oft in indischen Gedichten erwähnte *śrīṣā*, *mimosa* oder *acacia sirissa*, und np. *siriš*, *asphodelus*, verwandt²⁾. Der Feuertempel bei Harē stand wohl in einem Hain solcher Bäume, wie die Zypresse, *sarw*, neben dem Feuerhaus von Kischmar (bei Turšiz) gepflanzt ward³⁾. Ein Dorf Sereshk bei Natanz⁴⁾ wird seinen Namen ebenfalls von dem Baum haben. Daß gerade bei Harē der Saraska erwähnt wird, mag, da ja dies Insekt über alle südlichen Länder verbreitet ist, den Grund haben, daß der Verfasser des I. Fargard des Wendidāt, einer Aufzählung der ostiranischen Provinzen zur Zeit der früheren Parther, eine bestimmte Heuschreckenplage im Sinn gehabt hat, welche die Umgegend von Herāt, wo dieser Vorgänger des Mäh⁵⁾ und anderer Schriftsteller aus Harē vielleicht lebte, heimgesucht hat.

Das Wort *saraska* 'Heuschrecke', steht, wie noch bemerkt sei, im Singular, *dribika* im Plural, ähnlich wie man im Deutschen sagen würde, der Teufel habe die Heuschrecke geschaffen, aber er habe den Leib mit Flechten bedeckt. So steht auch der Name eines anderen ahirmanischen Tieres in der Einzahl, in welchem B. 1586 nach Darmesteters Vorgang, doch zweifelnd, die Heuschrecke sieht, nämlich *skātīm jām gawa-ka daja-k'a pōvrumahrkem*. Kawasji E. Kanga⁶⁾ schließt sich Darmesteter nicht an, sondern übersetzt richtig *cattle-fly*; auch andere Destürs sehen hier eine Art Fliege, da sie *magas* übersetzen, wie auch die Pahl.-Übers. hat⁷⁾, nicht *madag* (richtig: *maig*), auf welcher falschen Lesart indessen die von B. erwähnte Übersetzung durch *kamk'ā* 'Heuschrecke', d. i. *aram. kamtsā*, beruhen mag. Die Pahl.-Übers. lautet: *kūrakē-magas gōspandān dājat-k'i pūr-mark*, und die Erläuterung: *ē magas bē-ājet gūrtāk ē ba-wāstar bē-ājet, gāw bastanē na-šājat, gōspandān-ēi margīh bēt*⁸⁾, d. i. 'die Fohlen (Pferde)-fliege, die dem Kleinvieh und seinen Jungen voll Tod ist; nämlich die Fliege kommt zum Getreide, nämlich zum Futter kommt sie, die Rinder vermag man nicht zu fesseln, für das Kleinvieh (Schafe) ist

1) Edm. Castellus Lexicon heptaglotton: Lond. 1669, 2, 338.

2) Castellus 1, 2627. Polak 1, 59. ZDMG. 28, 701. Houtum-Schindler Zeitschr. d. Geogr. Ges. 1881, 337.

3) Firdusi 1499, 75. 77.

4) Houtum-Schindler Irak 102.

5) Statthalters von Harē (nicht Rai, Namenb. 188b. Z. 17) und Gewährsmann Firdusis.

6) Diction. of the Avesta I. Bombay 1900, 531.

7) Bei Spiegel Avesta S. 3, Z. 5 und Commentar 1, 19.

8) Die Uzwārīš-Ideogramme sind in pāz. transskribiert.

es der Tod'. *kurakē* (u plene geschrieben) ist np. *kurrah* 'Pferdefüllen' (Fird. 7, 418, 12); man sagt *kurreh asb* (Polak 2, 107); hiernach wäre die Pferdebremse (*gastrophilus equi*) verstanden; da aber *gawa-ka daja-ka* (pahl. *dājat*) "für die Kuh und ihr Junges (skr. *dhajā* 'Säugling'; beide Worte bilden ein Dwandwa-Compositum mit Endungen des Nom. dual. als allgemeiner Dualform) todbringend" bedeutet, so ist wohl zunächst die Rinderbiesfliege (*hypoderma bovis*), der οἰτρὸς der Odyssee 22, 300 gemeint, ein wahres Teufelsgeschöpf, welches sich in schnellem Zickzackflug auf die weidenden Tiere stürzt, die brüllend und schnaubend mit aufwärts gestreckten Schwänzen fortrennen. Nach der Pahl.-Glosse soll das Insekt Eier in das Futter legen, welches die Tiere mit ihnen in den Körper einführen; in Wirklichkeit werden sie an den Haaren der Lippen abgesetzt oder mit einer Flüssigkeit in ihre Nasen gespritzt, worauf sie in Backen und Luftröhre tödliche Geschwüre erzeugen¹).

Der Name des Tieres muß vom Stechen kommen, also mit gr. κοῦρῶς, lat. *contus*, skr. *kunta* (wohl aus dem Griech.) und κέντρον, Stachel der Bienen, Wespen und Skorpione gleicher Abstammung sein. Die Wurzel von κεντρέω (stechen, von der Biene) hat zwar, wie es scheint, das *k*, welches in den s-Sprachen als *s* auftritt, weshalb man es mit med. *snap* zusammengestellt hat; das lett. *fihts* (d. i. *šīt-s*), Spieß, ist aus *šinta-s* (in ist *ʷ*) entstanden, das *sk* würde lett. *sch* sein, wie *schēps* 'Spieß', von *skip*, ἔϊπος, zeigt. Aber das gr. κεντ, indog. *kēnt*, könnte ein *skent* neben sich gehabt haben, wie es ähnlich mit κύρος (Höhlung, einmal auch Fell) und κύρος (Haut, Schild), lat. *cutis* und *scutum*, got. *skauda*-(Leder) der Fall ist; die Wurzel könnte die Doppelform *skent* und *skēnt* gehabt haben, woraus (*s*)*kent* und (*s*)*sent* entstanden wäre. Das *s* vor *k* wäre jenes bewegliche, vielleicht aus einem Präfix entstandene, welches noch jüngst von Schroeder (in Sievers' Beiträgen z. Gesch. d. deutsch. Spr. 29, 479) und von Siebs (Z. f. vgl. Spr. 37, 277) ausführlich behandelt worden ist. So haben wir die nahe verwandten Wurzeln, die in med. *skēnda*, 'Bruch', skr. *skhadatē*, und *skīndajeti* (*k* wegen *i*, B. 1586), κεδάσνυμι, κίδναμαι und κίδναμι (sich zerstreuen) mit beweglichem *s*, und andererseits skr. *khi-nā-d-mi*, med. *hi-sid-jāt*, cχίζω, *scindo*, wozu auch lit. *skēdrā* (Spahn) wieder mit *sk*, nicht mit dem zu erwartenden *sz* gehört, obwohl das lit. Wort zu got. *skaidan* und lat. *caedo* gestellt wird; lit. *skēlti*, spalten, russ. *skolokū* 'Splitter', von *skolotī*, abstechen, abhauen, aber skr. *śalka* 'Spahn'²). Selbst der Wechsel von *k* und *s* (ohne jenes *s*) ist vielfach beobachtet worden, ohne daß er sich nur aus einer Entlehnung aus den k-Sprachen von seiten der s-Sprachen erklären ließe. So findet sich skr. *knath*, 'verletzen, töten', neben *snath*, med. *snāp*. Das Armenische hat *hētel*, 'stechen' (*h* kann aus *sk* entstehen, wie in *her* 'Gassenjunge', lit. *skēšas*, russ. *skverenū*, 'unzüchtig', *horot* 'Knoblauch', κρόνον, neben vulgär. *štor*); davon *hētan* und *hajtots*, 'Stachel, Sporn', *hajt* 'Stachel' (der Biene), wovon *hajtēl*, 'stechen'; die Formen deuten auf eine Nebenform *skit* oder *skip*. Auch med. *awa-skasta*³) (aus *skat-ta* für *skūt-ta*, da *k* wohl wegen einstigem

1) Ch. Fellows spricht hiervon in seinem Account of discoveries in Lycia 200.

2) Zahlreiche Beispiele bei Zupitza Z. f. vgl. Spr. 37, 401. Hirt BB. 24, 286.

3) Bartholomae 177.

e in bestimmten Flexionsformen) scheint ursprünglich 'gestochen', dann 'geärgert, beleidigt', frz. *piqué*, mit *skatti* verwandt zu sein. *skāpva* (von Wölfen) gehört nicht hieher, sondern ist wie das vorhergehende *gā-pva* von (*gan* zu tötende) von *skam* (kürzen) abzuleiten, ahd. *skam*, kurz, *skemi*, Kürze; dazu gehört auch *Schan-de*, mhd. daneben *schamede*; 'zu schanden machen' ist 'verderben'; vielleicht sind es Wölfe, denen man das Leben abkürzen, die man erlegen soll.

Nach dieser Abschweifung in die ahrimanische Tierwelt, wobei mehrfach der Wert der Überlieferung zu erkennen war, bleiben uns noch die letzten Ausdrücke der Stelle Wend. 2, 37 zu betrachten.

Daivi-š kann, obwohl B. 680 es nicht anerkennt, nichts andres als 'Betrug', wahrscheinlicher noch 'Betrüger' bedeuten, da die Phl.-Übers. *frēftar* hat. Dieses geistige Gebrechen steht deshalb hier, weil es diejenige Tätigkeit der Daēwas bezeichnet, durch die sie den Menschen um irdisches Glück und ewige Seligkeit bringen (J. 32, 5) und das höchste Wesen selbst durch Heuchelei hintergehen zu können vermeinen (J. 45, 4). So erscheint Daiviš als Dīw Wend. 19, 43.

Kaswīš gibt Aspendiargi durch 'Neid' wieder, die Phl.-Übers. durch *kīn-čūn* 'haßblutig', wahrscheinlich ungenau geschrieben für *kīn-čwāh* 'rachsüchtig'; das Wort ist zusammengesetzt aus *kač* und *īš* (*iš*), das kleine, geringfügige aufsuchend, also der neidische Splitterrichter. Auch dieses Wort ist Name eines Dīw, Wend. 19, 43. Hier folgt noch ein ebenfalls mit *iš* zusammengesetzter Dīw-Name, *paṭiṣō daēwō daēwanām daēwōtemō*, P. der Dīw, der größte Dīw der Dīwe. Dieser Name kann nicht identisch sein mit *paṭiṣa*, in der Richtung hin, entgegengewendet (B. 836), was für einen Erzdīw viel zu matt ist, sondern er ist der Begehrliche, *paṭi-īša*, wie *paṭiṣaṇt* (B. 30), und wie ein Dīw Āzi (Gier) genannt wird. Von derselben Wurzel kommt der Name des Aešma, des verderblichsten Teufels nächst Ahriman, und dieser selbst hat Wend. 19, 1 das Beiwort *daēwanām daēwō*.

wīzbbāri-š scheint von der Phl.-Übers. nur transskribiert zu sein, denn sie gibt *wīzwūtāk rēšak*, wo die Zeichen *tk* irrträglich eingeschaltet sind; möglich wäre indessen eine jener Worterklärungen, welche zuweilen gewagt werden, wo die Bedeutung nicht mehr bekannt ist: *wīzbbāta rapša* 'die verwünschte Krankheit', das np. *rēšak*, die vom Guinea-wurm, *filaria medinensis*, erregte Krankheit des Zellgewebes, ar. *cirk madīnā*¹⁾, die auch np. *rišteḥ*, *nārū*, *pajūk* heißt, und bereits von Kämpfer (Amoenitates exoticae. Lemgo 1701, S. 525) beschrieben worden ist. Die Bedeutung 'Verkrümmung' ergibt sich unschwer aus der des Zeitworts *zbar*, welches entsprechend dem skr. *madṛati* oder *madlati* (schwanken, taumeln, umfallen) bedeutet: krumm gehn, von den bösen Wesen gebraucht, welche nicht aufrecht wandeln wie die Gerechten, sondern *frašnaoš apazađanīhō* (Wend. 7, 2 von der Drug, pahl. *fnāk-šnūh apāk-kūn*, Ardā-Wirāf-nāmeḥ c. 17²⁾) einherstürzen (*patēñi*).

wimūtō-dañtānō gibt die Phl.-Übers. wieder durch *saft kakā* (*dandān*) starke Zähne habend; in der np. Paraphrase des Ardāwirāf nameḥ³⁾ hat der Unhold Zähne, jeder wie eine Säule. In den Prachthandschriften des

1) Jākūt 4, 509, 10.

2) Ausg. von D. Kaikhusru D. Jam. Jamasp Asa. Bomb. 1902, S. 27, 3.

3) Das. S. 21, Z. 16.

Schännāmeḥ werden die Dīws mit vorstehenden Hauern abgebildet, wie die Dämonen der Babylonier. B. 1166. 1451: mißgestaltete Zähne habend. Die Phl.-Übers. erklärt, daß damit Spötter gemeint seien, welche die Zähne blecken, und fügt hinzu, daß einige Gelehrte erklären: ihre Zähne sind faul. Weniger treffend würde sein: deren Zähne ausgefallen sind, was durch *wimiti* Zerstörung, Vernichtung, B. 1450 gestützt würde. Dann wäre das Verbum skr. *mi-nō-ti*, lat. *minuo*, anzunehmen, wovon man *wi-mita* bilden könnte.

paṣō jō witeretō-tanuš ein Aussätziger, dessen Körper (Person) weggeschafft (isoliert) ist (werden muß). Die Leprakranken werden aus dem Ort gebracht¹⁾. Die Phl.-Übers. hat ungenau *pēs*, daneben aber noch *kūft*, sekundäre Syphilis; auch erwähnt sie, daß das Beiwort von einigen Dasturs erklärt werde: "welcher getrennt (isoliert) wird". Barth. 818. 1441 übersetzt: Aussatz, wobei die Person weggebracht (isoliert) werden muß; nach dem Neupers. kann *pēs* Aussatz und aussätzig (eigentl. weiß, wegen der weißen Flecke) bedeuten, doch wird erstres genauer durch *pēs* oder *pēsag* ausgedrückt. Die folgende Stelle, worin von noch andern Malen oder Zeichen 'Ahrimans' gesprochen wird, hindert nicht die Annahme der konkreten Bedeutung; denn schon vorher ist ja von Personen die Rede gewesen. Möglich wäre auch die Übersetzung: ein Aussätziger dessen Körper durchdrungen (bedeckt) ist (von der Krankheit); das dem *witeretō* entsprechende np. *gudašteh* bedeutet 'verkommen, von üblem Geruch'.

Die vorstehende Besprechung einer Stelle aus der halb mythischen Heldensage, wo die Überlieferung des Verständnisses nicht einmal durch den stetigen Gebrauch des heiligen Buches beim Gottesdienst oder Rechtssprechen gesichert war, sollte zeigen, wie wertvoll trotz vieler Unzulänglichkeiten die Arbeiten der Dasturs der sasanischen Zeit für die Interpretation sind, und wie nützlich und methodisch richtig ist, daß B. stets die Tradition verhört hat, selbst wenn er sie für unzuverlässig halten mußte.

Die Schriftdenkmale, deren Wortvorrat das Altiranische Wtb. verzeichnet, sind für das Altpersische die Inschriften aus achämenischer Zeit, für das Medische das Awestā. Für die Sprache des Awestā sind auch allerlei Fragmente und Stellen herangezogen, die in Pahlawischriften angeführt werden und noch nicht in der großen Geldnerschen Ausgabe, deren Abschluß noch schmerzlich vermißt wird, Aufnahme gefunden haben. Eine Anzahl dieser schwierig zu verstehenden Bruchstücke hat Bartholomae in dieser Zeitschrift zuerst erläutert.

Das Wörterbuch gibt die Stichworte (wie die iranischen Wörter überhaupt) nicht in der einheimischen Schrift, wie das neuerdings erschienene Dictionary of the Avesta language von Edalji Kanga (Bombay 1900), sondern in Umschrift, und zwar in einer so genauen, daß man jedes Wort mit Sicherheit in die Awestā- oder in die Keilschrift zurückschreiben kann. Wenn dem vor 40 Jahren erschienenen Handbuch der Zendsprache der Vorwurf gemacht worden ist, daß es eine der Phonetik nicht genügende Transskription befolgt habe, so war dies unberechtigt, weil damals für ratsam erachtet ward, die von Burnouf in seinem grundlegenden Werke *Commentaire sur le Yaçna* vorgeschlagene Transskription vorläufig beizu-

1) s. Herod. 1, 138; πιδράς ὁ λεπρός, Ktesias 41 (ed. Gilmore S. 165) Brisson., de regio Pers. princip. II, 180. Polak, Persien 2, 305; man vgl. noch 3. Mose 13, 12. 13. 46.

behalten, um Verwirrung zu vermeiden¹⁾; die spätern Versuche, eine einheitliche Umschrift wenigstens der orientalischen Sprachen zu vereinbaren, sind noch nicht zum Ziel gelangt, und auch die von Bartholomae befolgte Transskription, die sich an die des Iranischen Grundrisses anschließt, ist noch der Verbesserung bedürftig, und doch hätte sein Werk, welches für die iranische Sprachforschung von größter Bedeutung ist, die Gelegenheit geboten, die bisher übliche Transskription durch eine bessere zu ersetzen. Gerade weil die Umschrift nicht bloß Schrifttransskription sein, sondern auch dem phonetischen Wert der Zeichen möglichst gerecht werden soll, ist es empfehlenswert, unter den zur Verfügung stehenden deutschen (lateinischen) Buchstaben solche zu wählen, die keinen Zweifel an diesem Wert aufkommen lassen (vgl. Geldner Studien zum Awesta 1, 5). Gerade die deutschen Alphabete, insbesondere die ältern der gotischen, althochdeutschen, sächsischen und nordischen Schrifttömer, sind so reich und dem lautlichen Wert so eng angeschlossen, daß sie für die Umschrift nicht bloß der indogermanischen Sprachen mit Nutzen verwendet werden. Zugleich haben diese Buchstaben den Vorteil, daß sie von den Germanisten bereits längst im Druck verwendet werden, also die Herstellung neuer Typen mit beschwerlichen Punkten, Haken und Strichen unnötig machen. Freilich waren sie manchen Gelehrten, die sich mit der Umschrift fremder Alphabete befaßt haben, unbekannt, sonst wäre unbegreiflich, warum man u. a. für den dentalen Spiranten nicht das germanische *þ*, vielmehr das neugriechische *θ* verwendet hat. Das medische Zeichen des bilabialen Halbvokals ist ein doppeltes *u* (double *u*), gerade wie in den altnieder- und hochdeutschen Denkmälen, deren Schreiber sich große Mühe gegeben haben, die Zeichen der Aussprache anzuschließen: im Heliand, Cod. Cott., wird stets *uu* geschrieben, aber *Dauides* und *Oliuēti* mit dem Zeichen, welches unserem *v* näher steht; Otfried schreibt sogar drei *u* in *uuuafan* (d. i. *wuafan*), während awestisch in diesem Falle nur zwei *u* geschrieben werden: *juuānem* (*jwānem*) statt *juuuanem* (*jwūānem*), skr. *jīwānam*. Treffender wäre daher für diesen labialen Halbvokal das vorzüglich geeignete deutsche *w* einzuführen oder vielmehr beizubehalten, denn das lateinische *v* ist als Unzial (in Inschriften) mit *u* identisch, bezeichnet also das *w* nur halb; wenn nun das *w* des deutschen und englischen Alphabets eine vorzügliche Umschrift für den iranischen, indischen (Roth schrieb *Weda*, obwohl im Pāpinischen Alphabet der Laut als labiodental, also unserm *v* ähnlich charakterisiert wird²⁾, slawischen (man schreibt russ. *Wladimir*, pol. *Warszawa*), arabischen (Fleischer schrieb persisch, arabisch, türkisch *w*)³⁾, hebräischen (Gesenius schreibt *māwēth*, Tod, von *mūth*, sterben), ägyptischen (Erman schreibt *puj*, dieser, *mju*, Katze, da die Zeichen auch die Aussprache *u*, *i* haben) u. s. w. Halbvokal ist, so muß der bis jetzt nach Vorgang Burnoufs mit *w* bezeichnete labiodentale Spirant, der als stimmhafter Laut neben dem stimmlosen *f* steht⁴⁾, mit *v* bezeichnet werden, das den Wert des deutschen und holländischen *v* hat; so hat auch Friedr. Müller⁵⁾,

1) S. Handbuch d. Zendsprache 11.

2) Skr. *śwānwant* ist zu sprechen *śwamwant*.

3) In Salemann und Shukovskis pers. Grammatik steht S. 5: Waw . . . deutsch *w*, engl. (?) frz. *v*, Transskription *v*; aber S. 11 *hwēš*.

4) Med. *Āpviya* ist bei Firdusi *Ābbīn*, bei Tabari *Āthfīān*.

5) Sitzungsber. d. Wiener Akad. 136, 1897, S. 6.

der in seinem Grundriß der Sprachwissenschaft zahllose Alphabete durchmustert hat, zu schreiben empfohlen. Die Engländer schreiben *f* für deutsches *v*, weil sie letzteres in den lateinischen und romanischen Wörtern verwenden, doch noch *vane* neben *fane*, noch treffender würde das alt-sächsische *ð* verwendet werden, denn das medische *āvi* (Barth. *āvi*, skr. *abhi*) enthält denselben Spirant wie alts. *āband*, was in den Psalmen *awond* geschrieben wird, nhd. Abend, spr. *Ābnd*; so daß neben galh. *ābi* das spätere *ābi* stünde, wie neben *dadē* *daidē*. Die Rücksicht auf den Gebrauch des latein. *v* bei den französischen Kollegen darf uns nicht abhalten, die uns näher liegende und bessere Umschrift zu gebrauchen, denn man schreibt selbst französisch *viskey* und *Westphalie*, ja wir Deutsche schreiben richtig *Walthalla* und *Walküren*, obwohl in den nordischen Handschriften, die zum Teil von lateinisch gebildeten Geistlichen geschrieben sind, *v* steht (z. B. *Völundr* 'Wieland'). Es sei noch hingewiesen auf eine Lautverbindung mit *w*, wo dieses in *v* (*ð*) übergeht¹⁾: med. *tūm* 'du' ist aus älterem (atopat.) *t(u)wēm* zusammengezogen, altp. *tuwām* (S. 660), und wird im Akkus. mit der Aspiration *þ* gesprochen, die durch das in *w* übergegangene *u* bewirkt wird; hierbei geht das *w* aber in *v* (*ð*) über, weil es hinter dem Spirant *þ* selbst zum Spirant *v* wird: *þwām* S. 786; im Alp. lautet die Form ebenfalls *þuwām*, wo *u* nur ein Artikulationsvorschlag für das *w* ist, welches gleichfalls das ursprüngliche *t* aspiriert; hier bleibt jedoch das *w* vielleicht nur in der Schrift, während in der Aussprache ebenfalls *v* aufgetreten sein wird, für welches kein Keilzeichen vorhanden ist, denn auch med. *āvi* (*ābi*) ist altp. *abi* (wahrscheinlich *abi*). Dieses Gesetz des Übergangs vom Halbvokal zum Spiranten wird durch B.'s Schreibung *t(u)wēm*, *t(u)wām* und *þwām*, *þuwām* für diejenigen verdunkelt, welche von den meisten verwandten und auch fremden Sprachen her gewohnt sind, *w* als die richtige Bezeichnung des bilabialen Halbvokals anzusehen.

Ähnlich steht's mit *j*, wofür wir, ursprünglich aus Höflichkeit gegen die Engländer²⁾, welche *young* für *jung*, lat. *juvencus* schreiben, das *y* eingeführt haben; im Iranischen Namenbuch ist aus unberechtigter Besorgnis vor Mißverständnissen auch noch *y* gebraucht. Im Awesta steht hier ebenfalls das doppelte Zeichen *i*, welches man daher etwa mit dem holländischen *ij* schreiben könnte, wenn dies nicht *ei* gesprochen würde (z. B. *wijn* Wein); das *j* ist jedoch gleichsam ein doppeltes oder nach unten verlängertes *i*. Wie genaue Phonetiker die alten Dastürs waren, zeigt sich darin, daß sie für den Spirant *j*, der np. als *ǰ*, griech. als *ζ* auftritt, wie skr. med. *jawa*, np. *ǰaw*, griech. *ζed* zeigt, ein besonderes Zeichen gebildet haben. Die Verwendung von *y* statt *j* ist schon deshalb zu verwerfen, weil sie in keiner anderen europäischen Sprache als im Englischen stattfindet, und weil der Laut dieses griechischen Zeichens (Ypsilanti, Nympe, auch für fremdes *ū*: *Κύπος*) doch nicht *j*, sondern *ū* ist, so daß es nicht unpassend für das russische *ѣ* und für den Umlaut des *u* im Altenglischen und Nordischen angewendet wird. Nur im Spanischen lautet *y* in einer Anzahl Wörter an, wie *yacer*, lat. *jacere*, weil das *j* bereits die Aussprache *ǰ* und gelegentlich *ch* (*x*) hat. Die Verwirrung, welche

1) Über *gañdareva* (*v* oder *ð*) und skr. *gandharbā*, *gandharvā*, siehe Bartholomae ZDMG 42, 158.

2) Socin ZDMG. 49, 182.

im Spanischen das *y* angerichtet hat (vor der neuesten Regelung der Orthographie schrieb man *iura*, *jura*, *yura*, Eid), gleicht der in unserem Transskriptionssystem, welches weit geringere Mißgriffe aufweisen würde, wenn wir uns an die deutschen Alphabete gehalten hätten, die von Ulfilas Zeiten her die besten Umschriftzeichen darbieten. In sprachvergleichenden Schriften, wie in dieser Zeitschrift und in dem großen Brugmannschen Werk, ist *ȝ*, *ȳ* für *j*, *w* eingeführt, was sehr treffend den beständigen Übergang dieser Halbvokale in die Vokale *i*, *u* nachbildet. Immerhin wird dieses phonetische Verhältnis ebenso deutlich in den von Alters her geltenden und uns geläufigeren Zeichen *j* und *w* dargestellt, für die man beim Schreiben nicht zweimal die Feder anzusetzen hat wie bei den neueren. Nicht aber sollte man das ganz zu vermeidende ¹⁾ *y* für *j* verwenden, denn auch *j* ist für alle Völker verständlich, welche die Namen Jesus, Josua und Joseph schreiben. Auch hier sind die Slawisten, Semitisten u. a. unbefangener, wenn sie den russischen, litauischen, arabischen, hebräischen Halbvokal *j* schreiben. Ist es nicht sonderbar, wenn wir altp. *yauna*, skr. *yavana* ²⁾ neben *Jawan* der Bibel und der Hebraisten, *Īōnes* der Griechen und Römer, *Ionien* und *Ionian* der Franzosen und Engländer lesen? Lepsius, der sein Standard Alphabet englisch herausgegeben hat, schreibt überall das engl. *y*, auch *Yardēn* (Jordan), *Yāwān* (Jawan), hier also *w*, nicht *v*, welches er für das Sanskrit reserviert, während er wieder den Hindustani-Laut *w* schreibt. Das armen. *j*, welches auch in der Figur mit dem deutschen identisch ist, wird von den Armeniern *hi* benannt, weil es im Anlaut leicht aspiriert wird, z. B. *hišiel* spr. *hišiel* 'sich erinnern'; in der Mitte klingt es *i*, z. B. *hāj* spr. *hair* 'Vater'; auch der pers. Name phl. *Jazdkart*, syr. *Izđerđ*, arm. *laskert* (bei Sebeos) wird später *Hažgiērd* gesprochen. P. de Lagarde ³⁾ transskribierte dieses arm. *j* mit dem hebr. Aleph, א. Vollends widersinnig erscheint *y* in sogenannten deutschen Drucken, wie in den Zeitungen bei chines. und japan. Namen, wo wir Deutsche die englische Umschrift beibehalten, oder in Übertragungen aus dem Indischen, worin u. a. der Name eines Helden des Mahābhārata Jajāti durch die Transskription Jayati unliebsam an den Ruf des Esels erinnert.

Es sei noch bemerkt, daß in der Instruktion für die alphabetischen Kataloge der preussischen Bibliotheken (Berlin 1899) für die Umschrift des Arabischen, Hebräischen, Äthiopischen, Syrischen, Armenischen *w*, *j* vorgeschrieben ist, ebenso für das russische *ja*, *ju*, jedoch für das Sanskrit, vielleicht um hier nicht mit dem Herkömmlichen zu brechen, oder nach dem Rat eines Sanskritisten, *v*, *y* statt *w*, *j*.

Ebenso vorzügliche Zeichen bieten unsere deutschen Alphabete für die dentalen Spiranten, welche sowohl im Grundriß wie im Wörterbuch mit den neugriechischen Zeichen θ und δ transskribiert werden. Hierbei muß der Sprachbeflissene vorher darauf aufmerksam gemacht werden, daß diese beiden Zeichen nicht alt-, sondern neugriechisch gesprochen werden sollen. Es gibt für die Wiedergabe beider altiranischer Laute keine treffenderen Zeichen als das *þ* und *ð* der sächsischen, englischen und nordischen Denkmäler, die in den Werken der Germanisten allgemein beibe-

1) Fr. Müller a. a. O. 5.

2) Roth schrieb Jama, Jamunā, Jaska usw.

3) Abhandl. der Gött. Ges. d. W. 22, 1877, S. 1. 2.

halten werden, und die auch der große dänische Kenner des Altiranischen, Westergaard, angewendet hat, auch im Keltischen hat Holder, Urkelt. Sprachschatz S. 38, *ð* verwendet. Die gutturalen Spiranten werden von Bartholomae mit griech. χ γ transskribiert, wobei die Drucktype leider α gibt. Die Semitisten, auch die Assyriologen schreiben treffend *ḫ*, bisweilen auch deutsches *ch*; der stimmhafte Spirant, der sich dem Ghain nähert, ist passend mit *ğ* zu bezeichnen. Auch hier besitzt das Altenglische ein Zeichen, welches oft zugleich das anlautende *j* der andern germanischen Sprachen vertritt (wie in *geðr* Jahr), doch fällt es etwas aus dem Rahmen der sonstigen Zeichen heraus. Diese Ausführungen sind nicht ganz unwichtig, sobald man eine Umschrift erstrebt, die nicht nur ein praktischer Ersatz der Originalschrift für deren Kenner, sondern auch eine alle fremden Zeichen vermeidende wissenschaftliche, die phonetischen Werte der Buchstaben darstellende Transskription für die Linguisten sein soll.

Es sei erlaubt, noch auf zwei Zeichen hinzuweisen, deren richtige Umschrift auch für die Erkenntnis ihres Lautwertes von Bedeutung ist, die Zeichen, welche Bartholomae mit *q* und *n* (vor Dentalen und Palatalen) bezeichnet. Wie die Vergleichung mit dem Sanskrit ergibt, ist *q* oder geeigneter nach Burnouf's Vorgang *ā* das anuswārierte *a*, z. B. *āzō*, skr. *āhō*; das zweite Zeichen ist in der ältesten Schrift die nasalierte Länge *ā* oder *ā̃*, wie noch in den alten Alphabeten angedeutet ist. Da indessen das *ā̃* für Kürze und Länge in Gebrauch kam, z. B. *nāma*, skr. *nāma*, *āipjā* (Türpfosten, vgl. skr. *ātā*, lat. *anta*), so ward das Zeichen der Länge *ā̃* nur noch für die Verbindung mit folgendem Dental und Labial vorbehalten: *heñti* skr. *santi* (nachlässig geschrieben *sāti*), nicht *henti*, *njāñkō*, nicht *njānkō*; das dentate *n* hat ein anderes Zeichen, ebenso das palatale, welches aber nur noch als Verstärkung eines *h* gilt, dem in der folgenden Silbe ein *j* folgt oder gefolgt ist, wie *dañhu* neben *dahju* (Land); es ist also das ursprüngliche *ā̃* wie das sog. stellvertretende Anuswāra (vor Momentlauten) verwendet, während die Kürze *ā* für nasaliertes *a* und *a* vor Dauerlauten erscheint¹⁾. Statt der litauischen Bezeichnung *q* dürfte daher Burnouf's und Lepsius' *ā̃*, und auch für den zweiten Laut, der figurlich sich als Länge des andern darstellt, das früher übliche *ñ* beizubehalten sein.

Noch sei auf die sonderbare Wiedergabe des altmedischen *e* aufmerksam gemacht. Man hat den unbestimmten Vokal, der sich in schwierig zu sprechenden Konsonantengruppen einstellt, mit einem umgekehrten *e* zu bezeichnen sich gewöhnt, z. B. idg. *patēr*, skr. *pitā*, gr. πατήρ. Im Awestā wird er mit dem griech. *ε* geschrieben, welches demnach wie unser deutsches *e* für *e* und *ə* (*ē*) verwendet ward²⁾. Dieses griech. *ε*, welches bei der Neugestaltung des medischen Alphabets in der ersten Zeit der Sasaniden eingeführt ward, bezeichnet hauptsächlich den aus arischem *a* entstandenen Laut *e*, *aspeṃ* neben skr. *aśvam*, lat. *equom*; dieser Laut ist ein volles *e*, kann also nicht mit *ə*, dem Zeichen für den unbestimmten Vokal oder das Schēwa transskribiert werden, und vollends unstatthaft ist es, die Länge dieses *e* durch *ē* umzuschreiben, denn nur *e*, nicht *ə*, der bloße Vokalanstoß, kann eine Länge haben. Es ist daher

1) Lepsius Standard Alph. 123.

2) B. 1463, ult. findet sich sogar ein umgekehrtes großes E.

e wie *ä* (nicht *ö*, wie behauptet worden ist), zu sprechen, wie auch das im Neupersischen aus *a* entstehende *e* *ä* lautet: *bändäh* aus älterm *bandah* (so noch in Mundarten), ap. *bawdaka* (Wahrmond, Gramm. d. np. Sprache 15. Salemann u. Shukovski, Pers. Gr. 6); und *æ* wie *œ* (*erepē* wahrscheinlich aus dem gr. ἀερή), während das andere *e*, z. B. in *urwaesē* was Barth. *urwaessē* schreibt, zu *i* neigt, wofür passend das in manchen Sprachen eingeführte *ē* geschrieben werden kann; *aē*, wie auch die Geldnersche Ausgabe hat, dürfte richtiger *aē* (für *ai*, neben *oi* ungenau *ōi*, griech. *ai* und *oi*, skr. beidemale *ai*, spr. *ē*) sein; das schließende *ē* ist Kontraktion dieses Diphthongs *aē* (*ai*), also lang.

Geringere Bedenken gegen die Umschrift mögen unerörtert bleiben, es war nur festzustellen, daß Bartholomae zwar die richtige Vorstellung von dem phonetischen Wert der Zeichen hat — läßt er doch z. B. sein *w*, unser *v*, im Alphabet richtig auf *ṽ* folgen — und im Iran. Grundriß S. 153 ff. sehr feine Bemerkungen über die Transskription der Awestā-Handschriften macht, daß aber in einem Werk, welches alle Wörter nur in Umschrift verzeichnet, diese von großer Wichtigkeit für die phonetische Auffassung der Zeichen und auch für etymologische Untersuchungen zu sein pflegt, denn wenn *awi* transskribiert wird, so würde man zunächst irrig auf eine Gleichsetzung mit skr. *avi* (*avi*) statt mit *abhi* verfallen, was medisch mit *aḥi* oder wenigstens *aḥi* (mit deutschem *v*) treffender bezeichnet ist; daß ferner die in den neusten Werken durchgeführte Transskription, die doch bereits im Iranischen Namenbuch durch Einführung von *ḥ*, *ḍ*, *w* usw. verbessert ist, während leider auch hier aus Besorgnis vor Mißverständnissen noch Konzessionen an die frühere Schreibweise gemacht sind, durchaus nicht dem Ideal einer solchen nahe kommt.

Eine weitere allgemeine Bemerkung knüpft sich an die Benennung der Sprache, in der das Awesta verfaßt ist. Der neupersische Ausdruck *Awestā*¹⁾ lautet niemals *Awistā* (Foy); Neriosengh schreibt *awistā* (z. B. J. 28, 1) mit *i*, weil *e* im Sanskrit fehlt; ebensowenig *Uwastā* (Andreas unter Zustimmung von Geldner und Bartholomae S. 2), ebensowenig mit *š*: *Abištāka* (Fr. Müller). Die Dastūrs, welche doch die erste Autorität für die Aussprache dieses Namens ihrer Heiligen Schrift waren und sind, schreiben pehl. *afstāk*, in Awestätschrift *avastā(k)* (*v* ist der Spirant), selten und weniger gut *awastā(k)* (mit dem Halbvokal); die Gruppe *fs* bleibt noch im Neupersischen bestehen, z. B. *tafsūden*, muß aber gemildert werden, wenn noch *t* antritt; dies geschieht durch Einschubung des *a* (altertümelnd für *e*), worauf das *f* stimmhaftes *ḥ*, *v* wird²⁾. Die neupers. und arab. Schriftsteller haben das für *v* und *w* dienende Zeichen *w*, doch erscheint auch *ḥ*, welches als *ḥ*, *v* aufzufassen ist. Einige Beispiele sind: syr. *abestagā* (mit aspiriertem *ḥ*, iran. *ḥ*, *v*, *ā* ist syr. Endung³⁾), arab. *kitāb*

1) Für das altp. *abaštām* (Beh. 4, 64), in welchem Oppert das Awestā sehen wollte, ist von Foy scharfsinnig *arštām* vermutet worden, was Jackson wirklich auf dem Inschriftfelsen gefunden hat.

2) Beispiele dieser Schreibungen: Bundah. (ed. Justi) 68b. Dīnkart vol. I, 19, 5 v. u., pāz. II, 14, 3. IX, c. 420, S. 450, 2 v. u. und S. 565, Z. 6. adjunct. *afistākik*, pāz. *avistākja* VIII, 387, 4. 486, 12 (wie np. *pistān*, med. *fštāna*).

3) Th. Hyde Veter. Pers. Relig. historia 337.

*Afđastāk*¹⁾, *al-Abastāk*²⁾ *Alwastāk*³⁾ *Bestāk* und *Albestāk*⁴⁾ *Zand u Astā*⁵⁾, *Abestā*⁶⁾.

Die richtige Erklärung des Wortes ist bereits im Bundahischn (1868) S. 68b gegeben; *tāk* ist dieselbe Bildungssilbe wie in pehl. *rōstāk* (aus *rōtas-tāk*) np. *rōstā* und *rustā*⁷⁾, und die Wurzel ist *afs*, welches nach Barth. aus *pas* entstanden und mit dem deutschen *fügen* verwandt ist, und von welchem *afsmān*, der Vers, kommt. Das Buch ist demnach das Vers- oder metrische Buch (zunächst auf die Gāthās bezogen), wie auch der Wēda Rk (Vers) oder Rg-wēda heißt, wie die alten prophetischen und Psalmenbücher, orphische Hymnen, Edda, metrisch und strophisch verfaßt sind; denn die dichterische gilt für die von der Gottheit eingegebene und für sie angemessene Redeweise⁸⁾.

So lange das Vorurteil herrschte, daß die Arier aus den Hochgebirgen von Zentralasien gekommen seien, ließ man sie in Baktrien oder in Kafristan Halt machen und eine Kultur begründen, aus welcher die indische und iranische Religion entsprungen sei. Seitdem R. Roth zum letzten Mal diese unhaltbare Ansicht verteidigt, aber zugleich zugegeben hat, daß alle seine geographischen und kalendarischen Argumente auch zugunsten von Medien als Mutterland der Awestareligion gelten könnten⁹⁾, ist man von der Bezeichnung 'altbaktrisch' abgekommen, und hat die Sprache aus Angst, daß 'medisch' doch eine unsichere Benennung sein könnte, vielleicht auch weil man den Gebrauch dieser Bezeichnung nicht einem andern verdanken wollte, awestisch genannt. Wir haben daher bei B. auf dem Titel die richtige und vernünftige Bezeichnung 'altiranisch' für die Sprachen der Meder und Perser, der Träger der wesentlich westiranischen Bildung und Geschichte; aber für 'medisch' gebraucht B. wenigstens im Vorwort 'awestisch', was indessen im Wörterbuch nicht verwendet wird, wo vielmehr j. und g., was nach S. XXX jung Awestisch und gāthisch-awestisch bezeichnen soll. Wenn man 'awestisch' für 'medisch' sagt, so müßte man auch 'inschriftlich' für 'persisch' sagen. Wenn irgend ein Name dem Tatbestand entsprechend gewählt ist, so ist es nach den einmütigen Zeugnissen der Perser, Armenier, Griechen, Römer und Araber 'medisch' für die Sprache des Zarathustra, des Hauptes und Propheten der medischen Magier oder *Mogu*¹⁰⁾ die sich nicht nur auf alten Siegeln so nennen, sondern noch heute Möbed, d. i. **mogu-pati* heißen; Raga in Medien ist die Stadt Zarathustra's¹¹⁾.

Wo es sich wie hier nicht um historische oder religionsgeschichtliche Erwägungen, sondern um Sprachschatz und Grammatik handelt,

1) Albērūni by Ed. Sachau XIV (nach al-Ghaḍānfar † 1291).

2) Jākūt Geogr. Lex. 1, 86, 8.

3) Ibn Moḳaffa' im Kitābu'l-fihrist ed. G. Flügel S. 13.

4) Masudi ed. Barbier de Meynard 2, 124. 125. 167. 168.

5) Firdusi (ed. Vullers) 1501, 106.

6) Asadi's np. WB. hrsg. v. Horn 6, 14. 15. 29, 15.

7) Horn Grundriß d. ir. Ph. I, 2, 45. 146. Barth. 1496.

8) S. Justi Archiv für Religionswiss. von Th. Achelis 1900, 197.

9) ZDMG. 34, 715.

10) S. Bartholomae S. 1111; vgl. Scheftelowitz ZDMG. 57, 168.

11) Jasna 19, 18.

mögen nur wenige, bei der großen Ähnlichkeit des Medischen und Persischen nicht leicht aufzufindende sprachliche Beweise für die Gleichheit von Awestisch und Medisch, also für die alleinige Berechtigung des letztern Namens angeführt werden ¹⁾.

Der Diphthong *au* wird im Awesta *ao* gesprochen: med. *fraoreti*, pers. *Fravrti*, bei Herodot Φραόρτης (Barth. 991); *Staor* (al. Straton) nennt Ptolemaios und Plinius einen medischen Fluß; in Ἄορκοι scheint *ao* für med. *au* zu stehn, wenn es mit *aruša* (weiß) identisch ist. In der Sprache des Awesta findet sich die Epenthese des *i* und *u*, nicht so im Persischen: Die Mederin Amytis heißt beim Synkellos Ἀμυῖτη, wahrscheinlich für **amūti*-š (verwandt mit *amujamna* B. 147); die bosporianischen Namen *Pairisades* (nach P. Kretschmer 'περι-κλύμενος') und *Pairisalos* enthalten med. *pāri*, pers. *parij*; Marquart sieht auch im Namen *Sauromatae*, das er mit med. *Sairima* zusammenstellt (*t* ist Pluralzeichen) Epenthese des *u*. Das *e* in *Artembares* (ein Meder) ist awestisch, gemeiniranisch wäre *a*. Das *o* steht für arisch *a* in *mogu*, pers. *magu* "Magier"; daher haben die Nachbarn der Meder, die Armenier, die medische Aussprache *mog*, und auch das np. *mug*, *mog* ist nicht das persische, sondern das medische Wort ²⁾. Die Verbindung *sp* findet sich in med. πῤῥκα ('Hund', Herod. 1, 110, im Awesta nur als Adjektiv belegt), das entsprechende pers. Wort ist *sag*; alle medischen Mundarten haben noch heute das *sp* (*šb*): Jākūt 3, 41, 17 erwähnt beide Ausdrücke *sag* und *isbāh* gelegentlich einer Erklärung der Namen Sagestān und Ispahan; tālisch *sipū*, natanz. (noch südlich von Kāšān, nach Shukowski) *ispē*, semnan. *esbeh*, auch afghan. *spai*; die Einführung einer medischen oder sauromatischen Hundeart brachte das awestisch-medische Wort *sobaka* ins Russische ³⁾. Die Verbindung *gd* (*gō*) statt gemeiniranischem *ht* (ar. *kt*) ist awestisch und skythisch-sauromatisch: *hağōaṇha* ("Sättigung") ⁴⁾, *duğōa* ("Tochter"), *aogēdā* ("sprach", gath. neben *aohta*), daher auch in medischen Namen: *Agdabates* (Hagdabates?) skyth. *Arđ-agdakos*, u. aa. ⁵⁾. Der pers. Name *Bardiya* (Smerdis) heißt mit medischer Aussprache *Barziya* (in der babyl. Übersetzung der Dareios-Inschrift), im Awesta *berezi*, *berezañt*, np. *bālā* (*āl* aus *ard*, med. *arz*), B. 960; ebenso *Artawardiya*, babyl. und med. *Artawarziya*.

Die zoroastrische Religion ist nicht in Ostiran entstanden, wo gar kein Anlaß war, die arische Götterlehre umzugestalten. Ein solches Ereignis tritt nur bei der Berührung mit einer fremden Religion und Bildung ein, und die Meder waren es, denen eine alte Kultur entgegentrat, als sie Niniveh erobert hatten. Selbst den Persern hat erst Kyros die medische Bildung gebracht und mit ihr die Religion, die Phraortes (d. i. der Bekenner) zur Staatsreligion erhoben hat. Die Bildwerke von Pasargadae und Persepolis und zahlreiche Siegelsteine mit hieratischen Darstellungen bezeugen, daß mit der Kunst auch religiöse Gedanken in Iran eingedrungen

1) S. P. Horn, der diese Benennung, welche auch Darmesteter Zend-Avesta (Sacred books IV) S. XLVI verwendet, als selbstverständlich anzunehmen scheint, Grundr. d. iran. Phil. 1, 2, 18. 91; auch Foy gebraucht die Bezeichnung medisch-ostiranisch, Zeitschr. vgl. Spr. 37, 490.

2) Marquart Erānsahr. Berlin 1901, S. 162.

3) Vgl. P. Horn a. a. O.

4) Die Erklärung dieses schwierigen Wortes B. 1743 befriedigt nicht.

5) ZDMG. 47, 690; s. auch Horn Grundr. 1, 2, 70.

sind, und zwar schon zur Zeit der Meder, denn schon Dējokes hat seinen Hof in Agbatana nach assyrischem Muster eingerichtet und seine Burgmauern mit den Farben der Planeten nach babylonischem Vorbild geschmückt¹⁾).

Da der Ausdruck 'medisch' für die Sprache des Awestā bereits in Anspruch genommen ist, so hatte der Lexikograph wenigstens in einer Anmerkung die Gründe anzugeben, warum er ihn nicht statt seines j. und g. verwendet hat. Das erste ist mindestens sonderbar und hat höchstens den Vorzug der Raumersparung; das g. = gāthisch mag (wie 'wedisch' innerhalb des Altindischen) für das vorliegende Werk, nicht aber für die Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft geeignet sein; g. könnte mit gotisch, gälisch, gallisch verwechselt werden und erst in Verbindung mit medisch (med. oder allenfalls m. g.) deutlich werden; denn auch die sonstigen Sprachen werden völkisch benannt; awestisch ist deshalb unpassend, weil es gewiß auch profane medische Inschriften gegeben hat, und noch Namen medischer Fürsten und Feldherrn erhalten sind, wie ja auch die biblische Sprache des A. T. ebräisch heißt nach dem Volk, welches sie auch außerhalb des Tempels gesprochen hat; Jesus hat aramäisch gesprochen, aber seine Worte sind biblisch. Man konnte jede Bezeichnung der awest. Sprache fortlassen und nur durch ein g. anzeigen, daß ein gāthisches, durch p., daß ein altpers. Wort folge. Die Gründe für den Gebrauch von 'medisch' sind vom Unterzeichneten schon mehrfach erörtert worden²⁾, sie scheinen indessen weder einer Widerlegung noch einer Annahme gewürdigt worden zu sein, und doch verlangt die Gerechtigkeit, daß man einem Volke, das die Gründung eines Jahrhunderte lang weltbeherrschenden Reiches inauguriert hat, durch die Verbindung seines Namens mit einer weltgeschichtlichen Tat die gebührende Ehre erweise.

An diese allgemeinen Betrachtungen, zu denen das hochbedeutende Werk Veranlassung gab, möge sich eine Reihe von Worterklärungen schließen, die von den im Wtb. gegebenen abweichen. Es sei nochmals auf die berühmten Sätze der Dareiosinschrift (Beh. 1, 66 ff.) hingewiesen, welche durch das Wtb. und schon vorher durch die sehr gründlichen Untersuchungen von Foy (ZDMG. 54, 1900, 341 ff.) neues Licht empfangen haben.

Der König zählt hier nicht beliebige Übeltaten des Usurpators auf, sondern sagt in wohlgeordneten Sätzen: 1) ich habe die meiner Dynastie entrissene Herrschaft ihr zurückgegeben, 2) ich habe den freiern persischen Gottesdienst gegenüber der starren Orthodoxie der Magier verteidigt, 3) ich habe in politischer Hinsicht die aristokratische Verfassung, welche der Magier durch die Entziehung des Rechtes, in der Versammlung auf dem Freimarkt Staatsangelegenheiten zu beraten, beseitigt hatte, hergestellt, 4) in gesellschaftlicher Beziehung hab' ich die Konfiskationen von Land-

1) Herod. 1, 98; vgl. Preuß. Jahrb. 88 (1897) 235. Scheftelowitz ZDMG. 57, 168. 171. Spiegel das. 745.

2) Preuß. Jahrbücher 88 (1897) 59, 3 v. u. 255. 257 (hier Z. 18 zu lesen: gegründet und, Z. 19 Kai Pischin). Grundriß d. iran. Phil. 2, 402 (hier ist zu berichtigen, daß Arran nicht Ariana, sondern Albanien ist, s. Marquart Erānschahr 10⁴. 116. 118³) und 403. Berliner philol. Wochenschrift 29. Nov. 1902, S. 1491. Archiv f. Religionswiss. hrsg. v. Th. Achelis VI, 1903, S. 252.

gütern des Adels, Wohnplätzen und Häusern rückgängig gemacht, 5) in Summa: ich habe das Reich und seine Provinzen geordnet und unter die Herrschaft meines Hauses zurückgebracht.

In diesen Sätzen, in denen man deutlich die 4 Stände der Priester, Krieger, Landbauern und Gewerbtreibenden, welche J. 19, 17 aufgezählt sind (s. B. 908), angedeutet findet, handelt es sich besonders um das Wort *abākariš* (nicht *abi-kariš*, wie Foy nach der susischen Übersetzung lesen zu müssen glaubt und auch Bartholomae 89 gibt), das 'Weideplatz' bedeuten soll. Die susische Übersetzung ist nur in der zweiten Worthälfte deutlich, deren Bedeutung 'das Gehen' Oppert¹⁾ mit 'zugunsten' (des Volkes) interpretiert hat, indem er offenbar an skr. *abhikara*, 'Diener', dachte. In der babyl. Übersetzung ist das Wort zerstört, die susische Silbe *-taš* übersetzt aber das pers. *kariš* 'das Gehen', woraus indessen noch lange nicht der Begriff 'Trift' zu entstehen braucht. Auch dürfte man von Weideplätzen kaum sagen können, daß sie der Magier konfisziert habe, wie die adlichen Güter, auf denen der Dihkân saß, der seine Gefolgschaft zum Heer des Königs stellte. Zudem ist wahrscheinlich, daß *karakjā* eng zu *abākariš* gehört, denn es ist im engeren Sinne der militärische Adel mit dem Volk in Waffen, der in Persien neben dem König regierte, die höchsten Stellen bekleidete und dem Usurpator gefährlich werden konnte, wenn er auf dem *abākariš* oder der vor den βασιλεα befindlichen ἐλευθέρα ἀγορά²⁾ sich zu dessen Sturz verschwor. Der griechische Ausdruck ist die Übersetzung des np. *bāzār*³⁾, welches bei Firdusi (ed. Vullers 47, 250) noch den am Königspalast liegenden Versammlungsplatz des Volkes, später auch den Handelsmarkt bezeichnet, wo die Menge der Käufer und Straßengänger einherwandelt (*karatij*). Es gibt weder im Iranischen noch im Indischen ein Wort *abā* oder *abhā*, welches mit *kar* zusammengesetzt werden könnte, und wenn man *bāzār* in die altiranische Form zurückbilden wollte, so würde man phl. *wākār* (daraus armen. *wačar*) mit dem *w*, welches für das behauchte *b* oder *ḅ* des Altpersischen zwischen Sonanten eintritt⁴⁾, und altp. *abākariš* ansetzen, was fast identisch ist mit skr. *sabhākard*. Die Dehnung des *ā* der zweiten Silbe fand infolge veränderter Betonung statt, wie u. a. in *gōšwāreh* med. *gaošāware*, *kuḍām*, skr. *katamā*, *kadār* schon med. *katūra* neben *kataras-kī*, s. Horn Grundr. I, 2, 22. 23. Johansson (IF. 2, 5) hat die Zusammenstellung als nach den Sprachgesetzen richtig anerkannt. Das vor *a* anzunehmende *h* von **habā*, skr. *sabhā*, im Weda die Versammlung der Könige und des Adels⁵⁾, ist nicht geschrieben, findet sich aber in dem medischen Namen *Habāspa*, wie B. 1767 nach Vorgang des Handbuchs der Zendsprache 320b und des iranischen Namenbuchs S. 486 anerkennt. Das altp. *h* wird mehrfach durch das Aleph, d. h. den Spiritus lenis, ersetzt, wie in dem bekannten *p̄atij* für *p̄ahatij*, med. *sañhatti*, neben *ap̄aha*; *aḥmahj*, wir sind, für *hmahj*, wed. *smāsi*; *Wiwaana*, statt *Wiwaḥana*, med. *Wīwanhana*, *aḥmāḥam*, unser,

1) La langue des Mèdes 119. Records of the Past 7, 91.

2) Xenophon Kyrop. I, 2, 3. Brisson. de reg. Pers. princ. II, c. 76. 77.

3) Zuerst von Darmesteter, Mém. Soc. de ling. 5, 72. Études iran. 1, 111. 2, 129 bemerkt.

4) S. Horn Grundriß I. 2, 49, Nr. 3.

5) Alfr. Ludwig Der Rigweda 3, 253.

für *ahmāḥam* skr. *asmākam*; wahrscheinlich auch *Frāhada*, *Arśahadā*. Hier steht das Aleph wie das arab. Hamzah, und auch griech. schreibt man *πρῶδος* ohne den Hauch vor *ε* anzudeuten. Im Neupersischen ist der Eintritt von *a* für *ha* sehr häufig, wie in den zahlreichen Verba mit dem Präverb *ham*, welches meist *an* ist¹⁾; schon im Pahlawi, welches *han* und *an* in der Schrift nicht unterscheidet, ist u. a. *andarē* (Lehre, Rat, vgl. skr. *san-tarḡanā* Drohung) ohne *h* zu sprechen, wie das syr. *andarz-bedh* Lehrer (der Magier²⁾ und das arm. *mogats anderdzapet*³⁾ zeigen; ferner in *and* neben *hand*, altp. *hātij* u. dgl.⁴⁾ Das sicherste Beispiel für altp. Aphaerese des *h* ist der medische Name (*H*)*apijā-baušna* d. i. 'wahrhaftige Erlösung habend', ein ächter Magiername, bei B. 323 wenig überzeugend, richtig vom Unterz. ZDMG. 51, 248 erklärt; (*h*)*apijā* hat gedehnten Auslaut wie med. *hašpā-warez*, wahr machend, und ist die medische Form des altp. *haši-ja*⁵⁾; dieses könnte auch 'freundlich, aufrichtig, redlich' (im Gegensatz zu 'lügnerisch') bedeuten und aus **hašja* (zu *hašai* 'Freund', dat. *hašē*) entwickelt⁶⁾ sein, sodaß es dem griech. *σκιος* und lat. *socius* entspräche. Ein anderes Beispiel hat B. 1765 selbst in (*h*)*xarijāja* 'bezeigt Ehrfurcht', das er sonderbarer Weise, wahrscheinlich um der Annahme eines ungeschriebenen *h* nicht Raum zu geben, *āparijāja* transkribiert, während es offenbar der auch im Susischen *a* und *ha* bezeichnende Buchstabe ist. Sehr oft schwankt die Aussprache *ha* und *a*, besonders im Munde von Nichtpersern, welche den dünnen Hauch leicht überhört haben, lyk. *Arppago*, *Harpagos*, arm. *Amazasp* und *Hamazasp*, griech. Ἀχαμένης, *Hašāmaniš*, griech. Ἀρτικός, arm. *Artikis*, assyr. *Hardukka*. Es ist dieselbe unbestimmte Artikulation wie im Griechischen, wo ἄ-δρυς (*āma-dryc*) und ἄ-δελφός denselben Anlaut (skr. *sa*, iran. *ha*) mit und ohne Hauch zeigen. So ist auch wohl der Name des Gebirges, wo Gaumāta sich erhob (Beh. 1, 37) und durch welches ein Felsenpaß mit ungeheuern Schluchten in die Ebene von Pasargadae und das Tal des Medus oder Pulwar führt⁷⁾, und welches im Bundahischn *Was-* (uzw. *Kebad-*) *šikuft* (schluchtenreich) genannt zu werden scheint, (*H*)*ara-kadriš* (bab. *Arakatri* (A-ra-ka-at-ri-) sus. 'Arakkatarriš) zu sprechen: 'die Bergschlucht' (vgl. skr. *kandari*), von med. *hara* 'Berg', welches in der neueren Wortform *Arburz* oder *Alburz* (*hara-berezati* und *harati barez*) ebenfalls *h* abgestoßen hat. Daß auch die babyl. Übersetzung nicht *Hara* hat, zeigt daß das nicht geschriebene pers. *h* nicht mehr als ein Spiritus lenis gewesen ist. In der Inschrift Tiglatpilesers II (Tafel von Nimrud L. 29) findet sich *Araḫuttu* geschrieben, welches wenigstens lautlich das altp. *Hara(h)woti* 'Arachosia' sein kann, obwohl in der Dareiosinschrift bab. *Aruḫatti* geschrieben ist (Edwin Norris Assy. Dict. 1, 51. 53); hier ist das erste Wort nicht *hara* Berg, sondern *harah* 'Wasser', skr. *śdras(watī)*. Die Erklärung

1) Vullers Supplem. Lex. pers. lat. S. 19.

2) Nöldeke Gött. Gel. Anz. 1880, 876.

3) Faustos Byz. ed. K. Patkanean 4, c. 47, S. 134, 5.

4) Horn Grundriß 1, 2, 96.

5) Ἀχιδότας von *hašija*, nicht von *apri*, Ir. Namenb. 43.

6) Ascoli Saggi greci 424. Brugmann 1, 72. 2, 117.

7) Ker Porter Travels 1, 483. Astyages zog durch einen Engpaß über zerrissene Felsen nach Pasargadae, Nikol. Damasc. in C. Müllers Fragmenta histor. graec. 3, 405, § 66.

des Gebirgsnamens als 'Burgberg', von *ark* und skr. *ādrī* 'Berg' ist deshalb sehr unwahrscheinlich, weil dieses Wort nach eigentümlich indischer Anschauung gebildet ist¹⁾, und *ark*, np. *arg*, d. i. lat. *arx*, erst in römischer Zeit im Gefolge der Kriegsläufe in den Orient gelangt ist; zuerst taucht das Wort auf in der hybriden Zusammensetzung ἀργαπέτης 'Burgherr, Befehlshaber der Zitadelle einer Festung' einer palmyrenischen Inschrift; dies muß ein sasanisches oder parthisches Wort sein, keinesfalls schon achämenisch²⁾. Das arm. *argel-kē* 'Verhinderung, Verbot' mag zwar mit *arceo* verwandt sein, aber ein *arg* gibt es nicht, welches etwa einem altp. *ark-* entsprechen könnte. Pasargada wird mit altp. *Pišījā-(h)wōāda* bezeichnet, wie bereits Oppert³⁾ bemerkt hat; keinesfalls ist aber die griech. Benennung auch lautlich dieselbe wie die einheimische. Der zweite Teil dieses Namens bedeutet 'Wohnort' und findet sich als Name eines Ortes *Chōddā* südöstlich von Karmana (Ptolemaios); es entspricht genau dem griech. ἡθός 'Wohnsitz, Wohlbefinden', das nahezu identisch ist mit ἔθός und skr. *swādṛhā* 'Heimat'; bekannt ist, daß Anaximenes (3. Jahrh. vor Chr.) Παργάδαι durch Perserlager erklärt hat (Stephan. Byz. u. d. W.), was kaum richtig sein kann; *gada* scheint von *hwāda* verschieden. Die Stadt war von Kyros erbaut und nach dem Namen seines Stammes benannt. Der erste Teil *pišīja* ist mit np. *pēšah* 'Kunst, Handwerk' verwandt und vom Aoriststamm *piš* der Wurzel *piš*, skr. *piś* abgeleitet, deren *š* durch *h* verstärkt ist in *frapīṣṭa* (B. 817); die einfache Wurzel erscheint in med. *paṣsa* 'Schmuck'. Da aber von demselben Aoriststamm auch das Präter. *nījapišam* 'ich schrieb' kommt, so dürfen wir vermuten, daß der Name 'Ort der Schriften', d. h. Ort, wo sich das Archiv und gemäß zahlreichen Nachrichten späterer Schriftsteller auch die Bücherei der Priester oder Magier mit dem Awestā befand⁴⁾, welche das Schriftenschloß, *Diz-i napišt* hieß.

Neben (*h*)*abākariš* ist bisher nicht einleuchtend erklärt *wīṣbiš(k)ā*, Beh. 1, 65, dessen Lesung durch Jackson (the great Behistan rock 85) mit Lebensgefahr festgestellt ist; das zerstörte *k* ist durch die susische Übersetzung gesichert. Foy hat richtig erkannt, daß das Wort wie die drei vorhergehenden akkusativisch zu konstruieren sei; er hat mit großem Scharfsinn ein Kompositum *wīṣ-abiša(kas)-kā* 'die Gutsleute' gebildet, dessen Silbe *kaš* vergessen worden sei wegen der Wiederholung des *š* und *k*; skr. *abhiśāk* bedeutet 'folgend, anhänglich'. Indessen dürfte das Verbum *adīnā* 'er stahl, konfiszierte' für dieses Objekt nicht passen, und die Annahme eines Fehlers des Steinmetzen ist ein verzweifelter Ausweg. Vielmehr steht der Instrumental *wīṣbiš* (skr. *wiḍbbhiṣ*) für den Akkusativ und ist ein Instrum. partitivus, der dem Genit. partit. parallel geht, wie einige

1) S. Johansson IF. 3, 235.

2) S. Levy ZDMG. 18, 90. Nöldeke das. 24, 107. Tabaris Gesch. d. Perser v. Nöldeke 5. 111. Tabari 1, 815, 1 (ar. *argabād*).

3) La langue des Médes 110. Piš-, nicht Paiš-, ist richtig nach der babyl. und sus. Wiedergabe. Die Erklärung von *pišīja* als 'Quelle' (Oppert Records of the Past 7, 1873, 89) beruht auf einem Irrtum, da das angebliche pers. *fīšeh* bei Castellus nicht Quelle, sondern Haupt bedeutet und auch das Haupt (Quelle) eines Flusses, caput torrentis, bezeichnen kann, und außerdem arabisch ist: *faiṣat* bei Lane S. 2471 a.

4) Dinkart ed. Peshotan D. B. Sanjana 9 (Bombay 1900), 456, 7. 571, 12. 577, § 15. Tabari 1, 676, 5 u. oft.

Beispiele zeigen: altp. 14 *rauḱabiš jakatā* 'an (von) Tagen (des Monats Wijaḥna) gingen 14 vorbei', d. h., 'am 14. Wijaḥna', B. 1, 38, wie man mundartlich sagt 'Tagener 14 vergingen'; med. *dadūšbiš raokēbiš* 'schöpferische Lichter (möchten wir sehen)' J. 58, 6 (Barth. 1490); *azdiḱbiš* 'Knochen' (in unbestimmter Zahl, franz. *des os*); genetiv.: *astanām ahmarštanām garemānām wā ḫwarəpanām dadāti* 'er gibt unzerkleinerte Knochen oder heiße Speisen' (*il lui donne des mets*) Wend. 15, 3. Es wären demnach die drei Wörter der Inschrift 1, 65 zu übersetzen: 'Gehöfte' (med. *gaḫpa* Wend. 13, 10. 18, 45) 'Hauskomplexe' (*mānija* von *māna* 'Haus', np. *mān*¹⁾), wie *nāwija* 'Flottille', von **nāu*, also 'Plätze, wo etwa Gewerbetreibende oder Händler, Repräsentanten der bürgerlichen Untertanen, wohnen') und '(einzelne) Häuser' (*wiṣ* ist in der Inschrift des Dareiospalastes die Bezeichnung dieses Gebäudes, nicht des ganzen Schlosses oder der Burg²⁾ von Persepolis, welche in der susischen Bauurkunde an der südlichen Mauer (*hal-warraš*, d. i. pers. *dida*, np. *diz*, heißt).

Das Wort *wiṣ* unterscheidet sich durch sein *ṣ* von dem med. *wīs* und darf nicht mit *wisa* 'all', einer einfachen Form von *wispa*, verwechselt werden, wie mit Bartholomäus Übersetzung des *wiṣbiš-ka* durch 'und überhaupt' (Grundriß 1, 226, § 404) oder 'alles was' (der Magier entwendet hatte, B. 1458, 2) geschieht; denn beide Wörter, *wisam* 'alles' und *wiṣam* 'den Stamm, die Tribus' stehen in der Inschrift NR^a Z. 49 und 53 dicht hintereinander in ganz sicherer Bedeutung, und es ist nicht anzunehmen, daß die sonst im Altpersischen nicht nachweisbare Vertauschung von *s* und *ṣ* einzig bei diesen Wörtern stattgefunden habe. Die Instrumentalform *wiṣbiš* in der angeblichen Bedeutung 'all' kann nun weiterhin nicht eine Nebenform *wiṣaibiš* in der Verbindung *hada wiṣaibiš bagaibiš* haben, und es können diese Wörter nicht heißen 'mit allen Göttern' (NR. 22. 24), sondern es ist zu sprechen *hada wiṣibiš*³⁾ *bagaiš* und zu übersetzen 'mit dem vom Stamm verehrten Göttern', indem *wiṣi-biš* von **wiṣin* (𐎱𐎠𐎼𐎿) kommt, welches von *wiṣ* gebildet ist wie *mjazdin*, *parenin*, *sraošin* von *mjazda*, *parena*, *sraoša*. Schon Spiegel hat diese richtige Auffassung und hat auch erklärt, weshalb die babylonische und susische Übersetzung 'mit allen Göttern' haben: in den großen, von despotischen Alleinherrschern regierten Reichen von Babel und Susa wurden zwar viel aus alten Stadtgöttern entstandene Götter mit Einem höchsten an der Spitze verehrt, aber nicht Stammgötter, die nur bei einem Volke, welches wie die Altperser nach Stämmen gegliedert war, denkbar sind. Dem Dareios, der viel von seinem Stamm und Familie (*wiṣ* und *taumā*) spricht, lag es nahe, die Götter seines Hauses zu nennen, sein Sohn Xerxes spricht nur von den Bagas (göttlichen Wesen neben dem großen Gott Ahuramazdā); die Griechen nennen die persischen θεοὶ βασιλῆται (Herod. 3, 65. 5, 106) und die πατρώιοι θεοὶ (Plutarch, de Fort. Alex. 1, 2)⁴⁾.

Eine Anzahl von Namen von Menschen, Tieren, sowie Benennungen von Gegenständen u. dgl. gibt Anlaß zu Bemerkungen. Es seien nur

1) *Mān* bei Vullers mit einem Vers Asadīs belegt. In der Bedeutung 'Gerät, fahrende Habe' ist *mān* aramäisch, Nöldeke Pers. Studien 2, 40.

2) Wie B. 1456 hat.

3) Das Wort ist zwar an beiden Stellen verstümmelt (*wiṣ*)*ib*(*i*)*š* und (*wi*)*ṣ*(*ib*)*i**š*, kann aber mit Sicherheit hergestellt werden.

4) Vgl. Brissou 2, 12. Rapp, ZDMG. 19, 67.

solche kurz erwähnt, welche in sprachlicher oder sachlicher Hinsicht von erheblichem Interesse sind.

Der Name des *Praetaona* ist, seit Roth¹⁾ ihn mit dem wēdischen *Trāitand* zusammengestellt hat, oft erwähnt worden. B. 800 führt den wedischen Namen zur Vergleichung an und bezeichnet Justi's Erklärung als 'schwerlich richtig'. In Wahrheit ist *Trāitand* gänzlich verschieden von dem Namen des iranischen Helden²⁾, der wegen seiner Haupttat, der Erlegung des Drachen (*aži*), neben den wedischen Indra, der den Ahi tötete, gestellt werden muß, während *Trāitana* an der einzigen Stelle, wo er genannt wird (Rigw. 1, 158, 5) eine menschliche Persönlichkeit, nach *Sājana* ein *Dāsa* ist. Der wedische *Trīdā* hängt mit ihm nicht zusammen, sondern ist ein Gott aus der Götterordnung *Āptjā*. In der iranischen Sage ist *Prita* ein Vorfahr des Rustam, also nur ein Namensvetter des *Trīdā*. In den alten Religionen wird viel mit heiligen Zahlen gespielt, und dem indischen *Trita* hat man später einen *Ekata* und *Dwita* zugesellt, wie der iranischen *Pritak* eine *Bitak* zur Mutter gegeben ward. Der Name *Prita*, der dritte, rührt wohl von dem häufigen Zug der Sage her, daß der dritte Bruder das Glückskind ist, wie auch *Praetaona* selbst der jüngste unter drei Brüdern war, dem die ältern nachstellen (Fird. 49, 279)³⁾. Die Zahl der indischen Götter ist 33, und 33 'Herren der Reinheit' werden J. 1 genannt⁴⁾, wie auch die 'Priester der arischen Religionen nach Namen, Rang und Zahl geteilt sind und Gilden oder Konvente bilden, die ind. *widātha* heißen⁵⁾; *stutō widāthe* ist ein Gott, der in einer solchen gepriesen wird. Dies erinnert an die Worte des Gātha-Verses J. 28, 9 *dasemē stūtām*, die B. 1238 übersetzt 'Lobgesänge darzubringen', eigentl. 'in Darbringung von Lobgesängen'. Diese Interpretation der schwierigen Stelle ist gegen die Überlieferung, indem diese *stūt* hier nicht wie sonst durch *stājišn*, 'Lob', sondern durch *stājidārān*, Neriōsengh: *stōtṛbḥja*:, 'Lobsänger', wiedergibt. Daher hat Mills⁶⁾ 'im zehnfachen Chor der Lobsänger' übersetzt, möchte jedoch, da die Pahl.-Übers. für *dasemē* 'er gibt' (unrichtig) übersetzt, 'in der (gesungenen) Darbringung (im Liedopfer) eurer Lobsänger' vorziehen. Das Wort kann nicht von *daβ*, 'geben', kommen, es würde *daβma* heißen. Vielleicht ist nach der sehr undeutlichen Erklärung der Pahl.-Übers. von J. 11, 9, wo der Vers zitiert wird, der Sinn: 'die wir uns angestrengt haben in der Zehnschaft der Lobsänger', d. h. wir wünschen, daß unser Lohn so groß sein möge, als ob 10 Sänger ihre Stimme erhoben hätten, als ob es ein Chor von 10 Sängern wäre. Vielleicht gibt auch der ind. Ausdruck *śrōtrījā daśapuruṣam*, 'Schriftgelehrte seit 10 Generationen', einen Anhalt für die Auffassung des Verses. Das Wort *dasma* 'Darbringung' (ohne das *e* von *dasema*, skr. *daśamā*) findet sich wirklich in dem Namen *Parōdasma* B. 859.

Auch die Zusammenstellung von skr. *āptjā*, des Beiworts *Trita*'s, und med. *āpwija*, des Namens von *Praetaona*'s Vater, muß trotz der Ähn-

1) ZDMG. 2, 216.

2) Wie Alfr. Ludwig (der Rigweda 4, 44) bereits 1881 gesagt hat.

3) So die Pahl.-Übers. von J. 9, 30; s. Manekji B. Davar, The pahlavi version of Yasna IX. Leipz. 1904, S. 37; vgl. Benfey Pantschat. 2. 283.

4) Worüber Spiegel, Awesta übersetzt 2, 40.

5) Geldner, ZDMG. 52, 751. 758.

6) A study of the Gathas S. 15.

lichkeit, und trotzdem neben dem richtigen np. *ābīn*, phl. *āsfiān* (s steht für *ḥ*), ar. *āthfiān* (im Fihrist S. 12), das umgestellte *ābtīn* sich findet, das ohne Belang ist, weil die Lautfolge durch das medische Wort feststeht, verworfen werden, denn wenn auch die Ableitung des indischen Wortes von *ap* 'Wasser' (wonach man den Charakter als Wasserwesen für Trita und Trātāna angenommen hat) möglich ist — man könnte das Wort auch an *āpti* 'Erreichung, Gewinnung' anschließen, wie *gātjā* (γῆτιος) an *gāti* —, so ist das nicht der Fall bei *āpvija*, welches nur von einem Stamm **āpu* abgeleitet sein kann, wie *rapvija* von *ratu*, *wāpvija* von *wāpva*. Jenes **āpu* kann sachlich nicht von *āp* 'verderben' kommen (B. 322), sondern ist zur germanischen Wurzel *ap̥*, ablaut. *ōp̥*, idg. *āt* zu stellen, wovon mit *l*-Affix ahd. *adal* 'Geschlecht' und got. *haim-ōþli* (ἄγρός), ahd. *uodal* (Erbgut), ags. *ēdel*, an. *ōðal* abstammt, ja neben den Namen *Uodal-rīch*, *Adal-ger* und zahlreichen mit *Adal* zusammengesetzten Namen findet sich *Āpu-ger*, *Adager*, *Adiger*¹⁾. Praētaona wäre der vom Adligen, *Āpvija* stammende, eine geeignete Benennung, weil nach der Unterbrechung der legitimen Herrschaft durch die Regierung des *Āzi dahāka* (nach der rationalistischen, nationalen Auffassung der Repräsentant der assyrisch-babylonischen, später mit Zügen der arabischen Eroberer ausgemalten Herrschaft) die Tadellosigkeit der für die Königswürde erforderlichen adlichen Abkunft des neuen Herrschers von besonderer Wichtigkeit war. So heißt Praētaona 'der Sohn des āthvjanischen Hauses, des erlauchten Hauses' (J. 9, 7. Jt. 5, 33). *Āpvija* war ein Sohn des Jima und der Vater des Praētaona, jedoch hat die spätere Genealogie der Magier²⁾ das Geschlecht in zehn Generationen, alle *Āpvijāni* genannt, zerlegt, an deren Ende erst der Held geboren ward, für dessen neuen Vater aus *pourugāw* (Jt. 23, 4 'viel Kühe habend') der Name *Pōrgāw* entnommen ward, nach welchem die bis zu *Āpvija* zurückreichenden neuen Vorfahren Namen mit *gāw* (Kuh) bekamen. Firdusi 41, 130 gibt dem *Ābtīn* (*Ābīn*), Vater des Ferīdūn (älter: Frētōn) eine Gattin *Ferānek*, die in dem erweiterten Stammbaum dem letzten *Āpvijān* Pourugaw zufällt. Es ist nicht unmöglich, daß die mit *Gāw* (Kuh) zusammengesetzten Namen der Generationen ursprünglich Namen von Frauen waren, denen *Āpvija* nach und nach Kinder erweckte, wie diese Ausgeburts einer fanatischen Legitimitätsvorstellung gelegentlich der Abkunft des Manuskipra, der erst nach einer Reihe von weiblichen Generationen zuletzt als Sohn seines Urahnen Praētaona zur Welt kam, sich wiederholt³⁾. Diese mit der Verwandtenheirat in Zusammenhang stehenden Spekulationen der Genealogen über adliche Abkunft und über die Legitimität, das Chwarēno des Königs, worüber außer der 19. Jascht auch eine Stelle des großen Bundahišn⁴⁾ handelt, zu welcher wiederum eine Parallele bildet das metrische Stück bei Mose von Choren (1, 31) über Wahagn WišapaKaš, Werethraghna den Drachentöter, geben die Berechtigung, in dem Namen *Āpvija* einen Ausdruck für die schon sehr frühen aristokratischen Anschauungen der Perser zu erblicken.

Verwandt mit *Āpvija* könnte *Āpviju* sein, welches B. 308 mit Geldner *āipvjaoš* (Genet.) mit Wṛddhi liest. Das Stammwort dürfte im Iranischen

1) Förstemann Altd. Namenbuch² 155; s. Schrader Reallex. 815.

2) Iran. Namenb. 390.

3) S. Iran. Namenb., Vorwort XVI, Z. 36.

4) West Sacred books of the East 5, 138.

schwer zu finden sein. Vielleicht könnte man an das got. *aiþ* 'Eid', ir. *oeth* ¹⁾ und an skyth. *Arđaglakos* ²⁾ denken.

Praptaona gehört zu den Namen, deren erster Teil die Gunaform zeigt, die der skr. Wjddhi entspricht; sie tritt ein, wenn das neue Affix *a* sich anschließt, wie in *Haosrawan̄ha*, skr. *sāuśrawasā*, *Haomanan̄ha*, skr. *sāumanasā*. In unserm Namen hat der zweite Teil bereits ein *a*; denn dieser ist **taona* 'Stärke', welches wahrscheinlich auch in *Pitaona* (B. 905) vorliegt, gebildet von *tu* 'stark sein', wie *gaona*, *jaona*, sodaß der Name bedeutet 'dreifache Stärke habend', 'der dreimal oder sehr starke', wie *τρι-βάρβαρος*, *τρι-πάλαιος*, *τρις-μακάρ*, lat. *tri-fur*, skr. *tri-bhadra* (n., concubitus). Die Stärke scheint sich außer auf die Überwindung des Drachen auch auf *Praptaonas* Zauberkraft und Heilkraft zu beziehen, da er als eine Art Asklepios gilt, wie u. a. aus einigen Besprechungen hervorgeht, worin seine Kraft, Stärke und Glanz angerufen wird ³⁾.

Der Name *Gobryas*, altp. *Gaubaruwa* (B. 482) ist dunkel, B. gibt keine Etymologie. Foy (ZDMG. 54, 360) läßt mit Recht den Vergleich mit *βουφορβός* nicht gelten; aber 'Stierbrauen habend' nennt man kein Kind, auch hat das Rind weder Brauen noch Tränen (B. 130, 14). Die Bemerkung Foy's, daß in zusammengesetzten Namen eines der beiden Wörter bedeutungslos sein könne, da die Namen aus den Bestandteilen anderer Namen der Familie willkürlich komponiert werden (wie bereits im Iran. Namenb. S. VIII bemerkt ist), trifft für das Germanische zu, wie man aus den Stammbäumen alter Geschlechter erkennt, weniger für das Iranische, und selten entspringt zudem ein sinnloser Name, weil die Namensgebung eine wichtige und ominöse Handlung war. Ein Beiname wie der arab. *du 'l-haǧīb* ('der mit den Brauen, dessen starke Brauen die Augen beschatten') ⁴⁾, ist für ein Kind undenkbar. Im Griechischen gibt es außer *εὐφορβος* keine Zusammensetzung oder Namen, dessen zweites Wort *δφρὺς* bildete. Das *a* ist nicht anaptyktisch, sondern gehört zum Stamm, wie nicht nur die babyl. und susische Umschrift *ku-bar-ra* und *kauparma* zeigt, sondern auch der Name des Feldherrn des Kyros, *Ug-bara*, in der babyl. Kyrosinschrift. Damit gewinnen wir ein altp. *baruwa*, welches wie med. *aurwa*, *haurwa* 'schützend', *taurwa* gebildet ist, und 'tragend, besitzend' bedeutet, nahe verwandt mit skr. *bhari* 'Herr' und *φορεός*, sodaß der Name bedeutet 'Rinder (Kühe) besitzend, reich an Herden' (*Βούκολος*).

Der Name *Ḥšajāršā* (B. 550), dessen Aussprache den Fremden so viel Schwierigkeit machte, daß er von den Ägyptern *Ḥšiarša*, den Babyloniern *Ḥšī'arša*, von den Armeniern *Šavarš*, von den Griechen *Xerxes*, den Römern *Xersēs* ⁵⁾, von den Juden *Achaschveroš* geschrieben ward, findet sich auf einem Siegel, welches Menant Recherches sur la glyptique orientale, Paris 1886, S. 172 zuerst veröffentlicht hat, und welches vom Unterz. in den Göttinger Anzeigen 1882, 495 diesem Achämeniden zugeschrieben worden ist. Die Worte Bartholomae's zeigen, daß er die Attribution ablehnt, denn als wirkliche Lesung der Legende führt er S. 532 *Ḥaršadašjā* an, ohne natürlich einen solchen Unnamen erklären zu können.

1) S. Osthoff Bezenbergers Beitr. 24, 207.

2) Iran. Namenbuch 21.

3) Kawasji Ed. Kanga The Cama Memorial Volume 144.

4) Iran. Namenb. 374, Nr. 7.

5) Vgl. Kretschmer, Z. f. vgl. Spr. 37, 143.

Wer mit einigem archäologischen Verständnis die Abbildung des Siegels betrachtet, wird zwar von der künstlerischen Leistung des babylonischen Graveurs (der den Künstlern der altbabylonischen Siegelsteine von Ur nicht das Wasser reicht) nicht sehr erbaut sein, doch erscheint die Arbeit nicht geringer als andere Königssiegel der Perserzeit, wie der Unterz. sich aus einem Abdruck überzeugen konnte. Der König, von babylonischen religiösen Emblemen umgeben, trägt den Ring der Herrschaft in der linken, und die aufrechte, von der Mütze der Adlichen verschiedene medische Tiara auf dem Haupte, wie der König auf allen Münzen und Siegeln. Die Legende des Namens ist umgestellt, entweder durch ein Versehen des Graveurs, oder wahrscheinlicher noch aus abergläubischer Rücksicht, etwa weil man mit dem geschriebnen Namen eines Menschen Zauber zu üben vermag. Die Zeichen sind bis auf eines deutlich, welches man *d* liest; es stehen aber nur die beiden senkrechten Keile des *d* da, der kleine wagrechte Keil oben fehlt, weil er keinen Platz mehr hat. Mit demselben Recht, womit man diesen ergänzt, kann man auch die zwei kleinen wagrechten Striche des *i* hinzudenken. Diese Ergänzung, welche genau dieselbe Berechtigung hat wie die andre, nicht anzuerkennen und statt des nahe liegenden persischen Königsnamens lieber einen unmöglichen Namen hartnäckig fortzupflanzen, vermag durchaus nicht den Eindruck sublimen Wissenschaftlichkeit zu erwecken. Daß der Nominativ *hišjarša* erscheint, muß der Steinschneider verantworten, der als Babylonier mit der persischen Deklination noch weniger vertraut gewesen zu sein scheint, wie der Steinmetz des Artaxerxes, der den falschen Genetiv *hišjārkaḥja* eingegraben hat, für welchen auf dem kleinen Siegel kein Platz war. Wenn die babyl. Form in den Inschriften *hišiarša* lautet, und die des Siegels *hišjarša*, 'so kann man diese doch nicht eine Uniform des Namens nennen', wie Foy Zeitschr. vergl. Sprachf. 37, 566 sagt. Der Ausdruck für Siegel, der nur durch *ma* angedeutet ist, kann nicht **mudrā* (skr. *mudrā*, np. *muh*) sein, welches vielleicht erst in späterer Zeit aus Indien entlehnt ist¹⁾, sondern **māraka*, np. *mārah*. Ehe daher die Lesung *hišjārša* verworfen werden darf, muß man entweder aus den auf dem Siegel stehenden Zeichen *h*, *r*, *š*, *a*, *i*, *š*, *j*, *a* einen andern Namen zusammenstellen, oder den angeblichen *haršadašja* unter den Namen des achämenischen Königshauses nachweisen.

Auch die im Ir. Namenb. 497 vorgeschlagene Erklärung des Namens Δαίρις († 480 bei Salamis) aus dem arischen *gaja*, das zufällig im Awestā nur in der Bedeutung 'Anregung' vorkommen soll (B. 604), findet keine Anerkennung. Das Wörterbuch verzeichnet drei Wurzeln (oder Basen, wie der richtige Ausdruck sein soll) *gaj*, deren 3. Sing. im Sanskrit lautet: *gīwati*, *gīmwati* und *gājati*; man hat das Recht, das med. *gaja* an die dritte von diesen anzuschließen, sobald es der Sinn erlaubt. Jasna 50, 7 sagt der Dichter: "ich euch anschirre die förderlichsten (für mein Heil), die schnellen (Renner, die metrischen Lobpreise werden mit Rossen verglichen, die rasch ans Ziel kommen; in der folgenden Strophe werden die *pada* 'Versfüße' erwähnt), die mit Gewinnen (oder Siegen, *gajāis*) breiten (die sieghaft für die Ausbreitung der Lehre wirken) eures Lobpreises". Neben diesem mask. *gaja*, skr. *gajā*, steht fem. *gājā* 'Gewinn' B. 608, welches skr. *gajā* (als Name gebraucht) entspricht; der Diphthong *ai* erscheint in den Gathas bald als *aē* (d. i. *ai*), bald als *ōi* (griech. *oi*).

1) Salemann, Grundriß 1, 259.

Das zweite Wort des Namens Διαιξ ist *īza* 'Mehrun, Erfolg' B. 378¹⁾, sodaß er bedeutet: 'Siegeserfolg habend', sehr passend für einen Krieger. 'Im Himmel wohnend', wie B. im Grundriß 173, 1 erklärt und B. 762 wiederholt, ist schon deshalb unrichtig, weil das Wort *djau* B. 761 nicht 'Himmel' bedeutet, sondern nach dem bekannten Vorgang in der zarathustrischen Weltanschauung die Hölle, wo auch die ehemaligen *Deuōs* (Götter) als *Dagwā* (Teufel) hausen. Der Ahriman ist nicht vom Himmel (*asman*) gestürzt, wie in der jüdischen Angelologie, sondern 'er stürzte aus der Hölle', Jt. 3, 13, wie Geldner zuerst ausgesprochen und Söderblom²⁾ sachkundig ausgeführt hat.

Das Land *Asagarta* wird im ersten Verzeichnis der Provinzen (Beh. 1, 14)³⁾ nicht genannt, wird daher als ein Teil von Medien, wohin es auch Ptolemaios 6, 2 versetzt, betrachtet (Beh. 2, 91. 92), weshalb der asagartische Empörer in Arbela, einer großen Stadt am Ausgang der Heerstraße von Atropatene nach Assyrien, hingerichtet ward, wo ihn viel Volk sehen konnte, oder weil Arbela, wie Marquart vermutet hat, den Asagarten für ihre Dienste bei der Eroberung Assyriens durch die Meder zugefallen war. Im zweiten Verzeichnisse (J. 15) wird es an der Spitze der östlichen Satrapien genannt, denn ein Teil der Sagartier schweifte in Chorasān, wohin Herodot 3, 93 sie versetzt, wie er auch 7, 85 andeutet. In der dritten Liste (NR.) sind sie nicht genannt und wahrscheinlich in die parthische Satrapie samt den Hyrkaniern (*Wṛkāna*), die in keiner Liste genannt sind, inbegriffen.

Dieses Reitervolk kann nicht so roh gewesen sein, daß es in Felswohnungen gewohnt hätte, wie die bereits von Foy⁴⁾ im voraus zurückgewiesene Etymologie B. 207⁵⁾ ergeben würde. Die Asagarta sind zwar persische Nomaden, sie bilden aber im Heer eine Schar von 8000 leichten Reitern mit Lasso und Dolchen bewaffnet. Ihr Häuptling Tschithrantachma rühmt sich von Kyaxares abzustammen und erhebt sich als König von Asagarta gegen Dareios. Um eine Etymologie des Namens wahrscheinlich zu machen, muß zunächst bemerkt werden, daß *Asagarta* das Land, *Asagartija* dessen Bewohner bezeichnet. Immerhin kann man geltend machen, daß die Länder meist einfache, nicht zusammengesetzte Namen haben, außer wo das Wort 'Land' selbst mit einem Bestimmungswort auftritt, wie *Huwaṛazmiš* oder Schoen-land. Das Affix *ija* findet sich noch in *Arminiya*, *Bābiruwiya*, *Huwoṛija*⁶⁾, *Huwaṛazmija*, neben *Mārgawa* (eine Wṛddhibildung) oder *Mārgaja*. Daneben aber sind fünf Namen von Ländern mit denen der Bewohner gleich: *Pārsa*, *Māda*, *Saka*, *Jauna*, *Mudrāja* (von **Mudrā*, ar. *Mīr*, bei Steph. Byz. Μύρα, hebr. *mīser*, im Dual *mits-rajim*, gebildet wie *Arabāja* von ar. 'Arab), von allen sonstigen Landes- und Ortsnamen der Inschriften sind keine Ableitungen vorhanden. Das Kompositum *Pataguš* für das Land der Sattagyden geht entschieden vom Volksnamen aus, da skr. *śatagu* '100 Kühe habend' bezeichnet, und die

1) Griech. ξ für ž, wie ἀρεῖρος für med. *erezifja*, armen. *artsiv*.

2) La vie future d'après le Mazdéisme. Paris 1901, 104, Nr. 2.

3) Grundriß 2, 454.

4) Z. f. vgl. Spr. 37, 533.

5) Hier ist zu lesen: G. Ir. Ph. 2, 405. 438.

6) Uxierland; Huwaža würde nicht syr. *hūz*, np. *hūzistān*, ar. *hūz*, Plur. *Ahwāz*, ergeben, sondern *hūwaz*, wie *Choaspes* aus *Huwaspa*.

verwandten *Nāwagwa*, *Dašagwa* und med. *Hwōgwa* Personen oder Familien benennen. Es ist daher anzunehmen, daß das Kompositum *Asa-garta* zunächst das Volk, dann das Land bezeichnete, nachdem es von dem bis dahin nomadischen Volk besiedelt war, worauf später auch *Asagartija* für seine Bewohner galt.

Asagarta enthält nicht das von B. angezogene skr. *gārta*, denn dies lautet in der ältern Sprache *kartā*, bedeutet auch nicht 'Höhle', sondern 'Loch, Grube', wozu *asan* 'Stein' nicht paßt. Es ist vielmehr das andere skr. *gārta* 'Wagenkasten' und 'Wagen' anzuziehen und der Name als 'Pferdewagen besitzende' zu deuten. Meist fahren nomadische, sogar sesshafte Völker mit Kühen, wie z. B. die Purša (Philister) auf den ägyptischen Bildwerken sogar in der Schlacht auf Kuhwagen kämpfen¹⁾, und die Opferwagen und die Bundeslade der Juden von Kühen gezogen werden²⁾. Auch die deutsche Nerthus fuhr mit zwei Kühen (Tacitus Germ. 40); in den Götterverhältnissen klingen oft vorzeitliche Zustände der Völker nach. Der merowingische Frankenkönig fuhr auf einem mit zwei Rindern bespannten Wagen (Einhard Vita Caroli Magni c. 1). *Asa* würde dasselbe Wort für Pferd sein wie in *Asabāri* (B. 219, *asbāri* würde *azbāri* werden)³⁾, welches doch mit Recht aus einer euphonischen Vereinfachung (Haplogie) von **aspabāri* erklärt wird, da die volle Gestalt in den assyrisch überlieferten medischen Namen *īspabūra* und *āspabara* erhalten ist; auch ein älteres pers. **aspet* (**aspapati*) wird durch armen. *aspet* erwiesen⁴⁾. Der Name *Asabana* könnte nach Darmesteter 'mit dem Stein(keil) tötend' bedeuten, also nicht *aspa*, sondern *asan* enthalten. Bei np. *as-lung* neben *asplung* (scorzonera, eigentl. Pferdellippe, auch Bocksbart genannt), sowie *asrēs* neben *asprēs* 'Pferdelauf, Stadion' ist nicht sicher, ob in der pers. Schrift das *b* oder *p* nicht durch Zusatz eines Punktes unter *s* ergänzt werden könnte. Das Wort *ask* (auch *isk*) 'Courierpferd', *ask-dār* 'Courier' ist etymologisch unsicher⁵⁾. Dagegen ist in der Tat ein Beispiel von Ausfall des *p*, uralten *w*, hinter *s* ohne jenen euphonischen Grund das Wort *sag* 'Hund', dem das medische *spaka* (B. 1610) entspricht und welches noch heute in den Mundarten des alten Mediens mit *sp* anlautet; auch das lat. *canis* hat das *w* verloren. Ein anderes Beispiel dieses Ausfalls von *u*, *w* ist der Name der Perser selbst, die, wie bekannt, als *Paršua* (mit Samech) neben den *Amadai* (Medern) noch in ihren ehemaligen Wohnsitzen im spätern Atropatene in einer Inschrift des Salmanassar II. 835 zuerst genannt werden. Später lautet der Name *Paršu*, auf dem Nabunid-Zylinder Col. 2, Z. 15.

Die Etymologie des Namens ist noch nicht ermittelt worden. Der Vorschlag, das ahd. *fīrahi* (Menschen, gegenüber den Niedrigen und Fremden) zu vergleichen (Grundr. 2, 409), den Wiedemann (BB. 28, 1904, S. 17) nicht beanstandet hat, B. 891 aber verwirft, ging davon aus, daß die Bedeutung

1) Ed. Meyer Gesch. d. alten Äg. (Onckens Allg. Weltg.) 1887, 314.

2) 4 Mose 7, 3; 1 Sam. 6, 7.

3) Np. *aswār*, *suwār*, arab. *iswār*, *uswār*, Plur. *asāwir*. Die Pahlawi-form *asubār* (d. i. *asuwār*) lesen die Dastūrs *aswabār*, s. The Kārnāmē i Artakshīr by Darab D. Pesh. Sanjana 8, 13, S. 42.

4) Hübschmann Armen. Gramm. 109.

5) S. Liber Mafātiḥ al-'olūm ed. G. van Vloten 64, 4. 78, 11; Fleischer zu Levys Neuhebr. u. chald. WB. 1, 280.

'Leben' altd. *verch*, der got. Bedeutung von *fairhwous* 'Welt' vorausgehe und das Wort ursprünglich ein Organ des Lebens im Körper bezeichne, wahrscheinlich das Zwerchfell, *πραπίδες*¹⁾, was ebenso wie *οφὴν* als Sitz des Lebens und Geistes betrachtet wird. Bei dieser Zusammenstellung würde das pers. *s* dem griech. *κ* und got. *h* entsprechen, mit denen zusammen das *w* des Affixes *sw*, *π*, *h^w* (wie in **as-wa-*, *as-pa-*, *ἱππο-*²⁾, *aīh-wa-*) gebildet hätte, oder ein auch sonst belegter Wechsel von *k̂* und *k^w* stattgefunden haben, der auch für das Verhältnis gerade von *πραπίδες* zu lit. *pīrszis* und altsl. *prǫsi*, r. *persi* 'Brust, Bauch' anzunehmen ist³⁾. Die *Parśua* als 'die zur Seite (skr. *parśu*) eines Landes, Volkes (der Meder?) oder Berges wohnenden' zu deuten, würde weniger Beifall finden. Im Sanskrit ist *Parśawa* (Perser oder Parther) eine Wṛddhi von *Parśu*, Mann und Frau des Stammes Pārśawa; die neuere Sanskritform ist *Pārasika* (Petersb. Wtb.). Ein ähnlicher Lautvorgang findet sich in *θεο-πρόπος*, dessen zweites *p* aus *k-w* entstand, was ursprünglich *k̂-w* war, wie med. *frasna*, skr. *praśná* zeigt⁴⁾.

Das indische *gāta* ist wohl auch der zweite Teil des indischen Namens *Trigarta*, der wie altp. *Pārsa* für das Volk und das Land, auch für dessen Fürsten gebraucht wird; er bedeutet demnach 'die Drei-Wagen Besitzenden'. Ihre Kriegswagen sind wohl, wie der Wagen der *Aświnā*, 'dreisitzig, dreidrehend, dreiräderig' (*tri-wandhurd*, *tri-wgt*, *tri-kakrā*) ist, weshalb auch außer ihnen noch die Jungfrau (*jumatī*) einen Platz findet⁵⁾, wenigstens dreiräderig, auch dreisitzig gewesen, wie die der Hithiter, die zu dritt auf ihren Wagen stehn⁶⁾; der König von Assyrien fährt auf die Jagd und in die Schlacht mit drei Rossen⁷⁾. Über die Lage der drei Räder am Wagen der beiden *Aświn*, die *antarāṇi kakrāṇi* 'die innern Räder' heißen, hat Böhtlingk⁸⁾ gesprochen, und er nahm an, daß sie in der Längsachse unter dem Wagen liefen, ohne daß dieser umfiel, worin eben die Kunst der Ribhus sich zeigte. Ein in Schlesien gefundnes Wagengestell in Miniaturnachbildung von Erz ist von Virchow⁹⁾ abgebildet und beschrieben; es diente als Opfergerät und hat eine Querachse mit drei Rädern, deren mittleres unter dem Kasten lief, den man sich leicht über den Rädern hinzudenken kann, um eine Vorstellung von dem Wagen der *Trigarta* zu haben. Der assyrische Wagen war durch einen beweglichen Stab mit Ohr an einem Bolzen im Innern der Gabeldeichsel am Umkippen nach vorn oder hinten verhindert¹⁰⁾.

Eine Bemerkung (B. 1801) über den Namen *Phraates*, der noch

1) Windisch Ber. d. sächs. Ges. d. W. 1891, 155 ff.

2) Viell. pāonisch, s. Kretschmer Gesch. d. gr. Spr. 248.

3) Bechtel Nachr. d. Gött. Ges. d. W. 1888, 401.

4) Schrader Z. f. vgl. Spr. 30, 472.

5) Rigveda 1, 118, 1. 5; 'dreidrehend', nämlich nach beiden Seiten und nach hinten; vgl. *suwīd rāthō wartatē* 'leicht-drehend bewegt sich der Wagen'. Von *wgt* kommt auch np. *gardūn* 'Wagen', pehl. *wartin*, West Pahl. texts 5, 149, § 4. Horn Iran. Grundr. 1, 2, 64.

6) Ed. Meyer das. 283.

7) Hommel Gesch. Babyl. u. Assy. (Onckens Allgem. Gesch.) 573. 576.

8) Berichte d. sächs. Ges. d. W. 23. April u. 4. Nov. 1902.

9) Sitzungsber. Berl. Akad. 16. Nov. 1876, S. 715.

10) Durnford im Athenaeum 2. Aug. 1884, S. 153.

hie und da irrig aus *Phradates* abgeleitet wird, könnte den Anschein erwecken, als ob die im Grundriß 2, 485 vom Unterzeichneten gegebene Deutung dieses Namens zweifelhaft oder irrig sei, weil gelegentlich Phradates statt Phraates steht, und auch im Grundriß I, 2, 44. 95 Farhād und das armen. Hrahāt zu altp. Phradates, med. *fradāta* gestellt wird. Beide Namen sind ganz verschiedener Herkunft.

1. *Frahāta* bedeutet 'der Gewonnene' (skr. *prasāta*), vielleicht 'den die Eltern sich durch Rechtschaffenheit bei Gott verdient haben'; ähnlichen Sinn hat griech. Κτησις, Κτήτος, Ἐπικτήτος¹). Phraates (in der syrischen Schreibung ist das *h* erhalten) wird von den griechischen und römischen Schriftstellern schon der erste Herrscher dieses medisch-parthischen Namens genannt, der 181—174 regierte (Justin. 41, 5), dessen Vater den ganz altertümlichen medischen Namen Phriapites (med. **frijā-pita*) führt. Wäre der Name aus *fradāta* entstanden, so würde das *d* damals noch erhalten sein, denn Horn (Grundriß I, 2, 44) hat gezeigt, daß der Übergang des alten *d* (*ð*) in *h* nicht vor dem 4. Jahrh. nach Chr. stattgefunden hat. Daher heißen dann die übrigen Parther dieses Namens immer Phra(h)ates, auch bei Horaz in der ao. 24 gedichteten Ode 2, 2, 17, wo Phraates IV (37—2) gemeint ist. Fast in demselben Jahr, nämlich 25, errichteten die Bürger von Telmissos (Makri in Lykien) einem Perser Phrates ein Grabmal²). Wenn nun von Hübschmann und auch im Namenbuch Phradates aus Memnon³) angeführt wird, so kann dieser etwa zur Zeit der Antonine lebende Schriftsteller, selbst wenn er den Namen aus seinem Vorgänger Nymphis entnommen hätte, den Namen des Phraates Theos (67—60) nicht in der von ihm geschriebenen Form vernommen haben, denn das angebliche *d* des Namens wäre doch schon im Namen seines Großoheims zu *h* geworden.

2. *Fradāta* bedeutet 'geschaffen' (B. 720), kann also als Eigenname nur vorkommen, wenn es den zweiten Teil eines Kompositums bildet, wie in *daewō-fradāta*, und Phradates kommt in der Tat nur als Kurzform für *Auto-phradates* (d. i. vom Genius des Windes, Wäta, geschaffen oder geschenkt) vor. Einer dieses Namens wird, wie das Namenb. 53a zeigt, von Q. Curtius abgekürzt Phradates genannt. Die Form Phradates bei Memnon für den König, den andere Schriftsteller⁴) Phraates nennen, kann ihm daher nur dadurch in die Feder geflossen sein, daß er die beiden ältern in der Geschichte den Griechen bekannt gewordenen *Auto-phradates*, die kurz Phradates genannt wurden, im Gedächtnis hatte.

Die Auffassung von *H(u)wāfrīta* (Jt. 5, 130) als Eigenname ist nach B. 1854 ganz unwahrscheinlich. Man darf im Gegenteil sagen, daß sie sehr wahrscheinlich, ja sicher ist, weil die Dasturs ohne eine bestimmte Überlieferung wohl ebenso wenig wie wir europäischen Gelehrten

1) Der im Namenbuch 89b 494 unrichtig erklärte Name *Euphratas* ist wahrscheinlich zu deuten als *Hu-frāta*, wie *Weh-ādan*, 'dem das heilige Feuer gut oder gnädig ist', von dem untergegangenen, im Armenischen als *hrat* (z. B. Sebeos 24, 5. 92, 12 vom Feuer Ādar Guschnasp) erhaltenen altpers. **frāta* (Namenb. 105a) in Phratagūnē, Phrataphernes.

2) Corpus Inscr. graec. I, 3, 127, Nr. 4199, 2.

3) Photius Bibl. ed. I. Bekker 239a, 13 = C. Müller Fragm. hist. gr. III, 556.

4) Z. B. Phlegon ebenso bei Photius a. a. O. 84a, 17.

auf den Gedanken verfallen wären, hier einen Namen zu finden. Die Stelle des Dinkart, welche die Überlieferung enthält ¹⁾, zählt die iranischen Dynastien auf, die Pēšdādier, die Kajanier (Achämeniden), die Nachkommen des Hūāfrīt (Parther) und die Sasanier. Diese Aufstellung entspricht freilich nicht der Geschichte, es ist Hūāfrīt nicht der Name des Stammvaters, sondern der eines spätern Königs zwischen Chusrau und Balāš (Vologeses), der in der Liste der Arsakiden bei Tabari ²⁾ *Bihāfrīd* heißt, ein Name, der mit *Hūāfrīt* nahezu identisch ist, da np. *bih*, altp. *wahu*, die vollere Gestalt von *hu* (skr. *wasu* und *su*) ist, weshalb die Verbesserung B.'s *wahu-āfrīt(ān)* unnötig ist. Auf die Reihenfolge in den Arsakidenlisten ist kein Verlaß, denn schon ehe die des Tabari bekannt war, hat man entdeckt, daß sie aus zwei willkürlich verarbeiteten Reihen von Namen bestehen ³⁾, und nicht einer der auf Chusrau (Osroēs) folgenden, sondern der erste Vologeses (phl. *walkaš*) ist mit *Huwāfrita-Bihāfrīd* gemeint, der von den armenischen Geschichtschreibern *Dareh* (Dareios) genannt wird, derselbe der nach der oft zitierten Stelle desselben Dinkart ⁴⁾ die zarathustrische Religion durch die Sammlung der verzettelten Awestā-Schriften neu belebt hat. Für dieses Einlenken in nationale Bestrebungen spricht auch die Tatsache, daß neben der üblichen Aufschrift seiner Münzen in griechischer Sprache zuerst sein persischer abgekürzter Name Wal(gaš) geprägt steht ⁵⁾. Die Priesterschaft hat ihm wahrscheinlich wegen dieses Verdienstes den Beinamen 'der hochgesegnete' beigelegt, unter dem er im heiligen Buch erscheint. Die Jascht der Anāhita zählt Könige, Helden und Weise der Vorzeit auf, denen sie zu Sieg und Erfolg verholfen hat. Die stehende Wendung ist hierbei: 'es verehrte sie N. N. und bat um Gnadengabe': 'gib mir, Anāhita, daß ich dies und das erlange'. Zuerst werden 16 vorzarathustrische Pēšdādier (*Paōirjōkašā*) genannt, woran sich ein Lobpreis der Anāhita anschließt; es folgen die zur Zeit Zarathustras und Wistāspas lebenden, und ein abermaliges Loblied auf die Göttin. Dann tritt Huwāfrita selbst auf und spricht in der ersten Person: 'Jene Gnadengabe erlebe ich, o Anāhita, daß ich H(u)wāfrita große Reiche ersiege' usw. Wäre hier nicht ein Personennamen genannt, so würde man nicht wissen, wer der 'ich' ist; der Dastur, welcher die Jascht zur Zeit des Vologeses I (51—77) gedichtet hat, läßt seinen König selbst sprechen. Vologeses war einer der größten Herrscher der Parther, der durch Siege über die Römer und Ausdehnung des parthischen Einflusses über Medien, Armenien und andre Länder seine Regierung mit großem Ruhm bedeckt hat. Er war der Zeitgenosse nicht nur, sondern auch der Bundesgenosse des Nero ⁶⁾, von dem geglaubt ward, daß er nicht gestorben, sondern in

1) The Dinkard by Peshotan D. Behramjee Sanjana Bd. VI, p. 283, 2 v. u., Übers. S. 376.

2) S. diese Liste im Iran. Namenb. 413. Kārnāmāk-i Artakhshīr by Edalji Kersāspji Āntiā. Bomb. 1900, p. 5.

3) s. A. v. Gutschmid, ZDMG. 15, 687. Blau das. 18, 686.

4) The Dinkard vol. IX, p. 456, § 16 *Warhaš-i Ašakānān*, päzend falsch transskrib. *wa rāš-i Ašakānān* p. 571; vgl. West, Sacred Books 32, 413. Geldner, Grundriß II, 33.

5) Percy Gardner The Parthian coinage. Lond. 1877, 50. 51. Pl. V, Nr. 30.

6) Sueton. Nero c. 57. Tacit. Ann. 15, 24. 28.

den Orient entflohen sei, von wo er von dem Parther und den übrigen morgenländischen Fürsten, die sich auf *Armagedon* (Apokal. 16, 16, d. i. Berg (*har*) von Megiddo ¹⁾, ein berühmtes Schlachtfeld; 'Berg' statt 'Ebene' wegen des Orakels des Ezechiel 38, 8. 21. 39, 2. 4) versammeln, zur Zerstörung Roms zurückgeleitet werden wird²⁾. Ein andrer Herrscher, der um die Pahlawi-Literatur große Verdienste hat, ist ebenfalls in der religiösen Literatur, nicht zwar im Awestā selbst, sondern in dem in Pahlawi (Pāzend) verfaßten *Āfrīn-i Rapitan* erwähnt³⁾, nämlich Chusrau I, Sohn des Kawāt, der 531—579 regierte und den Beinamen *Anōšak-rawān* (dessen Seele unsterblich sei) vielleicht den Magiern verdankte.

Der 2. Fargard des Wendidad erzählt die beiden Sagen von der Herrschaft Jima's über die Erde, die für die zunehmende Fülle ihrer Bewohner dreimal auf wunderbare Weise erweitert werden muß, und von der Erbauung einer Burg, in welcher Menschen und Tiere vor der großen Flut Schutz finden. Beide Erzählungen sind ursprünglich selbständig gewesen, wie daraus hervorgeht, daß die Burg nicht alle Wesen umfassen konnte, welche die dreimal erweiterte Erde trug.

Wie aus Geldners Ausgabe ersichtlich ist, besteht der Fargard aus einer Anzahl alter metrischer Stücke, denen die Zusammensteller in später Zeit vervollständigende Sätze, besonders umfangreich vom 15.—19. Abschnitt an, hinzugefügt haben. In der zweiten Sage sind Verse sehr selten erhalten. Die Sprache ist vielfach unrichtig gehandhabt, sogar in den Versen, z. B.: *awi ahūm astwāntem | agem zimō gānheñtu* (22) 'zu der Welt der lebenden Wesen sollen die Übel des Winters kommen', wo *aga* oder *gānhatu* stehn müßte. B. 47 bezieht unrichtig *agem* auf *ahūm* und übersetzt 'über die böse Menschheit sollen die Winter kommen'. Dieses Überschreiten der Zeile ist in solchen kurzen Versen nicht üblich, und, was wichtiger ist, es würde bei dieser Übersetzung die Flut infolge einer außerordentlichen Schneeschmelze (24) als Strafe für Sünden anzusehen sein, was nicht zulässig ist, weil Gott ja die Menschen vor der Flut schützt, und der Winter von den Teufeln gemacht ist (*daewō-dātā*), die sich freuen müssen, wenn die Welt schlecht ist. Genau ebenso unrichtig: *jōi heñti daḥstem* (29. 37), qui sunt signum, statt *jaḥ asti dō* oder *jā heñti daḥsta*.

Zu der Erweiterung der Erde erhält Jima von Gott zwei Geräte: *suvrām zaranagēnīm aštrām-ka zaranjō-paēsīm*⁴⁾. Beide sind golden (der Stecken wohl mit goldnem Griff versehen), als von Gott geschenkt, und Jima handhabt sie symbolisch, wie es vom Priester bei kirchlichen Bräuchen geschieht, und das Gebet an *Ārmatī*, die Erde auseinandergehen zu lassen, begleitet die Handlung.

Über die Bedeutung der Geräte sind die Gelehrten nicht einig, selbst die Überlieferung ist, wie Spiegels Commentar 1, 53 zeigt, unsicher. Für *aštra* steht die Bedeutung als Stecken oder Gerte zum Antreiben des

1) Der Name ist im Griechischen mit Spir. lenis vor a, in der syr. Peschitha mit Aleph geschrieben, wie *Arākadri*.

2) S. die biblischen Handbücher von Riehm, Guthe, und Hausrath in Schenkels Bibel-Lexikon 1, 153. Mommsen, Röm. Gesch. 5, 339.

3) Kleukers Zendawesta 2, 143.

4) Durch Umstellung in *aštrām zo* und *suvrām-ka zo* würde man ein Distichon erhalten.

Viels fest, auch im Wēda ist *aštra* das Attribut des Ackergottes Pūšan. Durch Befestigung eines Riemens an den Stecken entsteht die Geisel (ein Wort, welches ursprünglich Stecken bedeutet), die genauer durch Roßgeisel, *aspahē aštra*, bezeichnet wird, und welche knallt (Jt. 10, 113). Das got. *gazd-s* (nhd. *Gerte*) übersetzt das griech. κέντρον 'Stachel' (des Todes, 1. Kor. 15, 55. 56), und *knupo* (Knute) steht für κόλωψ 'Pfahl' (im Fleisch 2. Kor. 12. 7); bei Zeuß-Ebel S. 1062 steht *virgae. gerthi* unter altkymrischen Ackerbauwörtern, und welsh *garthion* ist die Gerte zum Treiben der Ochsen. Jima empfängt die Aštra nicht als Hoheitszeichen, als Herrschaftsstab; denn den würde er doch beim Antritt seiner Herrschaft bereits erhalten haben, sondern, wie die Sage zeigt, er soll mit dem Stecken über die Schollen streichen, welche die *suwra* aufwirft. Diese kann nicht ein Pfeil sein, wie Bartholomae annimmt ¹⁾. Grammatisch hat diese Bedeutung keine Stütze, denn das ganz vereinzelte *surb* 'Pfeil' in der Pämirmundart Schighni ist nicht das med. *subra*, sondern, wie Tomaschek bemerkt hat, das med. *srū* oder *srūwa*, pahl. *srūb* (*b* ist nur verstärktes *w*), np. *surū*, *serū*, kurd. *sturu* 'Horn', welches nach dem gewöhnlichen Verfahren der Sprache, Geräte nach dem Stoff, aus dem sie verfertigt sind, zu benennen, für den Hornschaft des Pfeils und für diesen selbst gilt ²⁾. Auch im Awestā (Jt. 10, 129) haben die mit Geierfedern besteckten Pfeile des Mithra Schäfte von Horn, wohl nur mit Horn oder Elfenbein (Juba bei Plinius 8, 3, 4 nannte ebenso wie Martial 1, 3, 4 das Elfenbein *cornu*) eingelegte, *srūwā-sti*, wie das Handbuch der Zendspr. 308b gibt und Geiger ZDMG. 37, 130 gebilligt hat, aber nicht Widerhaken von Horn, wie B. 1650 erklärt, denn solche würden doch von Bronze oder Eisen sein; und goldne Mäuler, *zaranjō-zafar*, nicht goldne Spitzen, B. 1680, denn auch diese müssen von härterm Metall sein, sondern sie haben eine von goldner Zwinge gefaßte Kerbe, womit sie auf der Sehne sitzen, sie gleichsam ins Maul nehmen; denn der Ausdruck für diese Kerbe ist np. *dahan*, *dahān* (Mund) ³⁾ med. *zafan* ⁴⁾. Eine von Geldner eingeklammerte Glosse *asti jā a(ja)ñhaena sparega* bedeutet: es gibt auch eiserne Widerhaken.

Auch die Bedeutung 'Ring' für *suwra* (*subra*), wie Spiegel ⁵⁾ und andre wollten, weil die Pahl. Übers. irrig *sūrāpōmant* 'mit Loch (Löchern) versehen, durchlocht' hat, ist für ein Gerät, die Erde aufzuwühlen, nicht geeignet; zudem kann das np. *sūfār* nicht herangezogen werden; denn es ist nicht Loch, noch weniger Ring, sondern Nadelöhr, wie in *hamā*

1) B. 1583 und schon ZDMG. 46, 294. 295, wo Tomaschek Unrecht geschieht, wenn ihm die Hinweisung auf *surb* (Blei) für schighni *surb* (Pfeil) vorgeworfen wird. Es ist vielmehr in der ausgezeichneten Arbeit Tomascheks in den Wiener akad. Sitzungsber. XCVI, S. 801 (69 bes. Abdr.) *surū* 'Horn' zuerst, und nur wegen der Ähnlichkeit auch *surb* 'Blei' angeführt.

2) Np. *taβš* 'Pfeil' ist τόξον 'Bogen', eigentl. *taxus* 'die Eibe', von deren Holz auch die Germanen ihre Bogen verfertigten; np. *tir-i hadang* 'Pfeil von Weißpappel', Fird. 188, 1067, auch nur *hadang* das. 603, 1465; ebenso *tir-i gaz* 'Tamariskenpfeil', das. 1711, 3778, nur *gaz* 1712, 3788 (arab. *ṭarfā* bei al- Tha'ālībī Hist. des rois des Perses, publ. et trad. par Zotenberg S. 368, 6. 372, 6).

3) Vullers Lex. 1, 944 a. 2, 350 b.

4) Bartholomae Grundr. 102. B. 1657.

5) ZDMG. 38, 498.

kašūd-aš rištah dar sūfār 'zog den Faden durchs Ohr'¹⁾; *sūzan-i sūfār šikastah* 'eine Nadel mit zerbrochenem Ohr'²⁾, oder die sonst *dahān* genannte Pfeilkerbe, z. B. Fird. 950, 1408 (bei Vullers angeführt): "als (des Pfeiles) Kerbe (beim Anziehen der Sehne) bis an die Fläche des Ohres kam".

Die Bedeutung 'Pflug', die Kawasji Edalji Kanga (Diction. 528 b) richtig gibt, hatte bereits Westergaard aus sachlichen, nicht etymologischen Gründen erkannt, und eine Etymologie oder ein verwandtes Wort in andern Sprachen wird es kaum geben, denn das np. *supār* 'die Pflugschar', in der Jidghah-Sprache *spūr* (Tomaschek 70), skr. *phāla*, ist lautlich verschieden, nur das ebenfalls 'Schar' bedeutende np. *sūl* und *sauli* (*sauli*) (bei Vullers ohne Belege) könnte auf eine ältere Form *suwl(a)* mit *w* für *v* (*ḡ*) zurückgehen, und auch np. *sawūd* und *sawīdaš* 'Schar', mit einem d-Affix gebildet, verwandt sein. Wahrscheinlich enthält np. *suftan* 'durchbohren', Präs. *sumbad*, die Wurzel für *suva* (*suḡra*) 'das die Erde durchwühlende Gerät'. Diese Wurzel ist nicht *sup* (*sump*), sondern *sūb* (arisch *šubh* und *šwabh*), deren *b* in *f* übergeht vor stimmlosem *t*, wie *ā-šūbad*, *ā-suftan*, skr. *kṣubh*, oder *guftan*, Präs. *gūjad* statt **gūbad*, altp. *gaubatiḡ*, wahrscheinlich umgebildet nach *gūjad* 'sucht' von *gud*. Zu der Wurzel *sūb* gehört nicht skr. *kāpa* 'Höhle', कृत्वा (Grundriß 72), sondern skr. *śvābhra* 'Erdspalte, Loch, Grube', *śvābhraḡvant* 'löcherich' (vom Boden), mit *suḡra* fast gleich, aber in verschiedener Wendung der Bedeutung.

Jima betet zu Ārmaiti: "aus Liebe (zu Mensch und Tier), heilige Ārmaiti, geh fort (werde weiter und größer; sie ist zugleich die Erde und deren Genius, wie Haoma die Pflanze und der in ihr verborgene Gott), bücke dich zum Tragen (der Geschöpfe, wie die Menschen sich bücken, wenn sie eine Last auf den Rücken nehmen)". Der Pflug wirft beim Ziehen der Furchen Schollen nach beiden Seiten, deren Anhäufung die Erdmasse zu vermehren scheint, und diese soll Jima mit dem Stecken bestreichen und glatt machen, *sifa* (richtig bei B. 1548), wie mit der Zauberfeder des Vogels Wāreḡgana der Körper glatt gestrichen und gefeilt wird gegen Feinde (Jt. 14, 35)³⁾.

Diese mit dem Pflug und Stecken bewirkte Vergrößerung der Erde erinnert an die Erzählung zu Anfang der Snorra Edda (ed. Rafn 1, 30; Grimm Mythol. 288), wie Gefiun, eine Meergöttin (alts. *geban*, ags. *geofon* 'Meer') mit einem Pflug (*plōg-r*), den vier Ochsen aus Jotunheim zogen, ein großes Land in Svíþjóð (Schweden) lospflügte und westwärts ins Meer versetzte, wo es seitdem die Insel Selund bildet.

Die Sprache des zweiten Abschnittes (20 bis Schluß), in dem die Geschichte von der Flut und dem Ort der Seligen erzählt wird, ist mehrfach inkorrekt und voll ermüdender Wiederholungen. So ist zu Anfang gesagt, Ahuramazdā und Jima hätten Genien und Menschen zu einer Versammlung berufen, während das Richtige ist, daß der Gott die Versammlung veranstaltet, zu der auch Jima und die Seinen Zutritt finden. Es wird verkündigt, daß ein strenger Winter mit ellentiefem Schnee kommen werde: *aredujā* 'eine Ardwi oder Witasti tief', genau: 10 Finger (eine Spanne) und 2 Finger, wie die Pahl. Übers. lehrt, die jenes Wort mit *and*

1) Vullers 2, 350 b.

2) Abdu 'l-kādirī Lex. Schahn. ed. Salemann 127, 15.

3) Für *sif* vgl. einige rätselhafte Wörter im Petersb. Skr. Wth. 7, 187, welche eine Wurzel *šip* in der Bedeutung kahl oder glatt enthalten.

īrat 'wie eine Elle' übersetzt; dies Wort, np. *ārat* (*ārang*), skr. *aratni* (B. 1021) übersetzt sonst med. *frārāpni* 'Elle' zu 2 Witasti¹⁾. B. 963 übersetzt 'bis zu den Tiefen, wie sie die Ardwi hat', der mythische Strom, von dem in der kirchlichen Geographie alle Flüsse der Erde ausgehen, den aber niemand gesehen hat. Jima soll daher eine Burg (*wara* 'Wehr') von Backstein (wie 31 beschrieben wird) oder einen Bezirk mit einem großen Gebäude und reichlichen Gefilden mit Wasserleitungen anlegen. Der Satz *api-ka tem warem mareza*, 30 (38) B. 766, Z. 10, dürfte richtiger zu übersetzen sein: "Feg' ab die Burg" (laß sie blinken in glänzenden Ziegeln und Metall, wie es bei den Königsburgen der Assyrer und Achämeniden geschah, man vgl. die zahlreichen Belege dieses Gebrauchs im Indischen unter *marǵ* im Petersb. WB. und den Ausdruck *dhawalagrha* 'das weiße Haus, Palast' und *sāudha* 'Palast', von *sudhā* Stucco); dies ist ein Vers von 8 Silben, und es folgt die Prosa, die zum Überfluß hinzufügt: "Tor, Fenster" (im Singular, *raokana* ist np. *rōzan* 'Fenster' Handbuch 251 a, Horn Grundriß 1, 2, 168), "welches gut leuchtet" (gebildet wie *hwāsaoka* 'guten Vorteil bringend') 'nach Innen (scil. mache)'. In den Bezirk soll er Menschen, Tiere und Pflanzen bringen, um sie vor der durch die Schneeschmelze verursachten Flut zu retten; und alles soll von bester Art sein, bis daß die Menschen sich selig fühlen: *aēte narō ware-fšwa anhen* (28. 36). Dann folgt die früher besprochene Stelle (S. 5), und Jima soll *avi-ka tē warefšwa suvrja zaranaenja* (scil. *upa-bara*) 'hinzu (zur Burg bringen) die Seligen mit dem goldnen Pfluge' (30); später *hō* statt *tē*, 'er (Jima, brachte sie) die Seligen herbei'²⁾. Jima läßt sie hinter seinem goldnen Pflug gehen, dem Gerät und Symbol des Ackerbaus, der auch in den Gefilden des Wara betrieben wird, wie in den elysischen Feldern der Ägypter. Man darf vielleicht an der Echtheit des letzten Satzes zweifeln, da die Suvra, womit das Wunder der ersten Sage vollbracht war, in der zweiten nicht vonnöten ist. Bartholomae, der *warefšwa* bereits in der ZDMG. 46, 295 behandelt hat, nimmt zwei *warefšwa* an, indem er 30 und 38 übersetzt: "zeichne die Brücken mit dem Bild des goldnen Pfeiles"; er nimmt *avi warefšwa* als Imperativ med. eines Zeitworts *warep*, wovon skr. *wārpas* und *rāpa* (aus *vṛpa*) stammen³⁾, wozu er auch S. 976 *fraorepa* 'Berg' zieht, was man mit *πίπρω*, got. *waīrpan*, sächs. *warf* 'aufgeworfener Hügel' zusammenstellen möchte, wenn das deutsche Wort nicht zum russ. *weržu*, *wergaju* 'ich werfe' gehörte, und wovon doch die Bedeutung 'zeichnen (signieren)' weit abliegt. Das *warefšwa* 28. 39 soll dagegen nach jenem Imperativ verzerrt sein aus *warešwa*, dem echten Lokativ von *ware*. Dieser Vorgang, daß in demselben Stücke zwei ganz gleiche Wörter ganz verschiedenen Ursprungs sein sollen, ist weder wahrscheinlich, noch hat er irgend einen Anhalt in der Überlieferung: die Phl.-Übers. hat an allen Stellen "die Männer, welche den War bewohnen", *martān* (uzwār. *gabnā-ān*) *war-mānašn-ān*⁴⁾, indem sie vielleicht in *šwa* eine Bildung aus *šu* 'gehen' fand,

1) So hat Darmesteter richtig erklärt: Sacred books 4, 16.

2) Sowohl *tē* als *warefšwa* ist (wahrscheinlich nach 28. 36) Nom. Plur. statt des Akkus., wie nicht selten in den spätern Stücken.

3) S. P. v. Bradke ZDMG. 40, 351. Brugmann² 1, 473.

4) S. 15, 3. 21. 17, 3 usw. in Spiegels Ausgabe der Pehl.-Übers.; Anquetil erklärt *warefšwa* mit: der War reich an Segen (*fšū*), Kleuker Zend-Avesta 2, 307.

'die in den Wara gegangnen'. Es kommt hinzu, daß B. 1363 das Wort als *war* ansetzt und als Mask. bezeichnet, während die einsilbigen Substantiva Neutra (wie *hwar^e*) oder Fem. (wie *gar^e*) sind; *war^a* Mask. (*tem warem*) müßte im Lok. *warapšwa* haben. Es ist vielmehr *ware-fšwa* ein Kompositum mit *ware* 'Wunsch', gebildet wie *gar^e* 'Lobpreis', *sar^e* 'Ver-einigung', *hwar^e* 'Sonne'; dies *ware* 'Wunsch' findet die Pehl.-Übers. J. 30, 2b in *āwarenā*, freilich mit Unrecht, aber sie verbürgt doch die Existenz des Wortes. Das zweite Wort ist *fšwa*, von *fšu* abgeleitet wie in *kamma-fšwa*; die andern Komposita haben das Affix *a* nicht; sie sind im Handbuch 206, bei Bartholomae in dem S. 1914 beginnenden Verzeichnis aller Wörter nach den Endbuchstaben S. 1941b, 1950, 38, 1955b, 1975b verzeichnet. In allen diesen Wörtern übersetzt B. *fšu* (aus *pasu*) mit 'Vieh'; doch ist bekannt, daß diese Bedeutung in die von Reichtum und Wohlfahrt übergeht, und so wird J. 46, 2 *kamma-fšwa* 'geringes Gut oder Besitz' übersetzt: phl. *h^wāstak*, Neros. skr. *wiḍhūti* 'Fülle, Glück', und *fšumañt* J. 58, 4, eigentl. 'Vieh besitzend' durch *wrddhimant* 'wohlhabend, glücklich' erklärt. Vieh und Reichtum wird durch dasselbe Wort ausgedrückt, da vor der Verbreitung des Geldes Naturalien getauscht wurden. Der Lohn des Seel-sorgers und Arztes bestand in alter Zeit aus Tieren oder Hausrat, wie der 14. Fargard veranschaulicht. In der gotischen Bibel bedeutet *faihu* niemals Vieh, sondern Vermögen, Geld, ags. *feoh* ist Erbgut (engl. *fee*), lat. *pecunia* kommt von *pecu* (med. *fšu*), unser 'Schatz' bedeutet im Gotischen Geld(stück), *skattja* den Wechsler und die Bank, *skotū* ist russ. Vieh, altsl. Vieh und Geld, russ. *skotnitza* ist Viehmagd, kleinr. Schatzkammer¹⁾; got. *faihu-ḡraihns* ist Reichtum, *faihu-geiga* φιλαργυρία. Ein anderer med. Ausdruck für 'reich' ist *raḡvañt*, welches weniger auf den Besitz als auf die reiche Erscheinung sich bezieht und für Könige, Fürsten, auch Berge, Flüsse und Tiere gebraucht wird. Im Gotischen wird μακάριος 'selig' durch *audags* übersetzt, von *aud*, ahd. *ōt* 'der Besitz'; die Reichen sind glücklich und selig, ja göttlich (lat. *dives*, russ. *bogač*), und die Perser halten den Reichtum für ein großes Glück, weil man damit gute Werke verrichten kann, aber Armut leicht zu Sünde und Schande führt. Man darf demnach dem *warefšwa* die Bedeutung 'Wunsch-Reichtum, Fülle des Erwünschten, die Seligkeit besitzend' beilegen. In den Sätzen, wo das Wort sich findet, steht es im Nominativ Plur. 28. 36, und danach auch 30. 38, wo der Akkusativ stehen müßte, was bei der Vernachlässigung der Grammatik nicht wundern darf, zumal auch sonst in den jüngern Schriften oft der Nominativ für andre Kasus steht, vgl. z. B. *ašma* als Akk. Pl., sogar *ašmō* statt *ašmaq*, B. 27.

Am Schluß des Fargard, der noch später hinzugesetzt zu sein scheint, heißt es, daß die Burg ihr Licht empfangt von den ewigen Lichtern Sonne, Mond und Sternen oben am Himmel, und von den vergänglichsten unten, welche die Menschen anzünden, aber jene gehen den Seligen nur einmal des Jahres auf und unter, sodaß ihnen das Jahr wie ein Tag erscheint, und alle 400 Jahre wird ihnen ein Kinderpaar geboren *aštašwa warefšwa*, *jō Jimō kereṇaof* (39. 42), was offenbar heißen soll: in den Waras, welche (*jō* ist Nom. Sing. Mask.) Jima gemacht hatte. Der Wara ist nur Einer, die richtige Auffassung ist demnach dem Schreiber dieser letzten Sätze nicht mehr bekannt gewesen, und er hat sich nur an die Silbe *ware* gehalten, in welcher er irrig das Wort für den Bezirk sah.

1) Vgl. Schrader Reallexikon 281. 282.

Jasna 29, 3, welches außer Spiegel, de Harlez, Mills usw. auch Roth ZDMG. 25, 8 übersetzt hat, gibt Bartholomae nach seinen Arischen Forschungen 2 (1886) und den verschiedenen Stellen des Altir. Wtb.'s wieder: "Ihm antwortete Ascha¹⁾: es gibt für das Rind keinen leidlosen Helfer; jene dort können es eben nicht begreifen, wie recht handelnde gegen die geringen verfahren. Der seienden stärkster ist der, dem ich zu Hülfe komme, wenn er ruft."

Die Seele des Rindes beklagt sich über die Leiden, welche sie von bösen, dem Landbau feindlichen Ungläubigen zu erdulden habe. Der "Bildner des Rindes", ein Wesen wie der Demiurg der Gnostiker, tritt als ihr Anwalt vor die Himmlischen, welche ihn auf ihre Absicht hinweisen, einen Schützer auf die Erde zu senden, den es bis jetzt noch nicht gegeben habe und den nur sie kennen, weil sein Geist (Frawaschi) vor der irdischen Geburt in der Welt der Unsterblichen weilte; erst Zarathustra ist's, der den Landbau und die Kultur unter den Schutz der neuen Religion stellt. Die Seele des Rindes antwortet beruhigt, jener Schützer werde gewiß die Macht haben, ihr Anliegen und die Absichten Gottes zu erfüllen.

Das Wort *sareǵa* leitet B. 1566 von einer idg. 'Basis' *ǵalg-* (*ǵhelgʷ-*) ab, wozu got. *hūlpān* gehöre. Vielmehr ist dieses Wort zusammengesetzt wie *kameredā-ǵa* (Nomin.), *hazairā-ǵa*, *aēwō-ǵa*, *werēpǵa* (*-ǵā*, *ǵā*) u. aa. aus *ǵan* 'tötend, schlagend' und *sare* 'das Böse, injuria, was die Sünder zufügen', altpr. *sara* (Abl. Gen. von *sar*, wie *ǵarda* von *ǵard*, Beh. 4, 4); die Bedeutung dieses Wortes ist ähnlich der von *gastā* und *arēika*, welche durch dasselbe babyl. *bšši* (sus. *mušnika*) übersetzt werden. Der Schützer heißt also 'der Böses schlagende'.

In der zweiten Zeile ist *ādrēñg* nicht das von Roth unter Mißbilligung von Spiegel*) vorgeschlagene und von B. 322 ebenfalls verglichene skr. *ādhrā*, dessen Bedeutung nicht zu dem Gedankengang paßt, sondern gehört zu *ā-derejēitē*, skr. *ā-drijatē* 'er beachtet' in einem Fragment bei B. 689, und zu *a-deretō-fkapša* 'den Lehrer nicht achtend', B. 60; die Bedeutung würde demnach sein: Achthaben, Absicht, Ziel; letzteres ist sogar lautlich verwandt, indem *derejēitē* dem ags. *tīljan*, got. *ga-tilon* 'erlangen', *tīl-s* 'schicklich' entspricht. Hiermit stimmt auch die Übersetzung von Mills: *how the lofty ones move their plans*²⁾.

Kereduš kann nicht dasselbe sein wie skr. *ṛhardis* 'Schutz', got. *skildus*³⁾. Den Wechsel von *k* und *ḱ(h)*, skr. *ś* und *ḱh*, kann man nur in ganz sichern Fällen wie lit. *akmen-* und skr. *āsman-* anerkennen, nicht um ein dunkles Wort zu erklären. Im vorhergehenden Liede findet sich in ähnlicher Verwendung *rafebrāi*, 'zum Beistand', nach der Trad. *rāmīšn* 'Freude, Vergnügen'. Der Zusammenhang empfiehlt die Bedeutung 'Nutzen', was auf gr. *κέρδος*, 'Nutzen, Gewinn, auch Klugheit', führt (er die betonte, *erē* die schwache Wurzelgestalt, *uš* neben *os* wie *ǵanuš* neben *ǵévoc*). Wenn die Grundbedeutung von *κέρδος* 'Klugheit' wäre (wie in *κερῶν* 'Fuchs', *κερδούνη*), wofür auch das ir. *cerd* 'Kunst, Handwerk' spräche, so würde der Sinn sein: mit Klugheit, weise handle ich, wenn ich mich an euch

1) *ašā* statt des Nomin. *ašem*, wie B. 230, 10. 24. 231, 9. 233 2 u. 1 v. u. nachweist. Vgl. Bartholomae, d. Gathas. Straßb. 1905, 6.

2) ZDMG. 25, 316.

3) The Gathas of Zarathushtra. Leipz. 1900, S. 22.

4) Wortüber Schrader, Reallexikon 721.

wende. Der Einwurf, daß *képdoc* ein *k̂*, arisch *s* voraussetze, weil seine Bedeutung 'Klugheit' vom 'Herz' als Sitz des Verstandes ausgehe, und daher dem skr. *śrad* in *śrad-dhā*, med. *zrazdā* entspreche, ist deshalb nicht von Gewicht, weil diese Zusammenstellung von Schrader, der sie zuerst ausgesprochen hat, jetzt ¹⁾ mit einem leisen Zweifel wiederholt ist. Man könnte geneigt sein, *képdoc* an skr. *krātu*, med. *bratu*, 'Ratschluß, Verstand', anzuschließen, in welchem Falle das *d* in *krd* determinativ an skr. *kar*, *kakarmi* angetreten wäre. Jenes *śrad* hat vielmehr die Bedeutung 'Vertrauen, Glaube', und gehört zu derselben Wurzel wie *śarand*, *śarman* 'Obdach, Schutz, Zuflucht', die auch mit *śri*, *śrđjati*, im medium 'sich anlehnen, um Hilfe angehen', gr. κλίνω verwandt ist. Sie hat also mit 'Herz' nichts zu tun, das med. *zrazdā* hat nur seinen Anlaut volkstümlich an *zareða* Herz angeschlossen, B. 1702.

Die Strophe wäre daher zu übersetzen: "ihm antwortete Ascha: (noch) ist nicht ein Schützer ohne Anfeindung (durch Boese) für das Rind; du vermagst nicht zu wissen, durch welchen von jenen (von den Himmlischen für ihr Vorhaben ausersehenen) zu ihrer Absicht gelangen die Gerechten (stets nach Gerechtigkeit verfahrenen). Unter den Wesen (spricht die Seele) ist er der stärkste (wie ich fest vertraue) — er ist's, zu dem ich mich mit Anrufungen erfolgreich wende".

Mit der kurzen Besprechung einiger beliebige entnommenen Wörter möge dieser Aufsatz über das Bartholomae'sche Werk, worin über alle Fragen der Grammatik und Etymologie des Altiranischen unmittelbar Antwort gegeben wird, und dessen Bedeutung durch die Mitteilung abweichender Auffassungen nicht verringert werden soll, schließen.

Das Überschreiten der großen Ströme Mesopotamiens geschieht von den ältesten Zeiten bis heute auf dreierlei Weise, wie für das Altertum auf den Reliefbildern assyrischer Bildhauer, für die Neuzeit auf den Abbildungen in Reisebeschreibungen veranschaulicht wird. Die Perser des Dareios machten es wie die Assyrier. Man schwamm, von luftgefüllten Schläuchen unterstützt, hinüber, oder man zimmerte Flöße (Pontons), die hauptsächlich als Fähren an den Übergangsstellen der Heerstraßen dienten und auch Rosse und Kameele überführten; auch an diese Fahrzeuge befestigt man viele Schläuche ²⁾. Auf der großen Straße von Susa nach Sardes mußten die Heere auf solchen Fähren übersetzt werden, denn es gab keine stehende Brücken. Die Bezeichnungen für 'Brücke' gehen von der Furt zum Durchwaten, von dem Holzsteg, bisweilen über Stricke gelegt, oder vom Damm (γέφυρα) aus ³⁾. Die Hithiten in Kappadokien haben zuerst eine Steinbrücke über den Halys erbaut, welche mit Brückenköpfen bewehrt war und als Wunderwerk galt ⁴⁾. Die Armenier, die aus Phrygien, also über den Halys in ihr Land gewandert sind, nennen die

1) Schrader Reallexikon 470.

2) Leonharti Rauwölfen . . beschreibung der Raif etc. Augsb. 1583, 163. 240. Von den zahlreichen Abbildungen möge nur auf Ker Porter, Travels 2, 259. Chesney, Exped. to the river Euphrates 1, 57. 2, 636. Dieulafoy, A Suse 169. 178. 181 usw. verwiesen werden. Xenophon (Anab. 2, 4, 28) erwähnt Flöße aus Häuten, und der Periplus des erythr. Meeres (ed. B. Fabricius 64) χρεῖται δερματίνων ἐξ ἄκων.

3) Schrader Reallexikon 114.

4) Herodot 1, 75. 5, 52.

Brücke *kamourj*. Dies ist nicht das griech. γέφυρα, sondern das von **kamen* (ruß. *kamy*, lit. *akmū*) 'Stein', abgeleitete gr. καυδρα 'Gewölbe', lat. *camara* (u. a. auch Brücke oder Verdeck des Schiffes und Schiff mit Verdeck), iran. *kamara* 'Gürtel', np. *kamar* 'Stein, Fels, Körpermitte, Gürtel'; ein osetisches Rätsel¹⁾ vergleicht den Gürtel an einem langen Menschen mit der Brücke (*hid*, med. *haštu*) über ein Gewässer. Auch Schiffe mit Segeln gab es schon seit alter Zeit von verschiedener Größe und Gestalt, auch ganz runde von verpichtem Holzgeflecht. Der babylonische Empörer Nidintubel erwartet den Dareios auf einer Tigrisflottille, *nāwija* B. 1065; 'die Soldaten müssen auf Schläuchen hinüberschwimmen', *maškaḫwā*, Loc. plur. von *maškā*, 'unrichtig' *maḏjakāḫwā* B. 1116. Jackson²⁾ hatte *mjakauwa* auf dem Felsen zu erkennen geglaubt, worauf ihm der Unterzeichnete die Vermutung ausgesprochen hatte, daß dennoch *š* statt *j* möglich sein dürfte, worauf der amerikanische Iranist so freundlich war zu schreiben (7. Dez. 1903): 'Your conjecture *maškaḫwā* ist so brillant, that I am almost tempted to doubt my reading on the rock as *mayakāwā*, but the *y* did seem quite certain in my notes, for I examined the word with great care. In every case I tried to be as conscientious as possible and to study each mooted word again and again'. — Inzwischen hat Foy in einem wichtigen Aufsatz Z. f. vgl. Spr. 37, 553³⁾ ebenfalls *maškaḫwā* vermutet, und auch Hüsing hatte nach brieflicher Mitteilung vom 1. Okt. 1904 diese Lesung vorgeschlagen. Bei der Schwierigkeit, den betreffenden Charakter auf der verwitterten Stelle zu erkennen — was doch Rawlinson nicht gelungen war — ist also eine Verwechslung des *š* (welches die susische Übersetzung bietet) mit *j* nicht ausgeschlossen, da beide Zeichen aus 3 Keilen bestehen, von denen ein Winkelkeil beiden gemein ist. Das Wort scheint nicht aus dem assyr. *mašku*⁴⁾ entlehnt zu sein, sondern aus der aramäischen emphatischen Form *meškā*, deren *ā* der Perser als weibliche Endung auffaßte und jenen Locativ. fem. bildete⁵⁾. Das Wort findet sich in np. *mašk*, aus welchem das arab. *mask*⁶⁾ und arm. *mašk*⁷⁾ stammen. Das ägyptische hat *mesek*, 'Hesychios' μέσος κώδιον καὶ δέπμα (Nikandros), was offenbar aus dem Syrischen stammt. Merkwürdigerweise ist das griech. μέσος nach indogermanischem Gesetz

1) Osetische Texte von Tschonkadze und Tsoarajef, hrsg. von Schiefner, Petersb. 1868, S. 30, Nr. 2.

2) Journal of the American Orient Soc. XXIV, 1903, 85. 86.

3) Der vom 1. Juli 1901 datiert erst mit Abschluß des Jahrgangs 1904 dem Unterzeichneten bekannt ward.

4) *maš-ku-u* Tierhaut, z. B. im Gilgamiš-Epos bei Jensen in Schraders Keilschr. Bibl. VI, 1901, Taf. II, 42, S. 138. X, 32, S. 226. XI, 253, S. 248 und Bemerk. S. 401. 515. In den histor. Inschriften oft mit Ideogramm geschrieben, z. B. Inschr. des zerbrochenen Obeliskens Tiglatpileser I (um 1000) *elippē (mašku)taḫ-ši-e* in Schiffen aus Häuten, s. Annals of the Kings of Assyria ed. by Wallis Budge a. King S. 131, 22. 355, 34. 365, 64.

5) Nach Rauwolf S. 133. 239 ist *meska* grobes Zeug von Ziegen oder Elselshaaren für Zeltdecken oder raue Gewänder, was in der Bibel *Sak* heiße.

6) Dozy Supplément des dict. arabes 592^a; umgekehrt: Fleischer Ber. d. sächs. Ges. d. W. 11. Dez. 1886, S. 183.

7) Hübschmann ZDMG. 46, 244.

aus *mskōs* (mit sog. *m* sonans) formiert ¹⁾. Nicht gehört hieher das russ. *měšū* 'Schlauch', welches de Lagarde zu arm. *mašk* gestellt hat; das *š* ist nicht aus *sk*, sondern aus *s* entstanden, wie die Ableitung *mēšokū* ('Sack') lehrt; es ist vielmehr lett. *maiss*, 'Sack', ahd. *meisa* ('Kötze, Korb auf dem Rücken'), und gehört zu skr. *mēśā*, 'Widder und dessen Vlies' ²⁾. Das ferner von de Lagarde als Stammwort bezeichnete arm. *mašel*, das er mit *mactare* zusammenstellte, hat mit *mašk* nichts zu tun, bedeutet auch nicht *mactare*, sondern 'verbrauchen, abnutzen', z. B. *handerdz mašel* 'ein abgetragenes Kleid', *mašouk* 'Trödelkram'.

Der Ausdruck für das aus Balken gezimmerte Floß scheint altp. *pisa* Beh. 5, 25 zu sein. Aus den nur ganz lückenhaften Worten der Inschrift, von Oppert teilweise ergänzt und übersetzt³⁾, geht hervor, daß zur Besiegung des *Skunka*, des Häuptlings der Saka mit Spitzhüten (Z. 23), Dareios auf Flößen (*pisā*, Instrum. des kollektiven Singulars) über das Meer (*draja*) setzt. Das Floß nimmt seine Bezeichnung vom gezimmerten Balken her, wie *cxēdā* von *cxēd*, *cxīd*, altn. *beit* (Floß, Hāwamál 90) von *bīti* (Balken), verschieden von an. *bōtr*, dän. *baad*. Daher würde man eine Etymologie gewinnen, wenn man *pīśā* (wie *Hīdus*, *Wīdafarnā*) läse und es zu *πίναξ* (für die Schiffsbalken, Odyssee 12, 67) stellte; die Wurzel würde *pišk* in starker und schwacher nasalisierter Form sein, *pi-na-k* und *pi-n-k*, wie got. *a-na-ks* (ĕđāpīva), skr. *a-n-gasā*, *ma-na-gs* zu *magan*, griech. ποδινηκῆς 'bis zu den Füßen reichend' (ein Rock, η-ve-κ) und ἐπηγεκνί(δ)ς 'Schiffsplanke', τὰ διηκεῖς ἕβλα, η-γ-κ-). Die Wurzel (worüber schon oben S. 107 gesprochen ist) erscheint im indischen *pīśāti* und bedeutet 'zurechtschneiden, gestalten, bilden', *piśā* 'Gefäß, Napf', *piśitā* 'ausgehauenes, zugerichtetes Fleisch'; dann erst 'schmücken', *pīśalā* 'ποικιλός'. Das Persische hat das Wort besonders für 'Schreiben' verwendet (B. 817), was nicht vom Schmücken, sondern vom Aushauen und Eingraben der Schriften auf Stein ausgeht: γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ 'ritzend auf eine gefaltete Tafel' (Diptychon II. 6, 169). Das griech. *πίναξ* 'Brett, Schlüssel, Schale' ist selbst wieder in die asiatischen Sprachen gedrungen, z. B. ins Armenische *pnak*, und ins Persische als *ping*, *pingān*, woraus wieder ar. *pingān* entlehnt ward⁴⁾.

Jaophšti, welches nach B. 1229 Fertigkeit, Gewandtheit, Geschick bedeutet, ist nach der Pahl.-Übers. genauer die Fähigkeit zu untersuchen oder zu beobachten. Der Drache Dahāka ist *hazānra-jaophštiš*, phl. *hazār-wağōstār* '1000fach lauernd oder aufsuchend' (wo er schädigen kann), in üblem Sinne; doch auch in günstigem Sinne ist Mithra *jaophštiwānt*, weil er als Sonnenwesen alles mit seinem Licht erspäht (er ist ein *spas* 'Späher', B. 1614); dann ist dieses auch Beiwort eines verständigen Mädchens. Ein verwandtes häufiges phl. Wort ist *wağōjišnē* Dinkart vol. IX, 451, 15. 566, 3, was der gelehrte Herausgeber Peshotan D. Behr. Sanjana mit *search*, *investigation*, *scrutiny* übersetzt. Diese phl. Wörter sind nicht desselben Ursprungs wie das medische Wort, welches, wie B. richtig bemerkt, auf *jug* zurückgeht, welches auch von geistigen Dingen gebraucht wird und

1) Prellwitz Etymol. Wtb. d. gr. Spr. 1892, 35.

2) Petersb. Wtb. Miklosich Etymol. Wtb. 194. Schrader 457.

3) Records of the Past 9, 68.

4) Fleischer a. a. O. 190. Nöldeke Pers. Studien 2, 38. Horn ZDMG. 49, 730; Grundriß 1, 2, 6.

besonders im Indischen mit *manas* oder *kittam* verbunden 'den Geist auf einen Punkt richten' bedeutet. Das phl. Wort ist aber mit np. *gājam* 'ich suche' aus **gūdām*, Infin. *gus-tan* verwandt, altp. *jud* 'kämpfen' mit demselben Übergang der Bedeutung wie got. *sakan* 'streiten', *sōkjan* 'suchen'. B. 1230 hat das Phl.-Wort unrichtig *ni-ēōdišn* gelesen (das phl. Zeichen *n* ist mit *u* und *ē* mit *g* identisch) statt *wa* (genau: *wi*) *-jōdišn*, später *-jōjišn* (nach der Pāzendumschrift). Unrichtig ist auch np. *čust* 'flink' hieher gestellt, welches zu skr. *kud*, *kōdati* und dem deutschen *hetzen* (got. *hwatjan*) gehört und ein Partizipium von einem nicht mehr vorhandenen *čus-tan* aus *čud-tan* ist.

Ein häufiges med. Wort ist *hwāpra*, phl. *hwārīh*, skr. (Neriosengh) *śubham*, wofür B. 1876 richtig die Bedeutung Wohlbehagen aufgestellt hat, aus der sich die weitem von Leichtigkeit, Glück, Glanz ergeben. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob *āpra* von *an* 'atmen' komme, einer zweisilbigen Wurzel, skr. *ani-ti* 'er atmet', *ani-lā* 'Wind, Luft'. Im Sanskrit gibt es kein *ātra*, wohl aber *antrā-m*, welches aus *antara* 'der innere' verkürzt ist und dem griech. *ἐντέρον* 'Eingeweide' entspricht, und die Dehnstufe *āntrā-m*, griech. *ἥτρον* 'Bauch' und *ἥτρον* 'Herz' neben sich hat, wie Fick im Vergleich. Wtb. verzeichnet hat.

Die Namen der Organe im Körper, die Eingeweide, *πλάγνα*, werden auch als Bezeichnungen geistiger Regungen verwendet, wie Zwerchfell für Verstand (*φρήν*), Herz für Gemüt, Leber für Mut, Liebe und Kummer (pers. und lat.), pers. *tēg-i gīgar* 'Degen der Leber', d. i. des Mutes, *gīgar garm* 'Leber-warm, ein Verliebter'¹⁾; im Alten Testament, welches uns die morgenländischen Anschauungen besonders geläufig gemacht hat, prüft Gott Herzen und Nieren, Jerem. 11, 20, 12, Psalm 7, 10, Apokal. 2, 23; mein Eingeweide (*mē'a-i*) summt wie die Kinnör (Zither), und mein Gedärm (*kirāb-i*) über (die Stadt) Kīr hāres, Jes. 16, 11 (vgl. Jerem. 48, 36, wo *lib-i* 'mein Herz'); alle meine Eingeweide (*kāl-kirāb-i*, parallel zu *napēš-i* 'meine Seele', eigentl. Hauch, Atem) loben den Namen Jahwehs, Ps. 103, 1; ich will mein Gesetz in ihre Eingeweide geben und in ihr Herz schreiben, Jerem. 31, 33. Merkwürdigerweise wird im Persischen das Gehirn als Sitz eines körperlichen Zustandes aufgefaßt in der vom Kopfweh ausgehenden an den Gast gerichteten Frage: *demāg-i šumā čūk est* 'befindet sich Ihr Gehirn in gutem Zustand?'²⁾

Das Wort *hwāpra* bezeichnet daher nicht das Atmen in der Hochlandluft³⁾, sondern das Wohlbefinden des innern Menschen, dessen er durch die innern Organe des Körpers sich bewußt wird, wie man äußere Tätigkeit im Persischen überaus oft nach der Hand benennt. Im Griechischen ist *εὐ-πλαγνός* bei Hippokrates einer mit gesunden Eingeweiden, später ein Mitleidiger, *εὐπλαγνία* bei Euripides Mut, später Mitleid. Erst aus der ursprünglichen Bedeutung entwickelt sich die von Glück und Glanz: die Berge sind *aša-hwāpra* von reinem Glanz (im Sonnenlicht), die Götter bewohnen die Welt des Lichtes und der Seligkeit (*pouru-* und *wisrō-hwāpra*).

Das Gegenteil ist *duš-āpra* 'Mißbehagen, Unglück' B. 756, *dučātwr, dūcplaγnocs*.

1) Vgl. Schrader Reallex. 470.

2) Brugsch Reise der preuß. Gesandtschaft 1, 204.

3) Wir hatten (in Teherān) kaum Luft und Atem geschöpft nach den Mühen der großen Reise durch das iranische Hochland, Brugsch das. 203.

Das Pahlawi-Wort, welches *hwāpra* wiedergibt, *hwārīh*, ist np. *hwārī* (spr. *hwārī*), welches aber nicht mit dem med. Wort gleich ist, denn dann müßten wir im Phl. *hwāsar*, im Np. *hwāhar* finden. Vielmehr entspricht es dem altp. (*h*)*uwcāra* in (*H*)*uwcāra-zmī-š* (Chiwa), med. *hwārī-zem* B. 1855. 1878; ohne das Wort *zem* 'Land': *hwār* (arab. *al-huwar* Istachri 208, 9), die Stadt östlich von Rai, von welcher die Landschaft *Xoaprvh* (Isidor. Char. 13) benannt ist; np. *bar-ō hamak kār-i dušwār hwār* (*hār*) 'für ihn jedes schwere Geschäft leicht ist'. Die Bedeutung von **hu-wāra* ist: was sich dem Wunsch oder Belieben gut fügt, angenehm, leicht, zart, z. B. *hwār-tan* 'von zartem Körper', und in nachteiliger Bedeutung: gering, verächtlich. Anquetil hörte von seinem Parsilehrer, daß der Name des Landes Chārizm 'lieux délicieux' bedeute¹⁾.

Hamaspapmaḡdaja ist von B. 1776 unerklärt gelassen, und doch konnten die bisherigen Versuche, eine Etymologie zu gewinnen, leicht auf eine solche führen. *Maḡda* ist das np. *maida* 'feines Weizenmehl', dann aber der Name eines Konfekts oder süßen Brotes von diesem Mehl, Milch und Zucker, auch wohl mit Zutat von Fruchtsaft; daher auch *maida-sālār* 'ein Brotbäcker'²⁾. Dieses Wort hatte schon Roth ZDMG. 34, 706 angeführt, ohne es seiner Erklärung zugrunde zu legen. *Hamaspāt*³⁾ ist insofern nicht ohne Interesse, als es die volle Form des bekannten skr. *śāsīwat* ist, welches, wie Roth noch nicht erkannt hatte, für *sa-śīwat* (mit Assimilation des *s* an *ś*) steht und dem griech. *σπavr-* entspricht. Statt *sa*, iran. *ha* steht in dem medischen Wort das vollständige *hama*, skr. *sama*. Das Fest hat also seinen Namen von den süßen Broten, den Draona, welche an den letzten fünf heiligen Tagen des Jahres fortwährend gebacken und gegessen werden⁴⁾.

Die Zusammenstellung von *hamaspāt* mit *śāsīwat* und die Assimilation des *s* hatte bereits Burnouf im *Commentaire sur le Yaçna* (1835) S. 332. 333 ausgesprochen; er behält also recht, wenn er übersetzt 'relatif au sacrifice perpétuel', oder etymologisch: 'immerwährende Süßbrote (Lebkuchen) habend'. Wenn man an dieser materiellen Bezeichnung eines heiligen Festes Anstoß nimmt, muß man bedenken, daß nicht nur bei der Schilderung des Lebens der Glücklichen bei Jima, sondern auch des Paradieses selbst süße, wohlriechende Speisen nicht vergessen werden, und daß gerade bei der Feier der Gahanbars ausdrücklich von Essen und Trinken (*taršū hšudra-ka*) die Rede ist, wie auch in der römischen und germanischen Religion das Verzehren von Kuchen (lat. *libum*, deutsch *hläif*) die wichtigste Handlung ist⁵⁾, daß engl. *solmónath* 'mensis placentarum' bedeutet⁶⁾, und das jüdische Pesach das Fest der süßen Brote,

1) Vullers Lex. lat.-pers. 1, 737.

2) Vullers Lex. pers. 2, 1252a.

3) *t* ward zu *p* nach Barthol. Grundriß 1, 182, Nr. 44.

4) Später dauerte dieses Fest der Ahnen 10 Tage, weil man nicht einig werden konnte, ob die 5 letzten Tage des 12. Monats oder die auf ihn folgenden 5 Schalttage gemeint seien, und man daher beide Tageszahlen addiert hat. Richtig ist, daß die seligen Geister zwischen den Jahren an ihren irdischen Aufenthalt zurückkehren, wo der Kreislauf gewissermaßen unterbrochen, das alte 12 × 30 Tage lange Jahr vergangen ist, und der erste Monat des neuen noch nicht begonnen hat.

5) Grimm Mythol. 56 u. off.

6) Schrader Reallex. 112.

hag ha-mazzōth 2. Mose 23, 15; 3. Mose 23, 6, auch kurz *ha-mazzōth* 'die Kuchen' 2. Mose 12, 17, griech. (ἐορτή) τῶν ἁζύμων Marc. 14, 12 genannt wird.

Eine der wichtigsten Stellen der Gāthās, Jasna 30, 3, führt den Dualismus des Guten und Bösen im Bild eines Zwillingspaars uranfänglicher Geister vor, die jeder für sich schaffend wirken, das Gute und Böse (personifiziert) sind, und allen Geschöpfen ihr Wesen aufprägen: alles reine und nützliche ist die Schöpfung des *speñtō* (fördernden oder heiligen), alles unreine und schädliche die Gegenschöpfung des *anra mainju* (bösen Geistes); dem Menschen ist die Wahl gelassen, ob er sich von seinem Verstand geleitet zur frommen Schar gesellen oder in Verblendung den Dämonen anhangen will; so heißt es:

"aber im Anfang (der Schöpfung) die beiden Geister, welche als Zwillinge mit eigner Wirksamkeit gehört worden sind (von denen dies offenbart ist) — (sie sind) in Gedanken, Wort und Werk die beiden: das bessere und das böse — zwischen diesen beiden haben die Verständigen recht gewählt (sich recht entschieden), nicht so die Unverständigen".

Die Strophe enthält eine bündige Zusammenfassung der dualistischen Lehre, und in späterer Zeit hat man ihr noch den Satz (Wend. 19, 9): "ich will besiegen den Bösen durch das Wort, wodurch der heilige Geist schuf (als Schöpfer tätig war) in der unbegrenzten Zeit", verbunden und die unbegrenzte Zeit (med. *Zruwan*, np. *zarwān*, Mask.) als ein männliches, vielleicht Zwitterwesen aufgefaßt, aus welchem die beiden Geister entsprungen seien. Sie ist daher in der danach benannten Lehre der *Zarwānīer* "Zerwaniten" das Urwesen, während sonst, namentlich bei den Gajomarthiern, Gott als ewig und unerschaffen, Ahriman aber als geschaffen galt, oder wie Lactantius berichtet¹⁾, Gott den Logos und den Teufel schuf; wie dies in den oft angeführten persischen und armenischen Darstellungen aus sasanischer Zeit²⁾ und in Schahrastānīs († 1153) Werk über die Religionsparteien³⁾ ersichtlich ist.

Das schwierigste Wort der Strophe *hwafēna*, welches 'mit eigner Wirksamkeit' wiedergegeben ist, hält B. 1863 für dasselbe wie *hwafna*, 'Schlaf' (skr. *swāpna*, gr. ὕπνος, lat. *somnus*, alts. *sueðan*), und übersetzt: "die sich durch ein Traumgesicht offenbarten (S. 1292)". Diese Übersetzung streitet gegen die Überlieferung, welche *hwafna* sonst stets durch *hwāp* (Schlaf) wiedergibt, hier aber ein ganz anderes Wort sieht, das sie mit dem Ideogramm für *hwad*, 'selbst', schreibt (Nerios. *swajam*). Diese Übersetzung gibt freilich nur den ersten Bestandteil *hwa* des medischen Wortes wieder, aber es folgt ihr noch eine Glosse: 'nemlich sie sprachen

1) S. Franz Cumont Mithra 1, 139, n. 8.

2) Spiegel Traditionelle Literatur 2, 161. Elisché, der das Religionsedikt des Mihr-Nerseh, ao. 451, mit der Darstellung des damals herrschenden Zarwānismus aufbewahrt hat (übers. Saint-Martin Mém. sur l'Arménie 2, 472. Langlois Collection d'hist. armén. 2, 190b) und dessen ersten Abschnitt auch Eznik in seiner Widerlegung der Ketzer gibt (siehe Wilson the Parsi religion 542. Langlois 2, 375); Thoma Artsruni erwähnt nur kurz die Zwillinge Geister, s. Brosset Collect. des hist. armén. 1, 21; vgl. Jackson, Grundriß 2, 630. Benfey, Pantschatantra 1, 49 ff.

3) Übersetzt von Haarbrücker 1. Halle 1850, 277; vgl. Ulemā-i Islām in Vullers, Fragm. über die Relig. Zoroasters 44.

sich aus (erklärten) sich selbst als die Sünde und das gute Werk¹, was auf das folgende Bezug nimmt. Keinenfalls hat die Phl.-Übers. hier das Wort Schlaf gefunden, und Mills hat den in *hwafēnā* enthaltenen Gedanken richtig durch 'freiwillig handelnd' wiedergegeben; es kommt unserm 'selbständig' nahe, denn die Zwillingegeister schaffen nicht, wie man erwarten könnte, gemeinsam, sondern jeder für sich.

Das Wort 'Schlaf oder Traum' ist aber hier auch außerdem nicht treffend, weil im Awestā religiöse Wahrheiten nicht durch Träume, wie bei Chaldäern und Juden, vermittelt werden, sondern im Zwiegespräch des Propheten mit der Gottheit. Erst in später Zeit versetzt sich Ardā Wirāf durch Baṇha oder Hanf¹) in Ekstase, um seine Vision von Himmel und Hölle zu haben; im Altertum ist der Mensch erst nach dem Erwachen, wann der Hahn Parōdarš gekräht hat, in der Verfassung, seinen Pflichten nachzukommen, während er im Schlaf, in den er durch den weiblichen Diw Būšjasta mit den langen Pfoten (np. *būšāsp*, Barth. 970) mit den Worten „schlaf lange, o Mensch, deine Zeit ist noch nicht um“ (Wend. 18, 16) eingelullt wird und in welchem ihm nach Jt. 13, 104 böse Träume (*hwafna*), böse Erscheinungen oder Gesichte (*daesa*)²), böse Befleckung (*aoifra*)³) und böse Parika (Nerios. *rākšas*, nächtliche Unholdin, also Nachtmahr oder Alp) beunruhigen. Hiermit ist nicht unvereinbar, daß Gott *hwafnem-ka zaema-ka*, 'Schlaf und Wachen', geschaffen hat (J. 44, 5), daß es einen 'von Mazdā geschaffnen' Schlaf gibt (Wispr. 7, 3), denn der Schlaf ist ja als Erquickung nach der Arbeit eine Wohltat, jedoch infolge der Bewußtlosigkeit, in die er den Menschen versetzt, für die Einwirkung der Dämonen leicht zugänglich, weshalb es verdienstlich ist, den Schlaf abzukürzen und zu beten, bevor man sich legt⁴). Es würde daher das Wort, welches einen von ahrimanischen Erscheinungen begleiteten Zustand des Körpers bezeichnet, nicht für den Vorgang göttlicher Eingebung verwendet worden sein, selbst wenn das Traumorakel zarathustrisch wäre⁵).

Um die Erklärung der Pehl.-Übers., daß beide Geister für sich selbst handeln, jeder für sich das gute und böse Prinzip sind, etymologisch bestätigen zu können, muß man *hwafēnā* als Zusammensetzung von *hwa* 'selbst' und **afna* betrachten. Die beiden in der Fuge zusammentreffenden *a* verschmelzen zu kurz *a*, wie in *frapajēmi* (aus *fra-apo*), von derselben Wurzel wie **afna*, *upajana* (*upa-ajo*), *pouruśaspa* (*pouruśa-aspa*), *sjāwaršan* (*sjāwa-ao*) *sjāwaspi* (*sjāwa-ao*)⁶); es entspringt der Wurzel *ap*, skr. *āp*, und ist dasselbe wie skr. *āpnas* (Besitz, Habe, d. i. was erreicht ist) und *apna-rāg* (über Besitz gebietend), und verwandt mit *āpas*, lat. *opus*, welches im

1) Wie die Assassinen (von *hašiš* Hanf).

2) D. i. was sich zeigt oder erscheint, np. *dēs* in *hūri-dēs* das Ansehn eines Paradiesmädchens habend, *hājeh-dēs* Eierpilz (Pilz von Gestalt eines Ei's), *dēsah* Person, Jemand.

3) *hšudrā frāradajētē* wend. 18, 46.

4) Spiegel, Awesta übers. II, XLIX. vgl. Buch Tobit 6, 19, 8, 6.

5) Die Geschichten von Traumorakeln der Magier bei den Alten beziehen sich, abgesehen von ihrem zweifelhaften Ursprung, nicht auf göttliche Eingebung, sondern auf abergläubische Deutung der Träume, und stehen auf gleicher Linie mit der Wahrsagerei aus Körpermalen, Wasser, Schüsseln u. dgl., s. Brisson. II, c. 63.

6) Handbuch d. Z. 358a. Barth. Grundriß 154, Nr. 3.

med. *h(u)wapa* und *hwāpā* enthalten ist. Näher jedoch steht ihm in Bildung und Bedeutung das nordgermanische *afn*, welches im altn. Verbum *efna* (Perf. *efnda* 'ausführen, tun'), ags. *āfnan*, *efnan* und besonders im niederländischen *oefenen* enthalten ist, welches in zahlreichen Verbindungen mit Hauptwörtern im Sinn von bewirken, behandeln, sich beschäftigen verwendet wird; auch ostfries. bedeutet *ovonia*, *ofnia*, nordfries. *oeffenjen* 'tun'¹). Die deutschen Sprachen haben 'üben', ahd. *uoban*, alts. *ōbean*, auch dän. *öve*, skr. *āpas*. Das medische Wort erinnert daher in der Bildung an das lat. *agnopere* neben *magno opere*, *summopere*, *tantopere* (also auch *opus* mit Pronomen) und an die Wendung *sui operis esse credens* (Livius 36, 34). Es hebt demnach hervor, daß beide Wesen ihre eigne Tätigkeit haben, daß also, wie Eznik und Eliše ausführen, Ormizd die Engel, Arhmen die Diws, jener alles Glück, Gesundheit, Schönheit und Ehren, dieser alles Leiden, Krankheit, Ungemach und Tod geschaffen habe, und daß alle Menschen taub und blind sind (phl. *karr u kōr*), die Gott den Tod schaffen lassen.

Justi.

Marburg.

Mitteilungen.

Otto Böhlingk.

Am ersten April 1904 starb in Leipzig, achtundachtzig Jahre alt, Otto Böhlingk, ein Heros der Wissenschaft. Ich habe diesen außerordentlichen Mann beinahe vierzig Jahre lang gekannt, habe fünfzehn Jahre hindurch im vertrauten persönlichen Verkehr mit ihm gestanden und mich bis zu seinem Tode seiner Freundschaft erfreut. So darf ich denn hoffen, daß bei dem Versuch einer Schilderung von Böhlingks wissenschaftlichem Wesen, die ich auf Wunsch des Herausgebers dieser Blätter versuche, der Einblick in die Persönlichkeit ersetzt wird, was mir etwa an Fachkenntnissen abgeht.

O. Böhlingk ist 1815 in Petersburg geboren, hat dort eine deutsche Schule besucht und einige Jahre an der Universität orientalische Sprachen, namentlich Arabisch, getrieben. In das Sanskrit wurde er durch Bollensen eingeführt, der sich damals vorübergehend in Petersburg aufhielt. In seinem zwanzigsten Jahre ging er zur Krönung seiner Studien nach Deutschland. Hier hatte ein junger Mann in Böhlingks Lage damals nur die Wahl zwischen Berlin und Bonn, die lebhaft rivalisierten. In Berlin war der Mittelpunkt der Sprachvergleichung, in Bonn, wo A. W. v. Schlegel und Lassen lehrten, der Sitz der beginnenden Sanskritphilologie. Schlegel und Lassen wollten, wie bekannt, Bopp nicht als Sanskritkenner gelten lassen und machten ihm namentlich zum Vorwurfe, daß er die indischen Grammatiker weder kenne noch richtig beurteile. Böhlingk ging zuerst nach Berlin, aber sein auf das Spezialstudium gerichteter Sinn fand bei Bopp keine Befriedigung, und bald erfüllte sich die Prophezeiung des Lehrers: ich sehe schon, Sie gehen doch noch nach Bonn. Hier wurde Böhlingk auch nicht eigentlich ein Schüler von Schlegel, denn er war der Schülerschaft schon entwachsen, aber er empfing die nachhaltigste

1) Woordenboek der nederlandsche taal, door M. de Vries u. a. 10, 38.

Anregung, und zwar zunächst für sein erstes großes Werk, die Ausgabe des Pāṇini, welche 1839 und 40 erschien. Pāṇinis acht Bücher grammatischer Regeln zu verstehen ist auch jetzt noch trotz aller Hilfsmittel keine leichte Sache und war damals außerordentlich schwer. Man besaß zwar eine in Kalkutta gedruckte Ausgabe nebst Scholien, aber zur Einführung in die Fülle der technischen Formeln und das schwer verständliche System hatte man nur die unvollendete Grammatik von Colebrooke, welche in Kürze und Schwierigkeit des Ausdrucks mit dem zu erklärenden Autor wetteiferte. Es war deshalb ein außerordentliches Verdienst, daß Böhlingk den Text neu abdruckte, Indices, Erklärungen der Kunstausdrücke und einen fortlaufenden Kommentar hinzufügte, so daß es demjenigen, der genug Vorkenntnisse und Fleiß mitbrachte, möglich wurde, sich einzuarbeiten. Die Größe der Leistung wurde von den Zeitgenossen gebührend anerkannt, z. B. in einer noch heute lesenswerten Rezension von Lassen im vierten Bande der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, in der zugleich auch Westergaards *radices* besprochen wurden (vgl. auch Weber *Indische Studien* 5, 1 ff.). Die Darstellung ist in dem Jugendwerke dieselbe, die sie immer geblieben ist. Sie geht ohne weiteres auf die Sache, ist knapp, kunstlos und in der Fassung durchaus esoterisch. In Bonn faßte Böhlingk auch schon den Plan zu einem Thesaurus der Sanskritsprache, zu dessen Herstellung er sich mit seinem eben genannten ebenbürtigen Freunde Westergaard, mit Gildemeister und Delius (der sich später der Shakespeare-Forschung zuwandte) zu vereinigen gedachte. Indessen wurde der strebsame Kreis dadurch getrennt, daß Böhlingk 1842 an die Akademie der Wissenschaften in seine Heimatstadt berufen wurde. Diese Anstalt hat vor anderen die Einrichtung voraus, daß sie ihren Mitgliedern genügendes Einkommen gewährt, wofür sie nichts anderes verlangt als wissenschaftliche Arbeit. So kam denn Böhlingk früh in die Lage, in welcher er sein Leben hindurch geblieben ist, sich ohne Rücksicht auf die Pflichten eines Lehramtes lediglich den Aufgaben widmen zu können, die seiner Anlage und Entwicklung gemäß waren. Zunächst erschien noch in demselben Jahre die Ausgabe der *Sakuntala* mit einer Übersetzung von der Art, wie der Verfasser sie später noch öfters geliefert hat, nämlich eine rein philologische Wiedergabe ohne ästhetische Anforderungen. Böhlingk war stets der, wie mir scheint, sehr richtigen Meinung, daß genaue Übersetzungen in allen Gattungen der Philologie sehr förderlich seien und daß sie viel zu wenig geliefert würden. Dann erschien eine Anzahl von Aufsätzen, denen man anmerkte, daß ihr Verfasser sich mit dem Gedanken an eine vollständige Sanskritgrammatik trug, unter ihnen der erste Versuch über den Akzent im Sanskrit, womit ein Gegenstand behandelt wurde, der in den bisherigen Grammatiken völlig vernachlässigt worden war. Der Verfasser mußte die Lehre vom Akzent lediglich aus den grammatischen Schriften ziehen, denn von den akzentuierten Texten, die wir jetzt in Fülle besitzen, war noch nichts vorhanden. Auch Rosen hatte in seinem Anfang einer *Rigveda*-Ausgabe, der bald durch den Tod des Herausgebers ein Ziel gesetzt wurde, auf den Akzent keine Rücksicht genommen. Erst nachdem die Arbeit in der Hauptsache vollendet war, kam Böhlingk in den Besitz einer akzentuierten Handschrift des *Rigveda*. Er hat mir gelegentlich erzählt, wie erschrocken er war, als ihm in dem Texte ein völlig abweichendes Akzentbild entgegentrat, bis sich dann zu

seiner Beruhigung herausstellte, daß das Befremdende nur in der Bezeichnung lag, in der Sache aber die Grammatiker und die Handschriften übereinstimmten. Wie man schon aus dieser Bemerkung sieht, war damals die Zeit des Veda gekommen. Auch Böhltlingk wandte sich mit aller Energie den neuen Aufgaben zu. Davon geben nicht nur die Abschriften Zeugnis, die er für seinen Gebrauch anfertigte, sondern namentlich auch die Anmerkungen zu den vedischen Hymnen in seiner 1845 erschienenen Chrestomathie, die noch heute gelesen zu werden verdienen. Aus dem, was die nächsten Jahre brachten, erwähne ich nur die Ausgabe eines indischen Grammatikers, des Vopadeva, die als ein Nachklang zu der Bearbeitung des Pānini anzusehen ist. Ich führe, um die damalige wissenschaftliche Stimmung Böhltlingks zu kennzeichnen, aus der Vorrede die folgenden gegen Bopp gerichteten Sätze an: „Der zweite Grund (für den Entschluß, dies Buch herauszugeben) war der, daß Carey und Forster bei ihren Grammatiken Vopadevas Werk zugrunde gelegt haben, und Bopp, der weder bei seinen grammatikalischen noch bei seinen lexikalischen Werken andere als sekundäre Quellen benutzt, teilweise dem letzteren von den beiden eben genannten englischen Grammatikern folgt. Ich hielt es demnach nicht für eine verlorene Arbeit, wenn ich denjenigen, die auf eine selbständige Weise mit der Sprache der alten Inder vertraut zu werden wünschen — und solche gibt es jetzt zum Glück viele — den Zugang dazu erleichterte.“ In späteren Jahren kam Böhltlingk im Gespräch gelegentlich auf dieses Urteil zurück, erklärte es für zu schroff und gab seiner Bewunderung für die Boppsche Gesamtleistung lebhaften Ausdruck.

Haben wir Böhltlingks Bestrebungen bis jetzt stets auf dasselbe Gebiet, die indische Philologie, gerichtet gesehen, so betrat der unermüdliche Arbeiter mit seinem nächsten großen Werke Über die Sprache der Jakuten, Grammatik, Text und Wörterbuch, 1851 das Feld der allgemeinen Linguistik. Die Veranlassung zu der Digression gibt der Verfasser in der Einleitung selbst an. Der Naturforscher Middendorff hatte 1845 von einer sibirischen Reise u. a. auch Sammlungen über die Sprache der Jakuten mitgebracht, Böhltlingk wünschte sie im Interesse der Sprachwissenschaft verwertet zu sehen und übernahm, da kein anderer sich finden wollte, selbst die Bearbeitung, wobei er übrigens außer Middendorfs Beiträgen nicht bloß die übrige Literatur, sondern auch als wichtigste Quelle einen in Petersburg lebenden Russen benutzte, der des Jakutischen vollkommen mächtig war. Liest man in dem Werke, so bekommt man den Eindruck, daß der Verfasser desselben nicht bloß das Jakutische, sondern auch die türkisch-tatarischen Sprachen überhaupt vollkommen beherrscht. Die Energie, mit der Böhltlingk ein ihm bis dahin fremdes Gebiet eroberte, ist bewunderungswert und das Ergebnis der Anstrengung würdig; denn ich glaube, daß die jakutische Grammatik eine seiner besten Arbeiten ist. Streitherg äußert sich darüber in der „Frankfurter Zeitung“ vom 2. April wie folgt: „Die jakutische Grammatik ist wohl die beste deskriptive Darstellung, die wir von einer nicht indogermanischen Sprache besitzen. Man hat noch jüngst das Werk ein Zukunftsbuch genannt, weil es durch seine Methode berufen ist, als Muster und Vorbild zu wirken. Schon heute hat es durch die unbefangene, rein sachliche, vom Schema der indogermanischen Grammatik völlig abstrahierende Darstellung eine große Bedeutung für die

Untersuchungen der allgemeinen Sprachwissenschaft und der Sprachpsychologie gewonnen."

Über diesen Studien hatte aber die Beschäftigung mit der indischen Welt, wie sich denken läßt, nicht geruht. Böhlingk hatte den Plan einer Herausgabe des Rigveda erwogen, war aber durch Umstände, die hier nicht erzählt werden sollen, an der Verwirklichung gehindert worden, so kam er denn auf den Jugendgedanken eines großen Wörterbuches zurück, dessen Fehlen jeder Freund der Sanskritstudien täglich empfand. Er sah ein, daß er für den Veda der Hülfe eines Spezialisten bedürfe und fand ihn für kurze Zeit in Aufrecht, dann in Rudolf Roth, mit dem zusammen er das Werk zu Ende geführt hat. Im Laufe der Zeit traten noch andere Freunde hinzu, namentlich Stenzler, Weber (dessen Beiträge leider von Roth oft zu sehr verkürzt wurden), Whitney. Da die Akademie die nötigen Mittel zur Verfügung stellte und auch die Ausarbeitung in deutscher Sprache bewilligte, so war das große Unternehmen gesichert, das Böhlingk ungefähr ein Vierteljahrhundert hindurch beschäftigt hat. Die objektive Leistung war außerordentlich. Wohl gab es schon ein Sanskritwörterbuch, das 1819 erschienene von H. H. Wilson (über welches man den lehrreichen Artikel von A. W. v. Schlegel in der Indischen Bibliothek 1, 295 ff. nachlesen möge), aber es war wesentlich aus den indischen Wörterbüchern gezogen, ohne Belege aus der Literatur, und überdies kaum zu haben, so daß, wie erzählt wird, Rückert es sich abschreiben mußte, um es benutzen zu können. Das neue Werk aber stellte sich auf eigene Füße. Die Literatur, deren man in Ausgaben oder Handschriften habhaft werden konnte, wurde mit unermüdlichem Fleiß ausgebeutet und in jedem Artikel die chronologische Anordnung durchgeführt. Es wurde also völlig mit der alten jetzt immer noch in manchem Wörterbuch einer lebenden Sprache befolgten Methode gebrochen, welche Schlegel in dem angeführten Aufsatz geistreich verspottet, indem er als Musterartikel der alten Schule für das englische *fox* die Bedeutungen ansetzt: 1. Ein berühmter Staatsmann und Redner im Parlament. 2. Ein schlauer und in Verstellungskünsten geübter Mensch. 3. Ein kleines vierfüßiges Raubtier. Überall wurde die älteste Bedeutung, welche meistens auch die älteste belegte ist, an die Spitze gestellt, und damit sowohl eine Fülle verschlungener Bedeutungenentwicklungen entwirrt, als auch der Etymologie manch unschätzbarer Dienst geleistet. In der Tat darf man behaupten, daß das Petersburger Wörterbuch nicht nur eine unentbehrliche Grundlage für die Sanskritphilologie geworden ist, sondern auch die Sprachvergleichung mächtig gefördert hat, indem es die Etymologen von den Wurzeln mit oft erträumten Bedeutungen auf die belegten Wörter lenkte. Auch Böhlingks subjektive Leistung ist außerordentlich hoch einzuschätzen. Die Arbeit war so geteilt, daß Roth ein Wörterbuch, in welches bereits Whitneys und Webers Beiträge aufgenommen waren, von Tübingen nach Petersburg schickte und Böhlingk nun mit Benutzung dieser Vorarbeit den ganzen Artikel verfaßte. Schätzte man nach dem Raum, so kommen auf Böhlingk neun Zehntel der Gesamtleistung. Aber seine Arbeitskraft war damit noch nicht gesättigt. Ihm war während der Arbeit unangenehm aufgefallen, daß die in der indischen Literatur so zahlreichen Sentenzen, welche einen wichtigen und sozusagen den menschlichsten Teil derselben ausmachen, nicht selten in schwankender und verderbter Gestalt überliefert sein. Er entschloß sich daher, die Weisheit der Brahmanen zusammenzustellen, kritisch zu

bearbeiten und zu übersetzen, und auf diese Weise eine sich in zahllosen Einzelfällen aufdrängende Arbeit auf einmal und im Ganzen abzutun. So entstanden seine indischen Sprüche, ein Werk, in dem die reife Kunst des Philologen glänzend hervortritt.

Als Böhtlingk sein größtes Werk vollendete, war er sechzig Jahre alt, und seine Freunde waren gespannt, was er nun beginnen würde. Ich redete ihm zu, den Stoff des Wörterbuches in eine beschreibende Grammatik größten Stils umzugießen, womit er, wie ich betonte, nur auf einen alten Plan zurückkommen werde. Aber er war nicht dazu zu bewegen. Die Zeit, in der ein Mann neue große Originalwerke schafft, war für ihn vergangen. Was er noch leistete, wäre genug gewesen, um das Leben eines anderen Mannes auszufüllen, für ihn ward es nur eine Nachlese im großen Stile. Er war in das Zeitalter der zweiten Auflagen eingetreten. Zuerst bearbeitete er die Chrestomathie aufs neue. Er wollte ihr zunächst lediglich ein Spezialglossar beigeben, dann entschloß er sich, dieses etwas zu erweitern, und da sich bald ergab, daß die Grenze der Ausdehnung eine willkürliche sein müsse, entschloß er sich zu einer Revision des Petersburger Wörterbuches. Er unternahm das Sanskritwörterbuch in kürzerer Fassung, welches ihn zehn Jahre lang in Anspruch nahm. Als Roth den ersten Korrekturbogen mit der Bitte um Durchsicht und etwaige Beiträge erhielt, schickte er ihn mit den bezeichnenden Worten "infandum regina jubes renovare dolorem" an den Freund zurück, Böhtlingk aber war glücklich, denn er hatte nun eine große Arbeit vor sich, an die er gewöhnt war. Er absolvierte auch diese und ging nun an den Pāṇini, den er mit einer Übersetzung und anderen bequemen Hilfsmitteln für den Gebrauch versah. Der vielerfahrene Mann fand es richtig, dem Leser weiter entgegenzukommen, als einst der Anfänger getan hatte. Es folgten nun noch kritische Ausgaben und Übersetzungen zweier Upanishaden, Dāṇḍins Poetik und eine Fülle kleinerer Aufsätze, die sich meist mit Verbesserung schwieriger Stellen der Literatur, namentlich auch der vedischen, beschäftigten. Er las und schrieb für den Druck, bis ihm Auge und Hand den Dienst versagten.

Fragt man nun nach der natürlichen Ausstattung, welche eine so ungeheure Lebensarbeit ermöglichte, so wäre zuerst zu erwähnen, «daß die Natur ihm als Erbteil der Familie eine vielleicht zarte, aber sehr dauerhafte Organisation verliehen hatte. Als er mit 88 Jahren starb, lebte noch eine 99jährige Schwester. Namentlich ist mir stets auffallend gewesen, daß sein Gehirn keine Ermüdung zu kennen schien. Erholungsreisen, wie sie jetzt bei Gelehrten üblich sind, kannte er nicht. Er arbeitete jeden Tag, und auch die Gleichförmigkeit schreckte ihn nicht. Als er sich gelegentlich überzeugen wollte, wie die periphrastischen Perfekta im Ṣaṭapathabrahmaṇa gebildet seien, las er das dicke unergründlich langweilige Buch sozusagen in einem Sitz durch, wozu er zwei bis drei Wochen gebrauchte, täglich etwa acht Stunden. Sein Gedächtnis war beneidenswert. Indische Sprüche oder sonst eine schwierige Stelle hatte er sich schnell eingeprägt und trug sie auf Spaziergängen und sonst im Gedächtnis mit sich herum bis die gewünschte Erklärung oder Konjektur sich gefunden hatte. Eigennamen von Personen, auch solcher, die er erst in späteren Jahren kennen gelernt hatte, pflegte er, soviel ich sehen konnte, nie zu vergessen. Dazu gesellte sich ein leidenschaftlicher Eifer für seine wissenschaftlichen Aufgaben. Er war immer mit ganzer Seele bei der Sache und erwartete von Freunden und Fachgenossen, daß sie

das gleiche Interesse hätten und sich erklärten, ob sie seiner Ansicht zustimmten oder nicht. Gehenlassen oder gar Blasiertheit lag ihm ferne. An ihm konnte man lernen, daß Fleiß und Liebe nötig sind, damit etwas Großes geschaffen werde. Wo er hingriff, betätigte er einen hellen und scharfen Verstand, der auf das Begreifbare losging und sich abwendete, wenn er auf die Grenze stieß, wo der Glaube beginnt. Inwieweit ihm die gestaltende Phantasie verliehen war, welche große Massen ordnet und weite Räume überfliegt, ist schwer zu sagen. Er hat gewiß etwas davon besessen, aber man arbeitet nicht ungestraft ein Menschenalter hindurch an Wörterbüchern, die den Geist auf zufällig angeordnete Einzelheiten hinlenken. So kam es, daß seine größte Virtuosität sich da entfaltete, wo es galt, die Bedeutung eines Wortes scharf zu fassen, die Fäden der Entwicklung zu entwirren, den Bedeutungsgang einzelner Wörter, z. B. viel gebrauchter Verba mit allen Kompositis lichtvoll zu ordnen, ferner einzelne schwierige Stellen eines Autors völlig zu verstehen, oder wo das Verständnis unmöglich schien, der Überlieferung durch Konjekturen aufzuhelfen. In letzterer Beziehung hat er nicht selten über das Ziel geschossen, indem er nicht die Überlieferung sondern den Autor verbesserte. Darin hat er der Zeit, in der er aufwuchs, den Zoll bezahlt. Vieles aber, was er für die Wissenschaft getan hat, wird stehen bleiben für lange Zeit.

Jena.

B. Delbrück.

Friedrich Ratzel †.

Am 9. August 1904 starb unerwartet zu Ammerland der Geograph Friedrich Ratzel. Der vorzeitige Tod des genialen Begründers der Anthropogeographie wird auch in den Kreisen derer, die der indogermanischen Völkerkunde ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, als schwerer Verlust empfunden werden. Wer das Glück hatte, dem ausgezeichneten Manne persönlich nahe zu stehn, wird sein Bild als den vollendeten Typus reinen Menschentums unvergeßlich im Gedächtnis tragen.

Friedrich Ratzel war am 30. August 1844 zu Karlsruhe geboren. Nachdem er anfänglich die Absicht gehabt hatte, Apotheker zu werden, wandte er sich später dem Studium der Naturwissenschaften zu und machte als Korrespondent der Kölnischen Zeitung große Reisen in Europa und Amerika. 1876 ward er Professor der Geographie an der technischen Hochschule zu München, 1886 an der Universität Leipzig.

Von seinen zahlreichen Werken sind für den Indogermanisten folgende von Bedeutung: Anthropogeographie 1882—91, 2. Auflage 1899. — Politische Geographie 1897. — Völkerkunde 1885—88, 2. Auflage 1895. — Die Erde und das Leben 1901—02. — Die Frage nach dem Ursprung der Indogermanen suchte er auf geographischem Wege der Lösung näher zu bringen; ihr sind die beiden, in den Sitzungsberichten der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlichten Untersuchungen über den Ursprung und das Wandern der Völker gewidmet, die in den Jahren 1898 und 1900 erschienen sind.

W. Str.

Hardys Nachlaß.

Am 10. Oktober 1904 starb in Bonn nach langem Leiden Edmund Hardy. Im 'Hochland', 2. Jahrg. Bd. 1, 427—45, hat Streitberg ein Bild seines Lebens und Strebens entworfen, das so ausgezeichnet, erschöpfend und richtig gezeichnet ist, daß jede andere Darstellung daneben matt und farblos erscheinen muß. Indem ich auf diesen Nekrolog verweise, will ich hier nur einige Angaben machen über Hardys wissenschaftlichen Nachlaß, dessen Sichtung und Ordnung mir von Hardys Testamentsvollstrecker, Herrn Professor Dr. Gottlob in Bonn, anvertraut worden ist. Dieser Nachlaß legt beredtes Zeugnis ab von der gewaltigen Arbeitskraft Hardys, der gewissenhaften Durchforschung der Quellen, auf die er seine Arbeiten gründete, und der Sorgfalt, mit der er seine Entwürfe ausführte. In meiner Anzeige von Hardys Buch: "Die Vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens" in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1894, S. 417 ff. konnte ich die Selbständigkeit und Umsicht rühmend hervorheben, die in diesem Buche wie in Hardys Buddhismus sich zeigt. Die Sammlungen, die Hardy hinterlassen hat, beweisen, daß er die mühselige Kleinarbeit des Philologen nicht verschmähte, sondern durch Einzelforschungen sich ganz allmählich zu einer Gesamtdarstellung einer größeren Aufgabe emporarbeitete. Mit rastlosem Eifer und ohne Rücksicht auf die Kosten schaffte er alles erreichbare Material herbei, das er neidlos und selbstlos den Mitforschern jederzeit zur Verfügung stellte. Soweit der Nachlaß der Wissenschaft noch zugute kommt, bezieht er sich ausschließlich auf das Pāli, dem sich Hardy mit Vorliebe zugewendet hatte. In der Pāli Text Society veröffentlichte er 1894 Dhammapālas Kommentar zum Petavatthu, 1901 den zum Vimānavatthu, 1896, 1899, 1900 Teil 3—5 des Āṅguttaranikāya, dessen Herausgabe durch Morris' Tod unterbrochen worden war, 1902 das Nētipakaraṇa mit Auszügen aus Dhammapālas Kommentar. Streitberg hebt hervor, daß Hardy auf dem Gebiete der Philologie Autodidakt war, und daß man ihm daher 'eine gewisse Unsicherheit, die sich anfangs im Gebrauche des philologischen Handwerkszeuges zeigte', verzeihen müsse. Ohne Zweifel haben die Ausgaben manchen Mangel, namentlich die ersten. Aber zum Teil war auch das handschriftliche Material recht mäßig, und wenn man andere von der Pāli Text Society herausgegebene Texte, z. B. die von Feer, mit Hardys Texten vergleicht, wird man leicht einsehen, wie geringfügig die Fehler im Vergleich zu den Vorzügen der Texte sind. Die Herausgabe von Pālitexten ist im allgemeinen viel schwieriger als die von Sanskrittexten. Schon die Regelung der Orthographie ist keine leichte Aufgabe, da die singhalesischen und birmanischen Handschriften oft weit auseinandergehen. Sodann bieten diese Texte eine Fülle von Worten, über die kein Wörterbuch Aufschluß gibt. Childers' Dictionary war für seine Zeit eine bewundernswerte Leistung, die nicht genug anerkannt wird. Noch heute sind viele Artikel mustergiltig, und sie haben bahnbrechend gewirkt. Inzwischen ist aber der Stoff riesig gewachsen, und ein neues Pāli-Wörterbuch ist eine dringende Aufgabe der Wissenschaft. Hardy hatte sich das Ziel gesteckt, diese Aufgabe zu lösen. Er hatte zu diesem Zwecke die gesamte Pāli-Literatur durchgearbeitet und verzettelt. Die Buchstaben *ā* und *ḍ* lagen druckfertig da; von *ā* fand sich im Nachlaß ein Specimen gedruckt vor, zu allen andern Buchstaben reiche Sammlungen, die für

den größten Teil abschließend sein dürften. Nach dem Plane von Rhys Davids soll eine größere Zahl von Gelehrten das neue Wörterbuch auf Grund des von Hardy und Davids gesammelten Materials ausarbeiten. Hardy war kein Freund dieses Planes. Er fürchtete, daß die Arbeit sehr ungleichmäßig werden würde. Als ich ihn Pfingsten 1904 in Bonn zum letzten Mal sprach, hoffte er noch, obwohl er bereits schwerkrank war, die Arbeit allein machen zu können. Ohne Zweifel wäre dies das Beste gewesen. So vorzüglich seine Sammlungen sind, so bleibt ihre Benutzung für jeden andern immer mißlich, und außer Rhys Davids ist augenblicklich kaum jemand so in das Pāli eingearbeitet, wie Hardy es war. Die Sammlungen, zu denen noch Hardys Handexemplar von Childers' Dictionary mit überaus reichen Nachträgen kommt, sind jetzt in den Händen von Rhys Davids. Vielleicht veranlassen sie ihn, seinen Plan zu ändern und allein das neue Wörterbuch unter Hardys und seinem Namen herauszugeben. Jeder der in Aussicht genommenen Mitarbeiter wird gern beisteuern, was er eigenes hat, auch gern bestimmte Texte nochmals durcharbeiten und ausziehen. Dann wird eine größere Einheitlichkeit erzielt werden und Hardys Lieblingswunsch der Erfüllung näher kommen. Auf diesen Wunsch Rücksicht zu nehmen, scheint mir umsomehr Pflicht zu sein, als voraussichtlich die Hardy-Stiftung einen Teil der Kosten des Wörterbuches tragen wird. Daß Hardys Name für alle Zeit mit dem Wörterbuch verbunden bleibt, und sein Anteil daran gebührend hervorgehoben wird, dafür ist Sorge getragen.

Im Nachlaß fanden sich ferner eine Abschrift und Kollationen von Handschriften des Kommentares zum Aṅguttaranikāya, eine sehr umfangreiche Arbeit. Bis 1, 14 war der Text musterhaft für den Druck fertiggestellt. Auch diese Arbeit ist nun in den Händen von Rhys Davids, um von der Pāli Text Society veröffentlicht zu werden.

An Handschriften fanden sich solche des Peṭakopadesa, des Jinālamkāra, des Sāsanavaṃsa und des Mahāvaṃsa, darunter die Abschrift der Pariser Handschrift des Kambodscha-Mahāvaṃsa, über den Hardy im JRAS. 1902 S. 171 ff. berichtet hat. Hardy trug sich mit dem Gedanken, eine neue Ausgabe des Mahāvaṃsa zu geben, eine Arbeit, die nun Geiger übernommen hat. Die Handschriften sind mit Zustimmung des Testamentsvollstreckers der hiesigen Königlichen Bibliothek überwiesen worden.

Meine Bekanntschaft mit Hardy rührt von dem Orientalistenkongresse in Paris 1897 her; sie wurde erneuert und fortgeführt in Rom 1899 und in Hamburg 1902. Ich habe auf diesen Kongressen Gelegenheit gehabt, mit Hardy über viele Fragen zu sprechen, die uns beide beschäftigten. Immer habe ich ihn vorurteilsfrei und ausgezeichnet orientiert gefunden. Er war ohne Zweifel der beste Kenner des Pāli in Deutschland. Sein früher Tod ist ein herber Verlust für die Wissenschaft. Sein Andenken wird dauernd in Ehren bleiben.

Berlin-Halensee.

R. Pischel.

Hardy-Stiftung.

Der am 10. Oktober in Bonn verstorbene Pāliforscher und Religionshistoriker Prof. Dr. D. E. Hardy hat der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften die Summe von c. 70000 Mark vermacht, die zu einer Stiftung

für indologische Studien verwendet werden sollen: das Vermächtnis soll den Namen "Hardy-Stiftung" führen. Über die Verwaltung der Stiftung hat Hardy folgende Bestimmungen getroffen:

"Der Zinsertrag soll alljährlich am 9. Juli [dem Geburtstag Hardys] entweder a) zur Unterstützung eines jungen Gelehrten, gleichviel welchem deutschen Bundesstaat er angehören mag, der seine Universitätsstudien bereits vollendet hat, behufs Fortsetzung seiner Fachstudien oder

b) zu Preisen für vorliegende wissenschaftliche Leistungen oder

c) zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen verwendet werden — alles jedoch unter Beschränkung auf das Gebiet der Indologie in dem Umfang dieses Begriffes, wie er wissenschaftlich anerkannt wird.

Die Verleihung eines Preises für gedruckte Werke ist auf solche zu beschränken, die im Laufe der letzten 3 Jahre, vom Verleihungstermin an gerechnet, erschienen sind. In diesem Falle, aber auch nur in diesem allein, soll die Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit des Verfassers zu einem deutschen Bundesstaat keinen Unterschied begründen.

Bei der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften soll es stehen, im Falle, daß es sich um eine wissenschaftliche Reise oder um Unterstützung größerer wissenschaftlicher Unternehmungen handelt, auch über den Zinsertrag von zwei oder mehreren auf einander folgenden Jahren kraft eines einmaligen Beschlusses zu verfügen. Für die Verlängerung über das dritte Jahr hinaus soll es jedoch eines erneuten Beschlusses bedürfen.

Die Verwendung des Jahresertrags der Hardy-Stiftung soll jedesmal an einer geeigneten Stelle bekannt gegeben werden.

Wenn Verhältnisse irgendwelcher Art die Inanspruchnahme der Zinserträge der Stiftung für ihren eigentlichen Zweck der Förderung der Indologie ausschließen, so bleibt es der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften anheimgegeben, sie für andere Zweige der orientalischen Forschung, jedoch unter Bevorzugung solcher Zweige, welche sich mit der Indologie berühren, entsprechend zu verwenden. —

Möge diese Stiftung Zeugnis ablegen von meiner Vorliebe für ein Forschungsgebiet, das mir den Vorteil gewährte, in geistigen Verkehr mit vielen Mitstrebern zu treten, ältern und jüngern, aus der alten und der neuen Welt, und manche derselben mir als Freunde zu erwerben."

Hardy-Bibliographie.

Vorbemerkung. Nur solche Schriften sind in das Verzeichnis aufgenommen worden, die dem Gebiete der Religionswissenschaft oder dem der indischen Philologie angehören. Selbständig erschienene Werke sind durch Fettdruck kenntlich gemacht, Zeitschriftenaufsätze durch einen Stern charakterisiert. — Hrn. Dr. Erich Schröter in Leipzig und Hrn. Gymnasialoberlehrer K. Hoeber in Straßburg bin ich für fr. Unterstützung verpflichtet.

1882.

* Max Müller und die vergleichende Religionswissenschaft. Katholik 1882 Bd. 1, 244—72; 355—89; 449—78; 561—85.

Vgl. die Entgegnung Lükens ebd. Bd. 2, 272—93.

1884.

Der Begriff der Physis in der griechischen Philosophie. I. Teil.
Berlin Weidmann 1884. III u. 229 S. 8°.

v. Schröder Pythagoras u. die Inder. Lit. Handweiser 1884 Sp. 690 ff.

1886.

* Die Beicht bei den Buddhisten. Katholik 1886 Bd. 1, 207—20;
268—93; 397—413.

van den Ghein Essais de mythologie et de philologie comparée.
Lit. Handw. 1886 Sp. 234 f.

1887.

Die allgemeine vergleichende Religionswissenschaft im akademischen Studium unserer Zeit. Eine akademische Antrittsrede. Freiburg i. Br. Herder 1887. 39 S. 8°.

Tiele Compendium der Religionsgeschichte. Lit. Handw. 1887
Sp. 76 f.

1890.

Der Buddhismus, nach älteren Pāli-Werken dargestellt (Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte. Band I). Münster i. W. Aschendorff 1890. VIII u. 168 S. 8°.

* Der 8. Orientalistenkongreß. Katholik 1890 Bd. 1, 26—41.

1891.

Müller M. Natürliche Religion. Lit. Handw. 1891 Sp. 313—15.

1893.

Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens. Nach den Quellen dargestellt. (Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte Bd. IX u. X.) Münster i. W. Aschendorff 1893. VIII u. 250 S. 8°.

Giesswein Die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft. Katholik 1893 Bd. 1, 571—4.

Müller M. Physische Religion. Lit. Handw. 1893 Sp. 255—58.

1894.

Pāli Text Society. Dhammapāla's Paramattha-Dīpanī. Part III being the commentary on the Peta-Vatthu. London Frowde, Oxford University Press. X u. 303 S.

Bohnenberger Der altindische Gott Varuna. Lit. Rundschau 1894 Sp. 87 f.

Caland Altindischer Ahnenkult. Lit. Rundschau 1894 Sp. 128 f.

Kunze Unsterblichkeit und Auferstehung. Lit. Rundschau 1894 Sp. 248 ff.

1895.

* Buddhismus und Christentum. Aula 1, 14—20; 46—9; 76—80.
Vgl. Buddhismus Kap. 7.

Oldenberg Religion des Veda. LCB. 1895, Nr. 5 Sp. 164 ff.

v. Torma Ethnographische Analogien. LCB. 1895 Nr. 10 Sp. 328.

Sankaracharya Atma Bodha übers. von Fr. Hartmann.

Ders. Das Palladium der Weisheit übers. von Mohini Chatterji.
LCB. 1895 Nr. 39 Sp. 1407f.

Lüders H. Die Vyāsa-S'ikṣā. LCB. 1895 Nr. 49 Sp. 1759f.

1896.

Pāli Text Society. The *Aṅguttara-Nikāya*. Part III. Pañcaka-Nipāta and Chakka-Nipāta. X u. 460 S.

Hopkins The religions of India. LCB. 1896 Nr. 1 Sp. 2ff.

Robiou L'état religieux de la Grèce et de l'orient au siècle d'Alexandre. LCB. 1896 Nr. 3 Sp. 96f.

Windisch Māra und Buddha. LCB. 1896 Nr. 4 Sp. 133f.

Jolly Recht u. Sitte. LCB. 1896 Nr. 36 Sp. 1313f.

Zimmern Vater, Sohn u. Fürsprecher. LCB. 1896 Nr. 38 Sp. 1379.

Garbe Sāṃkhya u. Yoga. LCB. 1896 Nr. 51 Sp. 1846ff.

Catalogue of the Skr. Mss. in the library of the India office.
Part. V. LCB. 1896 Nr. 52 Sp. 1878f.

1897.

* Ein Beitrag zur Frage, ob Dhammapāla im Nālanda-Saṅghā-rāma seine Kommentare geschrieben. ZDMG. 51, 105—27.

Kern Manual of Indian Buddhism. LCB. 1897 Nr. 2, Sp. 80f.

Fick R. Die soziale Gliederung im nordöstl. Indien zu Buddhas Zeit. LCB. 1897 Nr. 5 Sp. 179f.

Hillebrandt Vedische Opfer und Zauber. LCB. 1897 Nr. 23 Sp. 751f.

Chantepe de la Saussaye Lehrbuch der Religionsgeschichte.²
LCB. 1897 Nr. 51/52 Sp. 1668f.

Macdonell Vedic mythology. LCB. 1897 Nr. 51/52 Sp. 1695f.

Caland Die altindischen Toten- u. Bestattungsgebräuche. Lit.
Rundschau 1897 Sp. 45ff.

Caland The Pitr̥medhasūtras of Baudhāyana etc. Lit. Rundschau
1897 Sp. 270f.

1898.

Indische Religionsgeschichte. (Sammlung Götschen Bd. 83) 152 S. Kl. 8°. In zweiter Auflage erschienen.

* Was ist Religionswissenschaft? Archiv f. RW. 1, 9—42.

Vgl. zu S. 41, wo die Stellung der empirischen Psychologie zur Religionswissenschaft bestimmt wird, den Jugendaufsatz: Psychologie ohne Metaphysik? Katholik 1879 Bd. 2, 449—77.

* Der Gr̥hya-Ritus Pratyavarohana im Pālikanon. ZDMG. 52, 149—51.

* The story of the merchant Ghosaka (Ghosakasetṭhi) in its twofold Pāli form, with reference to other Indian parallels. JRAS. 1898, 741—94.

Pavolini Buddismo. LCB. 1898 Nr. 11 Sp. 354.

Dahlmann Buddha LCB. 1898 Nr. 32 Sp. 1192ff. — Literar. Rundschau 1898 Sp. 309ff.

Bühler On the origin of the Indian Brähma alphabet. LCB. 1898 Nr. 39 Sp. 1582f.

v. Negelein Zur Sprachgeschichte des Veda. LCB. 1898 Nr. 40 Sp. 1617.

Uhlenbeck Kurzgefaßtes etym. Wtb. der altindischen Sprache. 1. Bd. LCB. 1898 Nr. 45 Sp. 1790.

Bloch Grhya- und Dharmasūtra der Vaikhanasa. IF. Anz. 9, 21.

Johansson Bidrag til Rigvedas tolkning. IF. Anz. 9, 179f.

Ludwig Das Mahābhārata als Epos und Rechtsbuch. Literar. Rundschau 1898 Sp. 18f.

Baumgartner Die Literaturen Indiens und Ostasiens. Literar. Rundschau. 1898 Sp. 174ff.

1899.

Pāli Text Society. **The Aṅguttara Nikāya**. Part IV. Sattaka-Nipāta, Aṭṭhaka-Nipāta and Navaka-Nipāta. VI u. 477 S.

* Glaube und Brauch oder Brauch und Glaube? Archiv für RW. 2, 177—81.

* Eine buddhistische Bearbeitung der Kṛṣṇasage. ZDMG. 53, 25—50.

Jastrow The religion of Babylonia and Assyria. LCB. 1899 Nr. 10 Sp. 330f.

S'rivara's Kathākāutukam hrsg. von R. Schmidt. LCB. 1899. Nr. 17 Sp. 590f.

The Atthasālinī, Buddhaghosa's Commentary etc. ed. by E. Müller. LCB. 1899 Nr. 21 Sp. 725f.

Vodskov Sjøledyrkelse og Naturdyrkelse. IF. Anz. 10, 7—16.

1900.

Pāli Text Society. **The Aṅguttara-Nikāya**. Part V. Dasaka-Nipāta and Ekādasaka-Nipāta. XIII u. 422.

Catalogue of the Skr. Mss. in the library of the India office. Part. VI. LCB. 1900 Nr. 5 Sp. 242.

Uhlenbeck Kurzgefaßtes etym. Wtb. der altindischen Sprache. 2. Bd. LCB. 1900 Nr. 7 Sp. 312.

Oldenberg Aus Indien u. Iran. LCB. 1900 Nr. 9 Sp. 399.

Eklund Nirvāṇa. LCB. 1900 Nr. 36 Sp. 1467f.

Caland Een idg. Lustratie-Gebruik. IF. 11, 73f.

Smith Die Religion der Semiten. Archiv f. RW. 3, 207—16.

1901.

Pāli Text Society. **Dhammapāla's Paramattha-Dīpanī**. Part IV, being the commentary on the Vimāna-Vatthu. XV u. 374 S.

* Zur Geschichte der vergleichenden Religionswissenschaft. Archiv f. RW. 4, 45—66; 97—135; 193—228.

1. Die Religionsstudien vor der Begründung der vgl. Religionswissenschaft. — 2. Die Entdeckung und Durchforschung der Religionsurkunden. — 3. Max Müller u. die vgl. Religionswissenschaft. — 4. Die Mythologie; historisch-kritische Übersicht. — 5. Die Ethnologie, Volkskunde, Archäologie; die Psychologie. — 6. Die Neuzeit.

Die Quintessenz des Aufsatzes hat Hardy auf dem fünften internationalen Kongress katholischer Gelehrter zu München (24.—28. Sept. 1900) vorgetragen (am 26. Sept.). An den Vortrag knüpfte sich eine lebhafte Debatte, die den ganzen Vormittag ausfüllte. Es beteiligten sich an ihr Dahlmann, Kurth-Lüttich, E. Müller-Straßburg, Hardy, Sepp. Hardys historischer Betrachtungsweise stellten seine Gegner die apologetische Behandlung der Religionswissenschaft entgegen. Vgl. die Akten des Kongresses (Herder, Freiburg i. Br.) S. 155 f.

* On a passage in the Bhabra edict. JRAS. 1901 S. 311—15.

Dazu A. Smith S. 574 und E. Hardy S. 577.

* The sūtra of the burden-bearer. JRAS. 1901 S. 573.

Borchert Animismus. LCB. 1901 Nr. 9 Sp. 354 f.

Foucher Étude sur l'iconographie bouddhique de l'Inde. LCB. 1901 Nr. 33 Sp. 1349 f.

1902.

Pāli Text Society. **The Netti-Pakarāṇa** with extracts from Dhammapāla's commentary. XLI u. 289 S.

Indiens Kultur in der Blütezeit des Buddhismus. **König Asoka.** (Weltgeschichte in Charakterbildern. 1. Abteilung: Altertum.) Mit einer Karte u. 62 Abbildungen. Mainz Kirchheim. 72 S. Lex. 8°. Erschienen Ende 1901.

* Narrenfest in Altindien. Archiv f. RW. 5, 132—41.

* A Cambodjan Mahāvamsa. JRAS. 1902 S. 171—74.

Vgl. Verhandlungen des 13. internationalen Orientalistenkongresses in Hamburg (1902) S. 38 f.: Notes on an enlarged form of the Mahāvamsa extant in a Cambodjan Manuscript.

* Māra in the guise of Buddha. JRAS. 1902 S. 951—55.

* Jahresbericht über vergleichende Religionswissenschaft. Theol. Revue 1, 265 ff. 297 ff.

Jolly Altindische Medizin. LCB. 1902 Nr. 10 Sp. 337 ff.

Franke Geschichte u. Kritik der einheimischen Pāligrammatik u. Lexikographie. LCB. 1902 Nr. 39 Sp. 1302 ff.

Friedländer Der mahāvratā-Abschnitt des Ānkhayana-Āraṇyaka. IF. Anz. 13, 27 f.

Caland Altindisches Zauberritual. Archiv f. RW. 5, 86—92.

1903.

Buddha (Sammlung Götschen Nr. 174) 132 S. kl. 8°.

In zweiter Auflage erschienen.

Pavolini Mahābhārata. LCB. 1903 Nr. 1 Sp. 19 f.

Franke Pāli und Sanskrit. LCB. 1903 Nr. 4 Sp. 140 ff.

Pleyte Buddha-Legende. LCB. 1903 Nr. 7 Sp. 239 f.

Catalogue of the library of the India office. Vol. II Part. III. LCB. 1903 Nr. 7, Sp. 251.

Bertholet Buddhismus u. Christentum. LCB. 1903 Nr. 11 Sp. 379 f. — Archiv f. RW. 6, 259 f.

Stenzler-Pischel Elementarbuch der Sanskritsprache. 7. Aufl. LCB. 1903 Nr. 20 Sp. 681.

- Sieg** Sagenstoffe des Rigveda. LCB. 1903 Nr. 21 S. 712f.
- Pischel** Zur Kenntnis des Apabhramśa. LCB. 1903 Nr. 23 Sp. 781.
- Garbe** Beiträge zur ind. Kulturgeschichte. LCB. 1903 Nr. 38 Sp. 1268f.
- Rāja-çekhara's** Karpūra-mañjarī. LCB. 1903 Nr. 44 Sp. 1474f.
- Life and Letters of the R. H. F. Max Müller.** IF. Anz. 15, 209f.
- Oldenberg** Literatur des alten Indien. IF. Anz. 15, 221f.
- Örtel** Contributions from the Jāiminiya-Brāhmaṇa. IF. Anz. 15, 222.
- Happel** Die religiösen u. philosophischen Grundanschauungen der Inder. Archiv f. RW. 6, 80—84.
- Bertholet** Die Gefilde der Seligen. Archiv f. RW. 6, 344f.
- 1904.
- Bousset** Wesen der Religion. LCB. 1904 Nr. 3 Sp. 89f.
- Gunkel** Zum religionsgeschichtl. Verständnis des Neuen Testaments und
- Pfleiderer** Das Christusbild des urchristl. Glaubens in religionsgeschichtl. Beleuchtung. LCB. 1904 Nr. 4 Sp. 121ff.
- Deussen** Erinnerungen an Indien. LCB. 1904 Nr. 4 Sp. 129.
- Winternitz** A Catalogue of South Indian Skr. Mss. LCB. 1904 Nr. 5 Sp. 167.
- Bertholet** Der Buddhismus u. seine Bedeutung für unser Geistesleben. LCB. 1904 Nr. 14 Sp. 453f.
- Neumann** Die Reden Gotamo Buddhō's. 1—3 Bd. LCB. 1904 Nr. 15|16 Sp. 507f.
- Vgl. die Replik Neumanns, Nr. 23 Sp. 765 und die Duplik Hardys ebd. Sp. 765f.
- Somanātha** The musical compositions ed. by R. Simon. LCB. 1904 Nr. 15/16 Sp. 516.
- Pfungst** Aus der indischen Kulturwelt. LCB. 1904 Nr. 17 Sp. 541f.
- Jacobi** Mahābhārata. LCB. 1904 Nr. 19 Sp. 622f.
- Rhys Davids** Buddhist India. IF. Anz. 16, 1—4.

W. Str.

Curtius-Stiftung.

Das unterzeichnete Kuratorium hat den vorjährigen Zinsertrag dem Stud. philol. Erich von Voss (aus Fellin in Rußland) zur Förderung seiner wissenschaftlichen Studien verliehen.

Leipzig, 2. Februar 1905.

Dr. K. Brugmann, Dr. R. Meister, Dr. H. Lipsius.

Personalien.

Geheimrat Brugmann in Leipzig ist zum auswärtigen ordentlichen Mitglied der R. Accademia dei Lincei in Rom ernannt worden.
